



STUDIEN

ZUR -

ENGLISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

LORENZ MORSBACH

O. Ö. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT GÖTTINGEN

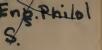
HEFT LXII

WERNER LEOPOLD

DIE RELIGIÖSE WURZEL

VON CARLYLES LITERARISCHER WIRKSAMKEIT

HALLE A. S. VERLAG VON MAX NIEMEYER 1922



DIE RELIGIÖSE WURZEL VON CARLYLES LITERARISCHER WIRKSAMKEIT

DARGESTELLT
AN SEINEM AUFSATZ
,,STATE OF GERMAN LITERATURE.
(1827)

VON

WERNER LEOPOLD

188749

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1922

PE 25 58 H-ft.62-63

Inhaltsübersicht.

| | Deite |
|--|-------|
| Einleitende Bemerkungen | 1 |
| Carlyles Bedeutung für die deutsche Literatur in England | 3 |
| Carlyles religiöser Werdegang | 45 |
| Carlyles religiöse Persönlichkeit und der "State of German | |
| Literature" | |
| 1. Entstehungsgeschichte des "State of German Literature" | 61 |
| 2. Stil des "State of German Literature" | -69 |
| 3. Gliederung und Inhalt des "State of German Literature" | 94 |
| 4. Wirkung des "State of German Literature" | 104 |
| Rückblick | 110 |

Messignal parties

Einige Schriften.

Leben:

James Anthony Froude, Th. C. A history of the first forty years of his life 1795-1835. 1. 2. London 1882.

Richard Garnett, Life of Th. C. London 1895 (= Great writers).

Paul Hensel, Th. C. Stuttgart 1901 (= Frommanns Klassiker der Philosophie, Bd. 11).

Leon Kellner, Die Englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria. Leipzig 1909, S. 110-154.

Ausgaben:

Essays on German Literature. Leipzig (Tauchnitz) 1917 (= T)1). Collected Works. Library Edition. In 30 volumes. London 1869-70. Abhandlung über den Goetheschen Faust. Mit Einleitung neu abgedruckt von Richard Schröder. Archiv 96 (1896) 243-268.

The Edinburgh Review, or Critical Journal. Vol. XLVI. Edinburgh 1827. Nr. XCII (S. 304-351 State of German Literature = St.).

Fraser's Magazine for Town and Country. Vol. H-III. London 1830-31 (Cruthers and Jonson. Peter Nimmo).

Rectorial Addresses delivered before the University of Edinburgh 1859— 1899. Edited by Archibald Stodart-Walker. London 1900 (Rektoratsrede S. 77-109).

Der State of German Literature wird unter dem Sigel St, mit Seiten- und Zeilenzahl der Tauchnitz-Ausgabe angeführt.

Briefwechsel und Erinnerungen:

Early Letters. Edited by Charles Eliot Norton. Vol. I 1814-21, II 1821-26. London 1886 (frühe Briefe, nur mit Datum angeführt). Letters 1826-36. Edited by Ch. E. Norton. 1. 2. London 1888. Correspondence between Goethe and Carlyle. Ed. by Charles Eliot Norton. London 1887 (= CGC).

The Love Letters of Th. C. and Jane Welsh. Ed. by Alexander

Carlyle. 1. 2. London, New York 1909 (= LL).

The Correspondence of Th. C. and Ralph Waldo Emerson 1834-1872. 1. 2. London 1883, [hgg. von Norton].

Reminiscences. Edited by J. A. Froude. 1. 2., London 1881 (= Rem.).

1) Nach T werden angeführt die darin enthaltenen Aufsätze: Jean Paul Friedrich Richter S. 7-34 = Miscellaneous Essays 1 1-30 State of German Literature S. 35-104 = " " 1 31-10 131-100 (= St.)Jean Paul Friedrich Richter again S. 105—178 = 33 - 75Luther's Psalm S. 179 - 183 =3 79-83 27 Schiller S. 184 - 241 =3 87-143 The Nibelungen Lied S. 242 - 310 =3 147-211

This section from

Einige Schriften.

Leben:

James Anthony Froude, Th. C. A history of the first forty years of his life 1795-1835. 1, 2. London 1882.

Richard Garnett, Life of Th. C. London 1895 (= Great writers).

Paul Hensel, Th. C. Stuttgart 1901 (= Frommanns Klassiker der Philosophie, Bd. 11).

Leon Kellner, Die Englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria. Leipzig 1909, S. 110—154.

Ausgaben:

Essays on German Literature. Leipzig (Tauchnitz) 1917 (= T)¹). Collected Works. Library Edition. In 30 volumes. London 1869—70. Abhandlung über den Goetheschen Faust. Mit Einleitung neu abgedruckt von Richard Schröder. Archiv 96 (1896) 243—268.

The Edinburgh Review, or Critical Journal. Vol. XLVI. Edinburgh 1827. Nr. XCII (S. 304-351 State of German Literature = St.).

Fraser's Magazine for Town and Country. Vol. II—III. London 1830-31 (Cruthers and Jonson. Peter Nimmo).

Rectorial Addresses delivered before the University of Edinburgh 1859—1899. Edited by Archibald Stodart-Walker. London 1900 (Rektoratsrede S. 77—109).

Der State of German Literature wird unter dem Sigel St. mit Seiten- und Zeilenzahl der Tauchnitz-Ausgabe angeführt.

Briefwechsel und Erinnerungen:

Early Letters. Edited by Charles Eliot Norton. Vol. I 1814—21, II 1821—26. London 1886 (frühe Briefe, nur mit Datum angeführt). Letters 1826—36. Edited by Ch. E. Norton. 1. 2. London 1888. Correspondence between Goethe and Carlyle. Ed. by Charles Eliot Norton. London 1887 (= CGC).

The Love Letters of Th. C. and Jane Welsh. Ed. by Alexander

Carlyle. 1. 2. London, New York 1909 (= LL).

The Correspondence of Th. C. and Ralph Waldo Emerson 1834—1872.

1. 2. London 1883, [hgg. von Norton].

Reminiscences. Edited by J. A. Froude. 1. 2., London 1881 (= Rem.).

1) Nach T werden angeführt die darin enthaltenen Aufsätze:

Jean Paul Friedrich Richter S. 7-34 = Miscellaneous Essays 1 1-30

State of German Literature S. 35-104 = , , 1 31-100 (= St.)

Jean Paul Friedrich Richter again S. 105-178 = , , 3 3-75

Luther's Psalm S. 179-183 = , , 3 79-83

Schiller S. 184-241 = , , 3 87-143

The Nibelungen Lied S. 242-310 = , 3 147-211

Carlyle und die deutsche Literatur 1):

Emil Koeppel, Deutsche Strömungen in der englischen Literatur.

Straßburg 1910.

Georg Herzfeld, William Taylor von Norwich. Eine Studie über den Einfluß der neueren deutschen Literatur in England. Halle 1897 (= Morsbachs Studien zur englischen Philologie Bd. 2).

Wilhelm Streuli, Th. C. als Vermittler deutscher Literatur und deut-

schen Geistes. Zürich 1895.

Stil:

Otto Schmeding, Ueber Wortbildung bei C. Halle 1900 (= Morsbachs Studien zur englischen Philologie Bd. 5).

M. Krummacher, Notizen über den Sprachgebrauch C.s Englische

Studien (= **ESt.**) 6 (1883) 352-397.

Henry Pape, Jean Paul als Quelle von Th. C.s Anschauungen und Stil. Rostock Diss. 1904.

Einzelfragen:

Wilhelm Dilthey, Th. C. Archiv für Geschichte der Philosophie 4 (1891) 260-285.

Bernhard Fehr, Der deutsche Idealismus in C.s Sartor Resartus. Germanisch-romanische Monatsschrift (= GRM) 1913 81-101.

Else Kemper, C. als Imperialist. Heidelberger Diss. Berlin 1918. Friedrich Brie, Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur. Anglia 40 (1916) 70-81.

Ewald Flügel, C.s religiöse und sittliche Weltanschauung. Leipzig

Diss. 1887.

- C. E. Vaughan, C. and his German Masters = Essays and Studies by Members of the English Association, collected by A. C. Bradley. Oxford 1910, S. 168—196.
- H. Kraeger, C.s Stellung zur deutschen Sprache und Litteratur. Anglia 22 (1899) 145-342.

Otto Baumgarten, C. und Goethe. Tübingen 1906.

Th. C., Goethe. Th. C.s Goetheporträt, nachgezeichnet und hgg. von Samuel Saenger: Berlin. 3.—5. Tausend 1910.

Frohwalt Küchler, C. und Schiller. Anglia 26 (1903) 1-93. 393-446.

Adalbert Hildebrand, C. und Schiller. Berlin Progr. 1913.

✓ Frederick William Roe, Th. C. as a Critic of Literature. New York 1910.

Religiöse Fragen:

Max Weber, Die protestantische Ethik und der "Geist" des Kapitalismus, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 20 (1904) 1—54. 21 (1905) 1—110.

Ernst Troeltsch, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt, München, Berlin 1911 (= Historische Biblio-

thek Bd. 24).

¹⁾ Genauere Literaturangaben zur Frage der deutsch-englischen literarischen Beziehungen, die hier nicht erschöpfend behandelt werden soll, findet man z.B. in der Cambridge History of English Literature.

Einleitende Bemerkungen.

'What a man feels intensely, he struggles to speak out of him.' Heroes and Hero-worship.

Carlyles Aufsatz State of German Literature (1827), an den die folgende Arbeit anknüpft, ist bisher nicht besonders beachtet worden. Nur Garnett (47) bezeichnet ihn als 'invaluable as a profession of faith and as a picture of Carlyle's mind, every phase of which seems to come successively into view as he takes up writer after writer'. Die Form dieser Feststellung ist ungenau, denn es wird gezeigt werden, daß der Plan der Abhandlung ein anderer ist als die Besprechung eines Schriftstellers nach dem andern. Aber inhaltlich trifft sie das Richtige, denn selbstverständlich gibt Carlyle mit der Darstellung deutscher Anschauungen seine eigenen Ueberzeugungen wieder 1). Die Untersuchung wird jedoch ergeben, daß dem Aufsatz darüber hinaus eine ganz besondere Bedeutung zukommt. Er ist nicht nur ein Glaubensbekenntnis in des Wortes tiefster Bedeutung und ein Abbild seines Geistes, sondern er steht außerdem an hervorragender Stelle sowohl in Carlyles persönlicher Entwicklung als auch in der Geschichte des deutschen Geistes in England. Es muß daher einerseits die Verbreitung deutscher Literatur in England bis zu Carlyles Zeiten und anderseits die Entwicklung von Carlyles Persönlichkeit in großen Zügen beleuchtet werden, um den State of German Literature als den Kreuzungspunkt der beiden Entwicklungsreihen in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen und seine Wirkung zu erklären. werde versuchen, ein Bild von der Vermittlung deutscher Literatur in England durch Uebersetzer und literarische Vorgänger Carlyles und von der Stellungnahme der englischen Oeffentlichkeit zu geben, um die Voraussetzungen zu zeigen, unter denen Carlyle wirkte. Bei der Darstellung von Carlyles religiöser Entwicklung, die uns den Schlüssel für das Verständnis seines Wirkens geben soll, muß ich drei Abschnitte des Sartor Resartus näher betrachten. Eine genauere Untersuchung des State of German Literature wird dann versuchen, die Richtigkeit der gewonnenen Gesichtspunkte zu erweisen; zu diesem Zwecke sollen Stil und Gliederung eingehender behandelt werden. Hierbei wird die alte Frage, ob Carlyle von Richters Stil beeinflußt ist oder nicht, eine neue Beleuchtung erfahren. Von vollständigen Zusammenstellungen werde ich jedoch absehen; der Stil kommt für diese Arbeit nur soweit in Betracht, wie er sich als Ausdruck der Persönlichkeit Carlyles darstellt.

¹⁾ Vgl. Roe 46. Studien zur engl. Phil. LXII.

 Ueberhaupt ist die Absicht der Arbeit, einen Beitrag zum Verständnis der Persönlichkeit und der Bedeutung Carlyles zu geben, und alle Einzeluntersuchungen zielen darauf hin. Es ist selbstverständlich, daß ich mich dabei nicht auf die Ausbeutung des State of German Literature beschränke, sondern die verschiedensten Quellen für das Leben, Fühlen und Denken des jungen Carlyle (bis zum Sartor) berücksichtige, d. h. vor allem die Schriften, Briefe und Erinnerungen seiner Jugend und Froudes Urkundensammlung zu den ersten vierzig Jahren seines Lebens. Aber der State of German Literature bildet den Brennpunkt, in dem alle Strahlen der Untersuchung zusammenlaufen.

Es kann sich nicht darum handeln, einzelne Vorzüge Carlyles zu rühmen oder, wie es gerade bei Carlyle gern getan wird 1), Widersprüche zu tadeln. Carlyle würde einem solchen Verfahren entgegenhalten, es gelte nicht Teile, sondern das Ganze zu erkennen (vgl. St. 7918f.) und Irrtümer nicht nur zu rügen, sondern zu erklären. Das Ziel muß vielmehr sein, ohne ein Urteil zu fällen, die innere Einheit der Persönlichkeit Carlyles zu erfassen und ihre Auswirkung in den äußeren Erscheinungen seines Lebens und seiner Werke nachzuweisen. Das Leitwort für diese Art der Forschung gibt Carlyle selbst 1829 in seinem Aufsatz über Novalis 2) als allgemeine Anweisung an die Leser: 'The most profitable employment any book can give them, is to study honestly some earnest, deep-minded, truth-loving Man, to work their way into his manner of thought, till they see the world with his eyes, feel as he felt and judge as he judged, neither believing nor denying, till they can in some measure so feel and judge'. Das ist ein nie ganz erreichbares Ideal; der Weg zu ihm ist um so schwieriger, je ferner der Betrachter dem Boden steht, aus dem der Verfasser erwachsen ist. Mein Versuch. in diesem Sinne eine wichtige Seite der Persönlichkeit Carlyles aufzuhellen, kann sich daher bestenfalls nur diesem Ziele nähern 3); Liebe zum Gegenstande und Streben nach Sachlichkeit scheinen mir die Grundvoraussetzungen dafür zu sein. Die Arbeit ist ihrer Anlage nach erwachsen aus der Ueberzeugung, daß Sprach- und Literaturwissenschaft eine Einheit bilden und daß Wissenschaft und Leben Fühlung behalten müssen. Indem ich im ganzen Verlauf der Untersuchung den Menschen Carlyle als ihren Mittelpunkt im Auge behalte, bekenne ich mich zu der Anschauung Popes, die Carlyle in einer Umformung Goethes zu seiner eigenen machte:

'The proper study of mankind is man' 4).

¹⁾ z. B. von Kellner.

 ²⁾ Misc[ellaneous] Ess[ays] 2 304.
 3) Am tiefsten scheint mir Hensel in seinem schönen Buch in Carlyles Geist einzudringen, weil er mit dieser Einstellung an ihn herangeht.
 4) Essay on Man 2 2.

Carlyles Bedeutung für die deutsche Literatur in England.

Als Carlyle begann, sich für die Verbreitung deutscher Dichtung in England einzusetzen, herrschte dort noch völlige Unkenntnis über Deutschland. Carlyle deutet selbst in seinen ersten Schriften, auch im State of German Literature, verschiedentlich darauf hin. Man stellte sich die Deutschen gerne vor 1) als ein Volk, das zwar gute Anlagen habe, aber noch in ziemlich rauhen und urwüchsigen Sitten lebe; infolgedessen besäßen sie Tatkraft und manche anderen Tugenden der Naturvölker, aber auch ihre Mängel, besonders ein gewisses zügelloses Ungestüm, ein Uebermaß an Leidenschaft im Guten und im Schlechten, Gefallen an rohen Aufregungen, Gegensätzen, Schrecklichkeiten und aufdringlichen Uebertreibungen aller Art.

Dem entsprachen die Vorstellungen von der deutschen Literatur. Gerade die entarteten Nachkömmlinge der Sturm- und Drang-Zeit: Ritterstücke, Zauber-, Geister- und Räuberromane mit ihrem ganzen Aufwand an romantischen Schrecknissen und empfindsamen Rührseligkeiten drangen zuerst nach England und galten als Vertreter der deutschen Dichtung; ja Theaterstücke dieser Art bezeichnete man geradezu mit dem Gattungsnamen 'German drama'. Was Wunder, daß den Engländern die deutsche Muse ebenfalls als eine belle sauvage erschien, als eine zwar leidenschaftliche und fesselnde, aber maßlose, ungebildete und nur halb gesittete Schwester ihrer eigenen Muse, die man höchstens mit überlegener Nachsicht lieben konnte, an deren Unsinn und Taktlosigkeit man aber immer wieder Anstoß nehmen mußte.

Doch ist es den Engländern zu verzeihen, daß ihre Begriffe von deutscher Dichtung noch in solches Dunkel gehüllt waren, in das erst Carlyle mit seinem State of German Literature kräftig hineinleuchtete: nicht nur, weil ihre Uebersetzer ihnen ein falsches Bild geliefert hatten, sondern noch mehr, weil die wissenschaftliche Literaturbetrachtung damals noch in den Anfängen lag. Die Wissenschaft von Sprache und Literatur ist ein Kind der Romantik. Während die vorhergehende Zeit alle Vergangenheit nur mit den Augen der Gegenwart betrachtet hatte, brachte das allmähliche Aufglühen der Romantik mit ihrer Einfühlungsgabe, ihrer Fähigkeit der Loslösung vom Tatsächlichen und Gegenwärtigen, ihrer liebevollen Versenkung in die alten Zeiten die Grundeinstellung, die nötig war, um das Vergangene nachempfindend

¹⁾ Das Folgende z. T. nach St. 48.

umfassen, aus sich selbst heraus erklären, darstellen und entwickeln zu können

So war auch die zusammenfassende Darstellung der englischen Literatur noch in den Anfängen. Johnson schrieb Dichterleben in Einzelaufsätzen, eine Form, auf die Scott noch 1821 zurückgriff. Pope war der erste 1), der den Plan einer Geschichte der englischen Dichtung entwarf. Dieser Plan wurde von Thomas Gray, dem Dichter der Elegy on a country churchyard', aufgenommen und erweitert. Er kam nicht dazu, diesen Plan auszuführen. Als Probe seiner Einsicht in die Geschichte der Dichtung ist uns nur seine Ode über die Entwicklung der Dichtung (Progress of Poesy) geblieben, in der er in großen Zügen den Weg der Dichtkunst von Griechenland über Italien nach England beschreibt und ihr Wesen, ihre Gattungen und ihre Bedeutung für das menschliche Leben entwirft2). Daß in der Uebersicht Deutschland fehlt. besagt in diesem Falle nichts, da selbst Frankreich übergangen wird. Gray übergab den Plan einer Geschichte der englischen Dichtung Thomas Warton, und dieser war der erste, der nach Popes und Grays Entwurf das Werk ausführte (1774-81); doch auch jetzt noch sollte es Bruchstück bleiben. Erst Courthope vollendete die erste englische Literaturgeschichte (1895-1909), indem er unter gänzlicher Verwerfung von Wartons Werk auf Pope und Gray zurückgriff 3).

Zu Carlyles Zeit gab es also über englische Literatur nichts als Wartons Bruchstücke einer Literaturgeschichte des 12. bis 16. Jahrhunderts. Carlyle plante selber im Jahre 1827, wie aus einem seiner Taschenbücher hervorgeht 4), eine Geschichte der englischen Literatur von der Zeit Chaucers an. Von der ältesten englischen Dichtung wußte man überhaupt kaum etwas; der Beowulf war zwar 1815 in Kopenhagen gedruckt worden, aber man findet ihn noch bis 1827 bei Carlyle nirgends erwähnt. Ist es bei dieser unvollkommenen Kenntnis der eigenen Literatur so sehr zu verwundern, daß man in England nicht viel von der deutschen

Dichtung wußte?

War doch in Deutschland selbst die eigentliche Wissenschaft vom deutschen Altertum, die aus dem Schoße der Romantik und der Begeisterung der Befreiungskriege geboren wurde, damals erst im Entstehen. Zwar waren Dichter und Gelehrte wie Tieck, die Brüder Schlegel, Docen ⁵), Görres, von der Hagen ⁵), Büsching ⁵), die Brüder Grimm ⁵), Lachmann ⁵) u. a., die nicht unbedeutende Vorgänger in Gottsched, Bodmer,

¹) Für das Folgende vgl. J. W. Mackail, The Progress of Poesy. An inaugural lecture. Oxford 1906. — Diese Vorlesung ist lehrreich, weil sie nicht nur deutlich zeigt, wie Carlyles Gedanken auf die englische Kritik umgestaltend eingewirkt haben, sondern trotzdem noch ahnen läßt, wie schwierig diese Umgestaltung gewesen sein muß; denn dieser Professor der Dichtkunst steht noch heute nicht auf der Höhe von Carlyles Kritik.

²⁾ Carlyle würde sich seinem Landsmann Mackail in der Hochschätzung dieser Ode kaum anschließen; sie bringt zwar zum erstenmal große Gesichtspunkte in die Literaturbetrachtung; aber diese Gesichtspunkte, die eben doch noch dem 18. Jahrhundert angehören, sind ganz andere, als Carlyle sie fordert. Uns Deutsche stört zudem in der Ode die einseitige Beschränktheit des Engländers und das anmaßende Selbstbewußtsein des Dichters.

³⁾ Dieser Sachverhalt tritt bei Mackail nicht klar hervor.

⁴⁾ Roe 54.

⁵) In Carlyles Aufsatz The Nibelungen Lied (1831) genannt.

Lessing, Herder gehabt hatten, schon eifrig an der Arbeit gewesen, den Boden für die Grundlegung des neuen Gebäudes auszuschachten. Aber erst das Jahr 1827, dasselbe, in dem Carlyle seinen State of German Literature schrieb, brachte die erste deutsche Literaturgeschichte, die diesen Namen verdient, die von Koberstein, während noch viele Jahre bis zum Erscheinen der Werke von Gervinus (1835—40), Vilmar (1845),

Wackernagel (1848-55) usw. vergingen.

Auch was an Darstellungen vorlag, die nicht mit dem Maßstab der heutigen Literaturwissenschaft gemessen werden können, war nur wenig. Die Darstellungen früherer Jahrhunderte, z.B. die von Morhof 1682, kamen natürlich für Carlyle nicht mehr in Frage. Anderseits erschien die deutsche Literatur Wolfgang Menzels, der ähnlich wie der Vater Bouhours (St. 38 f.) einen etwas zweifelhaften Ruhm durch seine Ablehnung Goethes errungen hat, erst 1827 1). Von Wachlers verschiedenen Schriften über die Geschichte der deutschen Dichtung kannte Carlyle die Vorlesungen über Werden und Wirken der Literatur (1819) erst seit dem Juni 1830, als Goethe sie ihm übersandte. Die sonstigen kleineren oder größeren Versuche zu einer deutschen Literaturgeschichte hat Carlyle sicher nicht gekannt bis auf die, welche er selbst nennt: Flögel, Meister, Koch, Eichhorn, Bouterwek, Horn, Jördens. Carlyle ist nicht karg in der Angabe seiner Quellen; die Handbücher, die er für die deutsche Literatur benutzt, sind ihm liebe und wichtige Bücher, die er sogar anführt, wo es sich nicht um Quellennachweis handelt 2). Es ist als sicher anzunehmen, daß er keine andern benutzt hat, seine innere Beteiligung hätte ihn sonst auch diese gelegentlich nennen lassen. Zudem sind es in der Tat die bedeutenderen. Diese Werke nun sind Zusammenstellungen der verschiedensten Art, meistens trockene Aufzählungen äußerer Tatsachen unter Aufwand von viel Gelehrsamkeit (wie Eichhorn, Bouterwek und Jördens, noch mehr Koch und Flögel) oder halbwissenschaftliche Plaudereien (wie Horn), alle aber keine wirklichen Literaturgeschichten.

Karl Friedrich Flögels Geschichte der komischen Litteratur (Liegnitz-Leipzig 1784—87 in 4 Bd.) ist ein Werk, welches das Ergebnis einer ungeheuren Arbeit darstellt. Es bringt in einem allgemeinen ästhetischen Teil eine sehr eingehende Untersuchung über das Wesen des Lächerlichen, im Hauptteil die Geschichte der Satire und Komödie, nach Völkern geordnet. Im einzelnen enthält es eine erdrückende Fülle von Gelehrsamkeit, doch weit überwiegend nichts als Aufzählungen; eingehende und vollständige Verzeichnung aller Bearbeitungen und Ausgaben der Werke lassen den Bienenfleiß des Verfassers in ebenso hellem Lichte leuchten, wie sie dem verzweifelten Leser jede Hoffnung auf lebendigen Inhalt ersticken. Er gibt in der Vorrede zum 4. Band selbst als einen Mangel seines Buches zu, daß es über Leben und Eigenart der Dichter fast nichts bringt. Nicht einmal äußere Tatsachen über einen Dichter

1) Robinson (2 491) schreibt am 25/12 1830 darüber unter Erwähnung seiner Einteilung nach christlichen Gesichtspunkten: 'At this time Menzel's "Deutsche Literatur" afforded me much amusement. It is a piquant work'.

2) So im ersten Richter-Aufsatz 1827, wo er als Hilfmittel für die Lebens-

²) So im ersten Richter-Aufsatz 1827, wo er als Hilfmittel für die Lebensbeschreibung deutscher Dichter ganz allgemein das Leipziger Konversationslexikon, Jördens, Flögel und Koch nennt. Das Leipziger Konversationslexikon erwähnt er öfter; am 10/6 1828 äußert er im Briefe den Wunsch es zu besitzen.

konnte also Carlyle daraus schöpfen; es ist darum keine sichtbare Beeinflussung durch seinen Inhalt zu erwarten; er mag es als Nachschlagebuch benutzt haben 1) und kann allenfalls dadurch auf den Reinicke Fuchs, Sebastian Brant und Fischart aufmerksam geworden sein, die Flögel besonders eingehend bearbeitet hat. Immerhin hätte er bei genauerer Beschäftigung mit dem Buch daraus lernen können, den Satirikern des 17. Jahrhunderts, Günther, Haller, Bodmer u. a. eine größere Beachtung zu schenken. Daß die althochdeutsche Literatur nicht behandelt wird, liegt im Wesen des Buches; aber Flögels Kenntnisse der mittelhochdeutschen Literatur sind auch noch völlig unzulänglich, der Zeit entsprechend.

Carlyle erwähnt öfter Leonard Meisters Charakteristik deutscher Dichter (Zürich I 1785, II 1787). Ob er 1827 dies Werk schon kannte, ist fraglich; jedenfalls konnte es ihm nicht viel nützen. In unzusammenhängenden Einzelbildern von Dichtern behandelt es die deutsche Literatur von den "Barden" bis zu Klopstock, Lessing und Geßner, also noch nicht Goethe, Schiller und Herder. Die Darstellung ist unvollkommen und hölzern, nur bei Lessing wird er etwas wärmer. Der Verfasser bedient sich einer altertümelnden Sprache, die durch einen etwas gezierten Stil und eine gezwungene Wortstellung nicht gefälliger gemacht wird. Als eins der frühsten seiner Art hatte das Werk immerhin vorübergehend Bedeutung; auch Coleridge las es 1799 in Göttingen²). Von einem Einfluß auf den State of German Literature ist keine Spur festzustellen.

Dem Werke Flögels steht in der ganzen Anlage nahe Erduin Julius Kochs Compendium der deutschen Literaturgeschichte (2 Bände, Berlin I 1790. 21795, II 1798), das sich auf die ganze deutsche Literatur im weitesten Sinne erstrecken sollte. Vollendet ist nur die Poesie im engeren Sinne. Dies Buch, das erste seiner Art in Deutschland, behandelt die ganze deutsche Dichtung in derselben Art, wie Flögel einen Abschnitt daraus vorgenommen hatte: fast nur aufzählend und zusammenstellend, dies jedoch mit ungeheurer Genauigkeit. An Tatsachen verzeichnet es alles, was irgend in Frage kommt, nach Dichtgattungen geordnet, aber ohne eine Spur von Leben in der Darstellung. Wie das Flögels kann auch dies Werk Carlyle nur zum Nachschlagen gedient haben. Wie groß das Bedürfnis nach einer solchen Veröffentlichung war, beweist die Tatsache, daß Kochs 1. Band schon nach fünf Jahren eine 2. Auflage erlebte. Das Buch wird also damals sehr bekannt gewesen sein 3), sodaß Carlyle früh darauf stoßen mußte.

Dieselbe Anordnung hat auch noch Johann Gottfried Eichhorn; er war ein weltberühmter strenggläubiger Theologe in Göttingen 4), umfaßte aber in seinen zahlreichen deutschen und lateinischen Schriften die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft: er schrieb nicht nur bedeutende Werke über alle Gebiete der Theologie, über hebräische Sprache und andere Gegenstände, die mit seinem Fach zusammenhängen, sondern

Vgl. außer dem 1. Richteraufsatz u. a. Misc. Ess. 3 232.
 Brandl, Coleridge 254.

³⁾ Bouterwek (z. B. 9 vI) und Eichhorn (z. B. 31 215) beziehen sich daraut. 4) 1788—1827. Vorher war er Professor in Jena, wo Schiller sein Nachfolger wurde (vgl. Life of Schiller 114). Coleridge war ein Schüler Eichhorns, als er 1799 in Göttingen studierte.

z. B. auch über arabische Sprache, über Geschichte, über den ostindischen Handel, Lebensbeschreibungen usw., sodaß wir Carlyles Eindruck einer 'almost frightful laboriousness' (St. 36 10) durchaus teilen. Aus diesen ausgedehnten Kenntnissen erwuchs seine Allgemeine Geschichte der Kultur und Litteratur des neueren Europa (Göttingen 1796-99, 2 Bände, unvollendet). Aber das starke Bedürfnis veranlaßte den Gelehrten, sich näher mit Literaturforschungen zu befassen, als deren erstes Ergebnis 1797 der 1. Band seiner Litterärgeschichte erschien. Binnen zwei Jahren war er ausverkauft 1), und 1812 konnte er eine 2. Auflage davon erscheinen lassen. 1814 erschien dazu der 2. Bd. mit dem genaueren Titel Litterärgeschichte der drey letzten Jahrhunderte. Dies Werk holt jedoch so weit aus und berücksichtigt die Literatur der ganzen Welt im weitesten Sinne so eingehend, daß von den 471 + 1263 = 1734 Seiten auf die deutsche Literatur im engeren Sinne nur 91 Seiten entfallen. In diesem engen Rahmen mußte er sich im wesentlichen auf bloße Nennung der wichtigsten Namen beschränken; er ordnet sie nach Gattungen, die er durch alle drei Jahrhunderte hindurch im Zusammenhang verfolgt. Aus dieser kurzen Skizze konnte Carlyle nichts entnehmen.

Inzwischen war Eichhorns größeres Werk über dasselbe Gebiet erschienen: Geschichte der Litteratur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten (Göttingen 1805-12, 4 Bände in 7 Teilen). Auch hier überwiegt, dem Wissen und der Eigenart des Verfassers entsprechend, die Kulturschilderung bedeutend. Er faßt Literatur im weitesten Sinne und gibt daher Gelehrtengeschichte aller Gebiete. Er teilt seine Darstellung in wenige große Abschnitte ein. In jedem Abschnitt berichtet er zuerst über die allgemeinen Kulturverhältnisse und behandelt dann nacheinander die Geschichte der verschiedenen Wissenschaften, denen sich die Literaturgeschichte als eine von vielen Geistesgeschichten anschließt. Innerhalb der Literatur führt er eine Gliederung in feinste Untergattungen durch. Dies Hineinstellen der Literatur in große Kulturzusammenhänge wäre von hohem Reiz, wenn er sich nicht darauf beschränkte, die verschiedenen Gebiete unverknüpft nebeneinander zu stellen und trockene Aufzählungen zu geben. Ein lebendiges Bild gewinnt man aus seiner Darstellung nicht, er gibt nur die Stoffsammlung für ein solches. Zudem ist auch hier die Geistesgeschichte aller Länder eingeschlossen, von Indien und den "Sinesen" bis nach "Ireland". Sein Standpunkt ist noch der der Aufklärung. Die althochdeutsche und frühmittelhochdeutsche Literatur bringt er noch ganz kurz und dürftig, Kant und besonders die Romantik lehnt er schroff ab 2). Auch Herder wird nur beiläufig erwähnt. Dagegen

1) Vorrede zur 2. Auflage S. V.

^{2) 42797: &}quot;Einige vorzügliche, aber durch die neueste Philosophie zur Excentricität verleitete Köpfe, suchen das Wesen der Poesie, wo es noch kein Unbefangener je gesucht hat, in den Gedichten des ehrsamen Hans Sachs, in den Niebelungen und Minneliedern; sie beklagen, daß die ächte und wahre Poesie nur noch in einigen ihrer Repräsentanten noch nicht völlig abgestorben sey, und hoffen, sie durch die Erneuerung der Werke jener poetischen Altväter zu einem neuen Leben zu erwecken. Dieser Minne- und Meistergesang des neuen Jahrhunderts hat schon begonnen; er erkennt zugleich daß Jacob Böhm. neuen Jahrhunderts hat schon begonnen; er erkennt zugleich, daß Jacob Böhm der größte aller Dichter gewesen, und fädelt seine Worte zu neuen mystischen Liedern, welche den gegenwärtigen allzu vernünftigen Kirchengesang verdrängen sollen. Man sehe der Nibelungen Lied, herausgegeben von Friedrich Heinrich

behandelt er Goethe und Schiller mit einigem Verständnis, doch ohne sie aus der Reihe der andern Dichter herauszuheben und ohne zu ihren romantischen Werken ein inneres Verhältnis zu gewinnen. Er zählt sie rühmend einem "Triumvirat von hoher Genialität" (4 2 990 u. ö.) zu, aber wer ist der dritte im Bunde? — Klinger! und Klinger steht ihm wohl noch über den beiden andern, ihn verehrt er begeistert.

Wenn wir bedenken, wie fremd uns dies Bild eines deutschen Gelehrten von der deutschen Literatur anmutet, muß unsere Bewunderung für Carlyle steigen, der mit sicherem Blick aus ihr herausfand, was uns noch heute als das Beste erscheint. Zugleich wird es uns klar, daß er von einer solchen Quelle nicht beeinflußt sein kann. Dem entspricht es denn auch, daß sein oben schon erwähntes Urteil über Eichhorn im State of German Literature (36 10—14) ziemlich absprechend ist: obwohl er ihm und Bouterwek die Bezeichnung 'erudite persons' zuerkennen muß, redet er doch von ihrer 'almost frightful laboriousness' mehr mit Staunen als mit Achtung und spricht ihnen jede 'lightness of composition' ganz mit Recht ab 1). Deutlicher drückt er sich 1840 in einem Brief an Emerson (S. 267) aus, in bezug auf Eichhorn nicht ohne Berechtigung: 'Meanwhile I read rubbish of Books; Eichhorn, Grimm, &c., very considerable rubbish; one gram in the cartload worth pocketing'.

Einen Schritt weiter gelangen wir mit dem Gelehrten, den Carlyle in seinem Urteil mit Eichhorn zusammenkoppelt: Friedrich Bouterwek, seinem Amtsgenossen in Göttingen²). Als Professor der Philosophie war er etwas mehr Fachmann; zwar betätigte auch er sich auf verschiedenen Gebieten als Schriftsteller (die Geschichte der Aesthetik nennt seinen Namen noch heute), aber das Hauptwerk seines Lebens war die Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts (Göttingen 1801—19, 12 Bände); die deutsche Literatur, und zwar im Widerspruch mit dem Titel von den Anfängen an, behandeln die Bände 9—11 (1812—19). Selbst Dichter³), bringt er auch

von Hagen..., auch die Lieder von Novalis (Hardenberg), Friedrich Schlegel, Tiek u. a.".

^{891: &}quot;Einige poetische Jünger der neuesten mystischen Philosophie, wie Friedrich Schlegel, Ludewig Tiek und Novalis... haben seit wenigen Jahren ihre geistliche Erleuchtungen im Geist und Styl des Jakob Böhm zu reimen angefangen. Möge es den Lebenden unter ihnen auf immer an Lust zur Fortsetzung, und an Nachfolgern fehlen!"

1) Im Blick auf solche Werke versteht man Leibnizens kleinmütigen Satz:

¹⁾ Im Blick auf solche Werke versteht man Leibnizens kleinmütigen Satz: "Et quid aliud exspectes a Germano, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est". (Brief an Huetius — bei Horn 2 147) und das entsprechende

Vorurteil der andern Völker den Deutschen gegenüber (vgl. St. 42).

2) 1797—1828. Er war einer der beliebtesten und anregendsten Professoren (Brandl, Coleridge 256). In der Göttinger Altertumssammlung findet man noch Spottbilder der Studenten auf den Professor "Butterfleck". — Beide erwähnt Heine in seiner Harzreise (1824): "Doch verkenne ich nicht den unschätzbaren Wert der rationalistischen Bemühungen eines Paulus. Gurlitt, Krug, Eichhorn, Bouterwek, Wegscheider usw." (Reelam 2 25).

³) Der Romantiker Ernst Schulze in Göttingen verdankte ihm verständnisvolle persönliche Förderung (vgl. Taylor, Historic Survey 3 404 ff.). — Ueber seine Jugendverse, -romane und -lehren sagt Bouterwek zwar (11 533), sie verdienten immer tiefer in Vergessenheit zu sinken, benutzt den Hinweis auf sie aber, um am Schluß seines Werkes den Vorwurf eines "geistlosen Compilators", den er als Lob nimmt, abzuschwächen.

in seine Literaturgeschichte einen frischeren Zug. Er ist (mit Einschränkungen) Anhänger Kants und Gegner der Romantiker, doch äußert er seine Gegnerschaft in der würdigen Sachlichkeit des Wissenschaftlers, die das ganze Werk durchklingt, und erkennt ihre Verdienste viel gerechter und verständnisvoller an als Eichhorn. Ueberhaupt will er vorurteilsloser Geschichtschreiber sein und vermeidet darum jede ausgesprochen persönliche Begeisterung oder Verachtung. Schärfer spricht er sich nur gegen Fichte und Schelling aus, und bei der Schilderung der Sturm- und Drang-Zeit wird er satirisch. Mehr als Eichhorn gelingt es ihm, das Kultürliche mit seiner Literaturgeschichtsbetrachtung zu verquicken, indem er die Dichter als aus Zeit und Umwelt herauswachsend zu schildern versucht (9 11). Man kann bei ihm schon von Dichtercharakteristiken sprechen, das rein Statistische tritt viel mehr in den Hintergrund, und gleichzeitig fällt die äußerliche Sonderung in gar zu feine Untergattungen. Im Tatsächlichen stützt er sich viel auf Koch, auf den er sich dauernd beruft; Eichhorn nennt er mit Achtung (9 VIII). Er fängt mit den ältesten Zeiten an, die er genauer gibt als seine Vorgänger; bei ihm wird zum ersten Male auf das Hildebrandslied verwiesen (9 71 ff.), auf das die Forschungen der Brüder Grimm im selben Jahre (1812) neues Licht fallen ließen 1), doch scheint er, wenn er es als Roman bezeichnet, noch im Banne älterer Anschauungen zu stehen. Der Zeit entsprechend sind natürlich auch seine Kenntnisse der älteren Literatur noch sehr mangelhaft. Gegen die Literatur des 17. Jahrhunderts hat er eine Abneigung (10 III f.). Sonst behandelt er die einzelnen Jahrhunderte gleich gründlich, jedoch gibt er von der neuesten Zeit nur "summarisch" einen Ueberblick. Wie Eichhorn führt er die Betrachtung nicht wesentlich über 1800 hinauf. Goethes Bedeutung erkennt er klar und würdigt ihn in besonderer Besprechung, ist sich aber bewußt, daß sein Urteil über ihn noch zu stark durch die Nähe getrübt ist. Zahlreiche eingeschaltete Textproben aus der älteren Zeit veranschaulichen seine Darstellung, sodaß sein Werk das erste ist, aus dem der Leser wirklich einen Eindruck von der deutschen Literatur erhält. Es ist das beste seiner Art, das es bis zu Koberstein (1827) gab, und es ist daher kein Wunder, daß es zu Carlyles Zeit in Deutschland und England allgemein benutzt wurde und daß es auch auf seine Gegner, die älteren und jüngeren Romantiker, stark wirkte²); den meisten englischen Zeitschriftenaufsätzen diente es als Quelle. Taylor bezeichnet es als seinen 'instructor and guide' 3). Es ist anzunehmen, daß Carlyle daraus manches über die deutsche Literatur gelernt hat. Für den State of German Literature kommt das kaum in Betracht, da er sich ausführlicher nur über die Dichter ausspricht, die er selbst genauer kennt; allenfalls könnte man aus der Uebereinstimmung einiger Bezeichnungen wie Sächsische Schule für die Bremer Beiträger auf eine Beeinflussung schließen. Daß Carlyle in seinem Urteil nicht von Bouterwek abhängig ist, ergibt sich außer aus der schriftstellerischen Persönlichkeit Carlyles aus der stark

1) Vgl. Pauls Grundriß 121 174.

Robert Arnold, Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte. Berlin-Straßburg ² 1919.
 Historic Survey 3 379.

abweichenden Grundeinstellung Bouterweks, dessen kühle Sachlichkeit und dessen "literarischer Pragmatismus" 1) ihm wenig zusagen konnten; die einzigen Persönlichkeiten, die Bouterwek schroff ablehnt: Fichte und Schelling, sind verehrte Vorbilder für Carlyle. Daraus erklärt sich sein absprechendes Urteil über Bouterwek 2); es ist auch nicht ungegründet, denn trotz allem: eine Literaturgeschichte im Vollsinne ist auch Bouterwek noch nicht.

Ebensowenig kann man das von Horn sagen, der, von ihm abhängig, mitten in die Romantik hineinführt und dementsprechend seine Bücher ganz anders anlegt. Doch über dessen Literaturgeschichten wird unten zu handeln sein, da Carlyle ihre Besprechung an die Spitze seines State of German Literature stellt.

Es bleibt hier nur noch ein Wort über Karl Heinrich Jördens'³) Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten (Leipzig 1806—11, 6 Bände) zu sagen. Es bringt sehr ausführliche Lebensbilder der deutschen Dichter in alphabetischer Reihenfolge und gibt sich schon durch diese Anordnung als Nachschlagewerk. Als solches hat es z. B. Bouterwek gedient³). Carlyle benutzte das Buch eifrig, wo es ihm auf Einzelheiten des Lebens der Dichter ankam; daher nennt er (St. 55 19) den Namen Jördens wie einen allgemein bekannten. So bringt er im Life of Schiller (201) eine Mitteilung über Schiller aus ihm, und der Anhang über Schubart ist ganz danach gearbeitet. Dagegen ist für den State of German Literature, in dem er wenig solche Einzelheiten anführt, kaum eine Beeinflussung durch dies Werk nachzuweisen, allenfalls in dem Lebensabriß Mendelssohns (St. 62). Am 19/3 1830 berichtet Carlyle, daß er das Werk bekommen hat; vorher wird er es aus der Edinburger Universitätsbücherei, die er sehr eifrig benutzte, entliehen haben.

So war der Stand der deutschen Literaturgeschichtschreibung zu Carlyles Zeit in Deutschland selbst. Es waren mannigfache, sehr gelehrte Vorarbeiten vorhanden, und man hatte begonnen, die Früchte dieser Forschungen zu verwerten und den toten Stoff in Leben zu verwandeln. Aber noch war es nicht geglückt, eine Verschmelzung von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und lebendiger Darstellung zu erzielen; entweder schlug die Schreibweise bei diesem Versuch in einen unangebrachten Plauderton um wie bei Horn, oder man verlor mehr oder weniger den

raturgeschichte. Berlin-Straßburg 2 1919

¹⁾ Robert Arnold, Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Lite-

²) De Quinceys Urteil (Collected Writings ed. David Masson 1—14, Edinburgh 1889—90: 10 41. 45, Letters to a young man, 1823) bewegt sich auf derselben Linie: Bouterwek und Friedrich Schlegel seien zwei bedeutende Vertreter des Wahnsinns, sich zu Sklaven des Stoffüberflusses zu machen. Bouterweks Werk sei eine löbliche zwölfbändige Zusammenstellung von Büchern, mit Sorgfalt und Treue angefertigt, aber kritisch sei es wertlos, auch sei er nicht überall belesen. — De Quinceys Urteile sind nicht so ernst zu nehmen wie die Carlyles, er gefällt sich oft in Uebertreibungen. Für Schlegel ist das Urteil ganz falsch.

³) Jördens ist die richtige Namensform; Carlyle gebraucht sie im allgemeinen so, z. B. St. 55 19, im 1. Richteraufsatz, in der Taylor-Besprechung (Misc. Ess. 3 302), in einem Brief vom 19/3 1830. Die Urfassung des St. in der Edinburgh Review hat jedoch Jörden; diese Unsicherheit findet sich auch bei Bouterwek, der sich oft auf ihn unter verschiedener Form des Namens beruft, z. B. 9 yr 10 198. 201. 238 115 u. o.

freien Blick für das Ganze vor der erdrückenden Fülle des Stoffes. Mit den andern Ansätzen zu Literaturgeschichten, die Carlyle nicht kannte, verhält es sich ebenso. Erst die Vorlesungen der Brüder Schlegel bereiteten eine geistvollere Behandlung der Literaturgeschichte vor, während Uhlands schöne Vorlesungen über Walther von der Vogelweide und den Minnesang damals noch nicht gedruckt wurden.

Wenn wir diese Sachlage ins Auge fassen, erscheint uns Carlyles Leistung um so achtungswerter. Wir wundern uns dann nicht mehr über das schiefe Bild, das die Ausländer, besonders die Engländer, damals von der deutschen Literatur hatten. Gaben sie Urteile über einzelne Dichter ab, so mußten diese schief werden, weil der Ueberblick über den Zusammenhang der ganzen Literatur fehlte, und suchten sie sich diesen zu verschaffen, so waren sie auf Hilfsmittel angewiesen, die sie nur sehr unvollkommen belehren konnten.

*

Wenn sie gar, des Deutschen nicht mächtig, darauf angewiesen waren, ihre Kenntnis der deutschen Literatur aus Uebersetzungen zu schöpfen, so mußte das Ergebnis noch viel unzulänglicher werden. Es gab zwar nicht wenige Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Englische, aber die Auswahl lag vollkommen in der Hand des Zufalls und der Laune oder Geschäftstüchtigkeit der Uebersetzer. Einen sorgfältigen Ueberblick über die Uebersetzungen, die bis zu Carlyles und Taylors Zeit vorlagen, gibt Herzfeld 1) in zeitlicher Folge. Ich kann mich deshalb darauf beschränken, den von ihm zusammengetragenen Stoff, vermehrt um wenige Hinweise Streulis und Engels 2) und einige eigene

Feststellungen, überblickend zusammenzufassen.

Carlyle berichtet im State of German Literature (41), daß im 16. Jahrhundert die Uebersetzungen aus dem Deutschen eine Rolle spielten. Nicht nur Jakob Böhme, bei dem die geistliche Anteilnahme die literarische überwog, und Luthers Tischgespräche, die Carlyle als Beispiele anführt, wurden damals übersetzt³). Große Bedeutung hatte z. B. Barclays Bearbeitung von Brants Narrenschiff (1509), und daneben gingen Uebersetzungen von Volksbüchern, Volksliedern, Kirchenliedern, Streitschriften über Kirchenfragen, protestantischen Gesprächen, Schwänken und Fastnachtsspielen; letztere pflegte besonders Wilhelm Turner, der zwischen 1530 und 1540 durch Deutschland reiste. Nikolaus Manuel, Hans Sachs, der Pfarrer von Kalenberg und Eulenspiegel (Howleglass) wurden dadurch in England bekannt. Der größten Beliebtheit erfreute sich Dedekinds Grobianus (The Schoole of Slovenrie 1605). Er wurde auch während des 17. Jahrhunderts nicht vergessen, als die Uebersetzungen aufhörten, weil, wie Carlyle nicht unzutreffend bemerkt, die deutsche Literatur infolge der Verheerungen des dreißigjährigen Krieges und der folgenden Herrschaft des französischen Geistes nichts Uebersetzenswertes mehr hervorbrachte. Noch im Jahre 1739 konnte der Grobianus neu

¹⁾ Vgl. seine Ergänzungen Archiv 105 (1900) 30-36, 121 (1908) 4127, 136 (1917) 153 und 139 (1919) 150 ff.

 ²⁾ Eduard Engel, Geschichte der englischen Literatur. Leipzig * 1915.
 3) Für das Folgende vgl. Cambridge History of English Literature 3 (1909)

auf den englischen Büchermarkt geworfen werden und wirkte stark auf Swift.

So leitete er, selbst noch ein später Nachzügler der älteren Welle. über zu dem Neueinsetzen der Uebertragungen aus dem Deutschen in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die 29 deutschen Kirchenlieder, die Wesley 1737-42 aus dem Deutschen übersetzte 1), verdankten ihre Herübernahme nur persönlichen Beziehungen des Begründers des Methodismus zur deutschen Brüdergemeinde und stehen weder im Gefolge noch an der Spitze literarischer Beziehungen zwischen Deutschland und England, obwohl die meisten dieser Lieder, unter denen sich die bekanntesten deutschen Kirchenlieder finden, sich bis heute in England in Staatskirche und Freikirchen lebendig erhalten haben.

Erst die romantische Geistesrichtung, die in England allmählich den Nachklassizismus ablöste, befreite die Blicke, die so lange starr auf Frankreich gerichtet waren, von diesem Bann und ließ sie freier umherschweifen. Da richtete sich ihre Aufmerksamkeit auch wieder auf Deutschland, dessen Dichtung sich eben aus den fesselnden Schalen losrang. Bei der Einseitigkeit, von der das englische Urteil sich zunächst noch nicht freimachen konnte, ist es begreiflich, daß die ersten Uebersetzungen von Gellerts Schwedischer Gräfin (1752, 1776) und die folgenden von Rabener, Bodmer, Haller geringe Beachtung, ja z. T. Ablehnung erfuhren. Mit ihnen versanken Winkelmanns Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in Malerei und Bildhauerkunst (übersetzt von Füßli 1765)²) in Vergessenheit. Begreiflich ist es auch, daß das allmählich wachsende Verständnis sich zunächst auf die deutschen Dichter erstreckte, die dem französischen Geist am nächsten standen. So erzielten den ersten größeren Erfolg die Werke des der empfindsamen Mode entgegenkommenden Geßner, der in Deutschland selbst niemals so bekannt und beliebt geworden ist wie in Frankreich und England. Seine Werke wurden immer neu aufgelegt, und noch 1811 wurde seine Daphnis als Schulbuch bearbeitet³), 1853 sein Tod Abels neu übersetzt. Auf Wordsworth, Coleridge und Byron⁴) hat er daher einen merklichen Einfluß ausgeübt 5). Es ist klar, daß die Bevorzugung Geßners ein völlig verzerrtes Bild von der deutschen Literatur hervorrufen mußte.

Aehnlich wie Geßner erging es einem andern Schweizer, Zimmermann, der ebenfalls in England viel bekannter wurde als in Deutschland. Immer wieder erschienen von 1771 bis 1804 Schriften von ihm und über ihn 6), seine Betrachtungen Ueber die Einsamkeit erlebten allein im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts acht Auflagen 7). Die deutschen

¹⁾ Herzfeld Archiv 105 31. 2) Herzfeld Archiv 105 33.

³) Noch heute gibt die Auswahl deutscher Dichter in englischen Schulausgaben ein sehr eigenartiges Bild von der deutschen Literatur, weit mehr als dies die Natur der Sache mit sich bringt.

⁴⁾ Geßners Tod Abels (übersetzt 1762) war eins der ersten deutschen Bücher, die Byron kennen lernte (1796); es machte einen angenehmen Eindruck auf ihn (vgl. Eimer Anglia 36 [1912] 407).

 ⁵⁾ Herzfeld Archiv 119 (1907) 233.
 6) Herzfeld Archiv 165 32.

⁷⁾ Carlyle schreibt in Anspielung auf dies Werk am 26/10 1825 an Johnstone: 'We live here on our hill-top enjoying a degree of solitude that might

Werke, die dem empfindsamen englischen Zeitgeschmack zusagten, fanden also die größte Verbreitung und verursachten durch einen falschen Rückschluß auf die deutsche Dichtung eine ganz falsche Vorstellung von ihr.

Sehr groß war, wie bei seiner dem französischen Wesen nahestehenden Eigenart zu erwarten, Wielands Beliebtheit, zumal sein Agathon das Glück hatte, in Richardson den besten Uebersetzer der Frühzeit 1) zu finden. Etwas schwieriger lag die Sache bei Lessing, dessen Geist zwar dem französischen nicht gar so fern steht, der aber doch wegen seines Kampfes gegen das französische Drama keine Förderung von französischer Seite genoß. Zwar wurde seine Minna von Barnhelm 1786 unter Colman als Disbanded Officer zehn Mal aufgeführt; dagegen fanden seine Fabeln trotz Richardsons vortrefflicher Uebertragung (1773) und sein Nathan (von Raspe 1781 schlecht in Prosa übersetzt) keinen Beifall, während seine Bedeutung als Kritiker zunächst gänzlich unbekannt blieb.

Zweifelhaft war der Erfolg von Goethes Werther; er wurde 1779 aus dem Französischen übertragen und erregte größtes Aufsehen, jedoch wohl mehr, weil er dem Zeitgeschmack entgegenkam, als um seiner tieferen Vorzüge willen, die auf dem Umwege über das Französische völlig verloren gingen, wie Carlyle mehrfach nachdrücklich betont ²). Durch die Beschränkung auf dies eine Werk bekam man eine ganz verkehrte

Vorstellung von Goethe.

Während diese wichtige Erscheinung der deutschen Dichtung also falsch gewürdigt wurde, verhallten Klopstocks gewaltige Klänge in England gänzlich ungehört, weil sie durch die Uebersetzungen aller Schönheit entkleidet wurden. Anderseits fanden Gedichte unbedeutenderer Dichter wie Gleim ³) ⁴), Lichtwer ³), Weiße ⁴), Schönaich ⁵) u. a. früh Uebersetzer, wodurch es den Engländern sehr erschwert wurde, einen richtigen Begriff von der deutschen Literatur zu bekommen.

So stellen die Bemühungen der Engländer um die deutsche Dichtung bis 1790 ein unbeholfenes Tasten dar. In der Freude über die neue Entdeckung hatten sie das ergriffen, was ihrem französisch geschulten Verständnis am nächsten lag und dabei das Wesen der deutschen

Dichtung völlig verfehlt.

Immerhin war der Damm gebrochen, und durch die Lücke stürzte in dem Jahrzehnt von 1790 bis 1800 eine Flut von Uebersetzungen herein. Deutschland trat plötzlich so stark in den Gesichtskreis Englands, daß es 1798 Wordsworth und Coleridge für der Mühe wert hielten, eine Reise nach Deutschland zu machen, um das neugefundene Wunderland selber kennen zu lernen. Aber hatte vorher die Spärlichkeit des Stoffes noch keinen Einblick in das Wesen der deutschen Literatur gestattet, so wußte man mit dieser Flut erst recht nicht fertig zu werden.

1) Andre gute Uebersetzer sind z.B. Füßli (Herzfeld Archiv 105 32) und Benjamin Beresford (Herzfeld Archiv 139 150 ff.).

2) Vgl. auch Taylor, Historic Survey 3 242 f. (s. u.).

content the great Zimmermann himself.' Kraegers Behauptung (148), der junge Carlyle habe das Werk verurteilt, ist also nicht richtig, wenn man die Bemerkung nicht spöttisch nehmen will.

 ³⁾ Herzfeld Archiv 105 34.
 4) Herzfeld Archiv 136 153.

⁵⁾ Herzfeld, Taylor 4 und Archiv 105 31.

Der eine ließ sich willenlos von ihr mitreißen, während der andre vor ihr floh, ohne sich umzusehen. Keiner wußte zwischen dem Guten und dem Schlechten, das da in wildem Wirbel durcheinander hereinströmte, zu scheiden. Man bemühte sich weiter, den Engländern Wieland zu vermitteln, für den sich besonders Taylor mit aller Kraft einsetzte. Daneben übertrug Taylor Lessings Nathan (1791) nnd Goethes Iphigenie (1793) gut, aber ohne Beifall. Andre Uebersetzer gesellten sich zu ihm: 1798 schenkte Sotheby seinem Volke eine sehr gute Uebertragung von Wielands Oberon - das Buch, das Carlyle zuerst mit der deutschen Dichtung in Berührung brachte 1). Schlag auf Schlag folgten sich Lessings Emilia (1794), Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (1800), Schillers Räuber (1792), Kabale und Liebe (1790, 1795, 1797²)), Geisterseher (1795, 1800) 3), Fiesco (1796), Don Karlos (1798), Dreißigjähriger Krieg (1799), Wallenstein (von Coleridge 1800), Goethes Stella (1798), Klavigo (1798), Götz (1799 zweimal, einmal von Scott), Hermann und Dorothea in teilweise guten oder sehr guten Uebersetzungen. Aber wenn man daraus schließen wollte, daß nunmehr eine verständnisvollere Würdigung der deutschen Dichtungen eingesetzt hätte, so täuschte man sich. Schiller wurde z. B. lange auf Grund der Räuber abgetan, die den Engländern zuerst und am eindringlichsten vor Augen gerückt waren; und zur gleichen Zeit, wo alle diese Werke mit größerer oder geringerer Wirkung erschienen, errang Kotzebue wie in aller Welt4) bis nach Sibirien ("von Kamtschatka bis Cadiz" sagt Carlyle in seiner anschaulichen Art) 5), so auch in London unerhörte Bühnenerfolge 6). Und was noch schlimmer ist: Die ganze trübe Flut der Geister-, Räuber- und Ritterromane jener Zeit wälzte sich mit ihnen herein, alles Bessere unter sich begrabend.

Man stand also dieser Ueberfülle an Stoff hilflos gegenüber, und die Folge war, daß die überspannte Anteilnahme an der deutschen Dichtung erschlafte. Die Flut der Modeliteratur, die aus Deutschland eingedrungen war, verebbte, und mit ihr sank auch das wertvolle Gut in Vergessenheit. Nur spärliche Nachzügler brachte noch das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts (z. B. Klopstocks Oden von Beresford 18017), seinen Salomo von Rob. Huish 1809); selbst der eifrige Taylor erlahmte, und wenn er noch Uebersetzungen herausbrachte wie 1810 den Band 'Tales of Yore', so zeigt die Auswahl: Wielands Danischmend, Alxingers Bliomberis, Erzählungen von Meißner u. a., wie wenig er imstande war, seinen Landsleuten ein Bild von der zeitgenössischen deut-

schen Dichtung zu geben.

Erst mit dem Buche De l'Allemagne der Frau von Staël, das 1813 in London erschien, weil es in Frankreich unterdrückt wurde, er-

3) Archiv 117 (1906) 229.

⁵) Roe 44.

7) Engel a. a. O.

Brief vom 18./10. 1814. — Vgl. Kraeger 146 f.
 Vgl. Herzfeld Archiv 121 (1908) 412 f.

⁴⁾ Robinson 1 116: 'one of his plays 'The Stranger' [= Menschenhaß und Reue], I have seen acted in German, English, Spanish, French, and I believe also Italian'.

^{6) 1799} seine Spanier in Peru in der wirkungsvollen Bearbeitung Sheridans; später besonders Menschenhaß und Reue. S. Koeppel 8 f.

hielt die Teilnahme für das deutsche Schrifttum eine neue, kräftige und nachhaltige Belebung. Sofort flackerte auch die Uebersetzungstätigkeit wieder auf: Klopstocks Messias wurde von neuem übersetzt (1814 von Raffles, 1821 von Egestorff 1)), Taylors Norwicher Schule übertrug in den 20 er Jahren weitere Werke von Wieland, Kotzebue, Lessing und Klinger; auch Carlyles Lehrjahre (1824) und German Romance (1825-27) gehören geschichtlich dahin. 1827 brachte de Quincey seine Uebersetzung von Lessings Laokoon heraus (11 164-221). Aber wie die bunte Zusammenwürfelung dieser Beispiele schon zeigt, war die Auswahl immer noch dem Zufall unterworfen, man kam über das Tasten der vergangenen Abschnitte nicht hinaus. Ein solcher Zufall, vielleicht unterstützt durch französische Stimmen, war es auch, daß A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (gehalten Wien 1808) 1815 in Johann Black einen Uebersetzer fanden, nur zufällig waren infolgedessen seine kritischen Gedanken in England nicht mehr ganz unbekannt. Noch gab es keine Uebersetzung der Meisterwerke Schillers außer dem Wallenstein; und als eine Londoner Buchhandlung 1820 Zeichnungen zum Faust von dem deutschen Künstler Retzsch herausgab²), sah sie sich in Ermangelung einer Uebersetzung des Werkes veranlaßt, zum Verständnis der Bilder Auszüge aus dem Faust beizugeben. Trotz der kläglichen Verunstaltung erregte der Faust so großes Außehen, daß der Verlag im folgenden Jahre den erweiterten Begleittext für sich erscheinen ließ. Diese Uebersetzung und die Beachtung, die sie fand, gab die Veranlassung zu Carlyles frühem Faustaufsatz von 1822.

So also stand es mit der Vermittlung deutscher Literatur in England, als Carlyle mit seinem State of German Literature hervortrat: eine langsam ansteigende hohe Welle von Uebersetzungen aus dem Deutschen hatte sich plötzlich gebrochen, ein tiefes Tal war auf sie gefolgt; jetzt rollte die zweite Woge heran. Sie begann ganz ähnlich wie die erste und drohte wie sie ergebnislos vorüberzubrausen. Da kam Carlyle, stemmte sich der Flut entgegen und lenkte sie mit verständnisvollem Sinn und der Ueberlegenheit des Meisters in die Bahnen, die er mit sicherem Blick als die richtigen erkannt hatte, indem er das Wesen der deutschen Dichtung klar herausstellte und ihren Einfluß für sein Vaterland fruchtbar zu machen suchte.

Doch bevor wir seine Wirksamkeit näher würdigen, müssen wir uns mit den Schriftstellern befassen, die vor ihm durch Wort und Schrift der deutschen Literatur die Wege in Eugland zu ebnen suchten, die den Uebersetzungen erst den Schallboden verschaften, ohne welchen sie wirkungslos verhallen mußten. Wir werden unser Augenmerk darauf richten, wie sie das englische Volk für Carlyles Botschaft vorbereiteten und welche Bedeutung sie etwa für Carlyle selbst hatten. Es ist schwer eine Bewegung, die sich dem Auge als ein geschlossenes Ganzes zeigt, in kleine Teile zu zerlegen, und oft ist es unmöglich zu entscheiden, wie weit ihre

Engel a. a. O.
 Streuli 33. — Schröder, Archiv 96 (1896) 246. — Vgl. Heine, Harzreise (Reclam 2 38): "auf den hübschen Faustbildern des Meister Retzsch."

Förderer sie wirklich vorwärts treiben und wie weit sie vielmehr von ihr emporgetragen werden. Das Verhältnis von Ursache und Wirkung ist da kaum festzustellen. Wenn ich daher im folgenden einige Vermittler deutscher Literatur in England bespreche, so bedeutet das nicht, daß die Summe dieser Ausschnitte das Ganze der Bewegung oder ihre Triebkräfte darstellt. Die Betrachtung der Vorgänger Carlyles kann vielmehr nur den Zweck haben, den Blick für die innere Gliederung der Bewegung und ihre Lebenserscheinungen zu schärfen. Sie gewährt einen Einblick in das innere Werden und Wachsen der Strömung, ohne sie damit erklären zu können, ebensowenig wie man eine Blume erklärt, wenn man ihre Teile beschreibt. Die Erklärung dieser Empfänglichkeit Englands für deutschen Geist muß viel tiefer, im innersten Leben des englischen Volkes gesucht werden. Denn alle Vermittler deutscher Literatur hätten vergeblich gearbeitet, wenn England nicht für ihre Aufnahme reif gewesen wäre. Ich kann also nur durch eine Reihe von Einzelbildern einen Eindruck von der Bewegung bis zu Carlyles Auftreten zu geben suchen.

Als erster Vermittler ist Johann Richardson¹) aus York zu nennen. Er übersetzte 1773 Lessings Fabeln und Wielands Agathon und Don Sylvio von Rosalva; aber er war nicht nur der beste Uebersetzer der Frühzeit, sondern er hatte auch ein erstaunlich reifes Urteil über die deutsche Dichtung, wie seine Vorrede zum Agathon zeigt. Zu einer Zeit, wo die meisten großen deutschen Dichtwerke noch nicht erschienen waren, war es natürlich viel schwieriger, die Bedeutung der deutschen Literatur zu erfassen; daß Richardson sie dennoch erkannte, macht seinem Scharfblick Ehre. Er überragt die meisten der späteren Beurteiler auch dadurch, daß er Verständnis und Milde noch beweist, wo er tadelt.

Wenig später knüpften sich noch unmittelbarere Beziehungen zwischen beiden Literaturen durch einen Deutschen: Rudolf Erich Raspe²). Er war wegen Veruntreuungen 1775 von Kassel nach London geflohen und entfaltete dort eine rege literarische Tätigkeit. Obwohl er seinen Münchhausen auf Englisch schrieb, bewies er der deutchen Dichtung seine Treue, indem er 1781 Lessings Nathan, wenn auch schlecht³), übersetzte und im gleichen Jahre die Hexameter von Zachariäs Satire Murner in der Hölle als Tabby in Elysium in englische Prosa umkleidete.

Er stand in Verbindung mit Georg Forster⁴), einem deutschen Teilnehmer an Cooks zweiter Weltreise, der sich vermutlich in persönlichem Wirken in gleichem Sinne betätigt hat, denn er las in London sehr eifrig und begeistert deutsche Werke; sein literarischer Scharfblick war allerdings nicht groß, denn er stellte 1791 seinen Freund Huber neben Goethe und Schiller, 1½ Jahre später sogar über Schiller!⁵)

¹⁾ Herzfeld 7. 9-11.

²⁾ Herzfeld Archiv 114 (1905) 166 f.

³⁾ Herzfeld 8.

⁴⁾ Leitzmann, Beiträge zur Kenntnis Georg Forsters. Archiv 84 (1890)

⁵⁾ Geiger Archiv 134 (1916) 372 f. — Ein anderer Deutscher, der in London lebte, Füßli (später schrieb er sich Fuseli), wirkte durch Uebersetzungen Winckelmanns (1765) und Lavaters (1788). Herzfeld Archiv 105 33. — Unbedeutende Vermittler deutscher Literatur wie Russel (Herzfeld Archiv 136 [1917] 153) u. a. brauche ich hier nicht anzuführen.

"Mönch - Lewis") — dieser Name hat einen zweideutigen Klang für unsere Bewegung. Zwar übersetzte Lewis einige Erzählungen und Dramen aus dem Deutschen und war 1792 in Weimar bei Goethe; zwar war er es, der Byron mit dem Faust bekannt machte; aber im ganzen beschränkt sich seine Tätigkeit für die Verbreitung deutscher Literatur wie seine eigenen Erzeugnisse auf die niedere Gattung der Geisterdichtungen, sodaß sein Einfluß eher unheilvoll zu nennen ist, denn diese Gattung war nur allzu erfolgreich in England (St. 49).

Wesentlich bedeutsamer war die Anregung, die Heinrich Mackenzi e²) gab, der erste Schotte unter den Wegbereitern für die deutsche Dichtung. Der Verfasser des Man of Feeling wird als schwacher Nachahmer Richardsons und Sternes nur noch in den Literaturgeschichten geduldet, so groß seine Wirkung auch einst gewesen ist. Dagegen findet er noch heute bei den Engländern achtungsvolle Anerkennung nicht nur als einer der ersten Entdecker seines Landsmannes Burns, sondern auch als früher Bewunderer Lessings und Schillers; offenbar lag seine Stärke in einer romantischen Einfühlungsgabe. Weitergreifende Bedeutung erhielt er durch einen Vortrag über die deutsche Bühne, den er 1788 in Edinburg vor der Königlichen Gesellschaft hielt. Obwohl er sich noch auf französische Nachrichten und Uebersetzungen stützte, erklärte Scott später diesen Vortrag für den ersten Schritt zur Einbürgerung der deutschen Sturm- und Drang-Dichtung in England; hatte Mackenzie doch eingehend und anerkennend über Schillers Räuber gesprochen, obwohl er sie nur aus einer französischen Uebersetzung kannte. Jedenfalls hatte der Vortrag die wichtige Folge, daß im Winter 1792/93 etliche Jünglinge, unter ihnen Walter Scott, sich mit großem Eifer daran machten, deutsch zu lernen; ihr Lehrer, ein Dr. Willich, plagte sie mit Geßners Tod Abels, bis sie dessen satt sich in Goethes und Kants Werke vertieften.

Der Anstoß wirkte fort und gewann wenigstens bei einem aus diesem Kreise große Bedeutung: Walter Scott³). Schon 1796 war er so weit, daß er eine Uebersetzung von Bürgers Wildem Jäger und Lenore (angeregt durch Taylors damals noch ungedruckte Uebersetzung, die ihm Frau Barbauld vorlas) veröffentlichen konnte. Andre Uebersetzungen von Iffland und unbedeutenderen Dichtern gelangten nicht zum Druck. Dagegen erwarb er sich ein bedeutendes Verdienst durch die Uebertragung von Goethes Götz von Berlichingen (1799). Mit Scott beginnt der unmittelbare Einfluß der deutschen Dichtung auf die englische, indem zahlreiche seiner romantischen Werke (Lied des letzten Spielmanns, Jungfrau vom See, Marmion - Kloster, Kenilworth, Ivanhoe, Peveril vom Gipfel) Spuren deutscher Einwirkung zeigen. Durch ihn floß der Geist der deutschen Sagen und Volkslieder, Goethes, Bürgers und der deutschen Romantiker unmittelhar in die englische Dichtung über. Gleichzeitig wirkte er als Schriftsteller für die deutsche Dichtung durch einen Aufsatz über Hoffmann (Quarterly Review Juli 1827). Aber bei aller Anerkennung seiner Tätigkeit auf diesem Gebiet darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß sein Blick nicht über das Romantische hinausging. Die wertvollste Lite-

¹⁾ Roe 93. 2) Streuli 18. — Koeppel 10 f. — Chambers's Encyclopædia. London Edinburgh 1901.

³⁾ Streuli 18 f. — Roe 93.

ratur Deutschlands hat er nicht verbreiten helfen, seine Begeisterung für Goethe hat nie bedeutenderen Ausdruck erhalten 1).

Das letztere gilt auch für Byron²), der gewiß starke Anregungen von Goethe erhalten hat, aber nicht im eigentlichen Sinne für die deutsche Dichtung wirkte; er konnte nicht einmal deutsch 3); was er von der deutschen Literatur wußte, hatte er aus fremdsprachlichen Uebersetzungen oder aus Frau von Staels Buch Ueber Deutschland, das er allerdings sehr eingehend kannte. Er selbst sagt: 'I have read nothing of Adolf Müllner's (the author of Guilt), and much less of Goethe, and Schiller, and Wieland, than I could wish. I only know them through the medium of English, and French, and Italian translations' 4).

Shelley 5), der 1814 durch Deutschland nach der Schweiz reiste. las deutsche Dichtungen und war bewegt vom Faust; deutsche Einwirkung ist bei ihm vorhanden, aber er starb zu jung, um etwas für die Verbreitung der deutschen Literatur in England wirken zu können.

Wordsworth 6) begeisterte sich zwar in seiner Jugend mit Coleridge für Schiller (beide reisten 1798 zusammen nach Deutschland), aber seine eigene Dichtung nahm wenig Deutsches an, und für die deutsche Literatur zu wirken, fehlte es ihm an ausreichendem Verständnis; er las z. B. den Wilhelm Meister nicht aus, sondern schleuderte das Buch in sittlicher Entrüstung durchs Zimmer.

Alle diese Männer wirkten für eine Vermittlung zwischen deutscher und englischer Dichtkunst, aber sie gaben nur einzelne zusammenhanglose Anstöße. Von Bedeutung war dabei hauptsächlich, daß in die starre Mauer der Unkenntnis, die den Engländer von Deutschland trennte, eine Bresche gelegt wurde, daß einzelne deutsche Gedanken und Stimmungen begannen in englischen Herzen Wurzel zu schlagen.

Aber es gab auch eine Reihe von begeisterten Bewunderern deutscher Dichtkunst, die ihre ganze Kraft dafür einsetzten, sie in England bekannt zu machen.

Hierher können wir schon Coleridge rechnen, auf den deutscher Geist viel tiefer einwirkte als auf seinen Freund Wordsworth. Im Herbst 1797 lernte er deutsch, las Oberon und Klopstocks Oden 7) und den ganzen Lessing⁸), vertiefte sich in die deutsche Literatur aller Zeitalter und machte verschiedene Uebersetzungsversuche 9). Er plante sogar ein Leben Lessings 10) und eine deutsche Literaturgesehichte 11). Wenn in

¹⁾ Saenger 167.

²) Saenger 167.

³) Bezeichnend ist eine Briefstelle (Herzfeld Archiv 139 157), wenn sie auch als solche und wegen der augenblicklichen Erregung beim Schreiben mit Einschränkung gewertet werden mnß: 'what have I to do with Germany and Germans, neither any subject nor any language having anything in common with that country.' — Vgl. M. Eimer, Byrons persönliche und geistige Beziehungen zu den Gebieten deutscher Kultur. Anglia 37 (1912) 313-359. 397-449.

⁴⁾ Eimer a. a. O. 408. 5) Roe 96. — Engel 515.

⁶⁾ Koeppel 11. 7) Streuli 20.

⁸⁾ Brandl, Coleridge 248. 252. — Roe 95.

⁹⁾ Brandl, Coleridge 254.

Brandl, Coleridge 252.
 Brandl, Coleridge 255.

seinen Schilderungen Deutschlands auch immer der überlegen urteilende Engländer erkennbar ist, so zeugt ihre liebevolle Genauigkeit doch von ungewöhnlicher Teilnahme, und der Eifer, mit dem er in Ratzeburg und Göttingen deutsche Sprache und deutschen Geist von Grund auf erforschte — er trieb sogar Gotisch, Alt- und Mittelhochdeutsch —, beweist eine leidenschaftliche Freude an deutschem Wesen. So war er wohl vorbereitet, als er 1800, nach England zurückgekehrt, den Wallenstein übersetzte, zumal ihn Schiller neben Lessing am stärksten anzog. Diese Uebersetzung lobt Carlyle, dem wir wohl ein Urteil in diesen Dingen zutrauen, als 'the best, indeed the only sufferable, translation from the German with which our literature has yet been enriched' (Life of Schiller 177, 1823-25)1). Aber dennoch kann Coleridge kaum für einen Vorkämpfer der deutschen Dichtung in England gelten, denn mit dem Wallenstein erschöpfte sich seine Tätigkeit für diese. Goethe konnte er kein Verständnis abgewinnen, eine Faust-Uebersetzung brach er auf eine spöttische Bemerkung Lambs hin ab 2). Später schätzte er auch Schiller trotz Wallenstein nicht mehr so sehr, wie er ausdrücklich erklärt; nur Lessing behielt seine Wirkung auf ihn (Biographia Literaria Kap. XXVII). Bis zuletzt blieb ihm zwar die deutsche Dichtung ein Schatz, aber er bewahrte ihn im Innern, ohne andre dafür gewinnen zu wollen: 'Leibnitz, Lessing, Voß, Kant shall be Germany to me, let whatever coxcomb rise up and shrill it away in the grasshopper vale of reviews' (1805). Sein Einfluß auf das Verständnis der Engländer für die deutsche Literatur war nie so groß, wie er hätte sein können 3).

Stärker war seine Wirksamkeit für die Verbreitung deutschen Geistes auf dem Gebiete der Philosophie, Aesthetik und Kritik. Seine Gedanken hierüber, denen der größte Teil der Biographia Literaria (1817) und eine Reihe bedeutender Aufsätze gewidmet ist, stellen eine Verarbeitung deutscher Anschauungen von Jakob Böhme bis zu Kant, Schelling und Schlegel dar. Die ganze Tiefe der neuen deutschen Kritik hat er noch nicht erfaßt; er selber wird nicht müde zu betonen, daß er unabhängig von Schlegel und Schelling sei, und wir können dieser Behauptung insofern Glauben schenken, als keine wirkliche Persönlichkeit Gedanken von andern übernimmt, die nicht schon in ihr selber heranreiften. Trotzdem ist ein Einfluß unverkennbar⁴). In manchem arbeitet er Carlyles Anschauungen vor; aber Ansichten wie die, daß 'pleasure through the medium of beauty'5) das Ziel der Kunst sei, mußten Carlyle lächerlich erscheinen. Es war ja auch nicht denkbar, daß die ihrem Wesen und ihren Anschauungen nach ganz unvorbereiteten Engländer die umwälzenden neuen Ergebnisse der deutschen Philosophie und Kritik mit einem Schlage übernehmen konnten. Sie mußten allmählich zu ihnen erzogen werden, und Coleridge bedeutet einen großen Schritt vorwärts auf diesem Wege; wenn seine Schriften schon als dunkel verschrien wurden 6),

¹⁾ Vgl. Paul Machule, Coleridge's Wallenstein-Uebersetzung. ESt. 31 (1902) 182-239.

²) Streuli 20.

³⁾ Roe 95.

⁴⁾ Brandl, Coleridge 342.

⁵⁾ On the principles of genial criticism: Biographia Literaria, ed. with his aesthetical essays by J. Shawcross 1. 2. Oxford 1907—2 224.

⁶⁾ Kraeger 159.

wie hätte man erst die Werke der deutschen Denker aufgenommen! Er wird auch für Carlyle eine Vorstufe zum Verständnis deutschen Geistes gewesen sein; gelesen hat Carlyle ihn jedenfalls in seiner Frühzeit 1) und ist in London, zuletzt 1825, öfter mit ihm zusammengekommen. Ja er maß seiner Philosophie große Bedeutung bei und scheint 1824 noch (Life of Schiller 136 Anm.) von ihm eine Verbesserung der Lehren Kants, die er damals noch wenig verstand, erhofft zu haben. 1829 in dem Aufsatz Novalis²) verteidigt er ihn gegen die unverständigen Verächter unter Nennung von Coleridges Friend und Biographia Literaria. Gekannt hat Carlyle ihn also gut. Freilich allzuviel konnte Coleridge ihn nicht lehren. Carlyle spricht sich wenig freundlich über ihn aus und klagt über die Unfruchtbarkeit ihrer Gespräche über deutsche Philosophie 3). Jedenfalls überragte der Schüler den Lehrer in der Kenntnis deutscher Literatur bald so sehr, daß dieser selbst von ihm lernte 4). Dagegen für das allmähliche Erfassen der Kantschen Philosophie dürfte er für ihn eine gewisse Bedeutung gehabt haben; 1827 im State of German Literature hat er für diese ein erheblich besseres Verständnis. Je mehr er in Kants Lehren eindringt, um so ungünstiger urteilt er über Coleridges Umgestal-

Für Carlyle war Coleridge also nur eine Stütze, auf der sein Fuß im Emporsteigen flüchtig einen Augenblick verweilte, weil sein eigenes verwandtes Wesen ihm das Verständnis deutscher Gedanken auch ohne fremde Hilfe erschloß; aber für das englische Volk, für die Geschichte der Einbürgerung deutschen Geistes in England ist Coleridge von großer Bedeutung. Carlyle hätte seine Werke auch ohne Coleridges Vorarbeit geschrieben, aber England hätte sie ohne diese noch weniger verstanden. Er pflügte den Boden, in den Carlyle säen sollte.

Unermüdlich in der Bearbeitung des Feldes war Wilhelm Taylor aus Norwich, der erste, der sein ganzes Leben vornehmlich der Vermittlung deutscher Literatur in England widmete, der erste und wir können sagen der einzige, denn für Carlyle war sie nur eine Aufgabe eines Jahrzehnts, wenn er auch in diesem Jahrzehnt mehr gewirkt hat als Taylor in einem ganzen Leben (1765-1836). Wir Deutsche waren es ihm schuldig, seine rastlose Tätigkeit auf diesem Gebiet anzuerkennen und bekannt zu machen, eine Aufgabe, die Herzfeld mit Sorgfalt, Liebe und Erfolg 5) gelöst hat. Indem ich auf sein schönes Büchlein verweise, kann ich mich darauf beschränken, Taylors Wirken in die Entwicklung der Bewegung hineinzustellen. Mit seinem Historic Survey of German Poetry (London 1828-30, 3 Bände) kommen wir schon über die Grenze hinüber, die mit dem Erscheinungsjahr des State of German Literature (1827) unserer Betrachtung gesetzt ist. Da er jedoch im wesentlichen eine Sammlung älterer Aufsätze 6), die Krönung und Zusammenfassung und zugleich

2) Misc. Ess. 2 251.

) Vgl. Cambridge History 13 468. 6) Herzfeld 50.

¹⁾ Rem[iniscences] 1 119 (1866): 'We were all taught at that time [in Kirkcaldy 1816—18] by Coleridge etc.'
Rem. 2 316: 'One paper on him I certainly read.'

Vgl. auch Carlyles Berufung auf Coleridge bei Froude 2 so.

³⁾ Rem. 1 230 f. 4) Vgl. Helene Richter Anglia 44 (1920) 281.

der Abschluß seiner Tätigkeit für die deutsche Literatur ist, soll er trotzdem in diese Uebersicht einbezogen werden.

Taylor, ein Kaufmann mit lebhaften literarischen Neigungen und starker Sprachbegabung, lernte 1781 deutsch, als er nach großen Reisen für längere Zeit in Detmold weilte. Schon nach 5 Monaten las er den Messias und Lavater, nach einem Jahre beherrschte er das Deutsche und blieb ihm sein Leben lang treu. 1782 vervollkommnete er seine Kenntnis Deutschlands auf einer Reise durch das ganze Land. Nach England zurückgekehrt, teilte er seine Begeisterung sogleich seinen Freunden mit; Goethe, Voß, Klopstock, Stolberg hielten ihren Einzug in Norwich, in dessen literarischen Kreisen die erste urteilslose Begeisterung für den Sturm und Drang aufflammte und ein Kotzebue-Taumel einsetzte: doch mag diese Uebertreibung der Sache mehr geschadet als genützt haben, da der bald eintretende scharfe Rückschlag ein Hemmnis für alle deutschen literarischen Erscheinungen wurde 1). Southey, mit dem er eng befreundet war, führte er tiefer in die deutsche Dichtung hinein, sodaß sie ihn, besonders durch die Dichtungen Voß', in seinem eigenen Schaffen beeinflußte. Bedeutsam wurde Taylors erste Uebersetzung, Bürgers Lenore, Anfang der 90 er Jahre, weil sie, obwohl zunächst ungedruckt, durch persönliche Vermittlung Scott bekannt wurde und die Anregung zu dessen Uebertragung gab. 1791 und 1793 erschienen seine ersten Uebersetzungen im Druck, und zwar waren es Nathan und Iphigenie, eine Wahl, die seinem Geschmack ebensoviel Ehre macht, wie ihre Erfolglosigkeit das mangelnde Verständnis seiner Landsleute beleuchtet. Er hatte in diesen Werken seine Befähigung als Uebersetzer dargetan²), die er später noch öfter bewährte (z. B. in einer in sein Hauptwerk 3 208 eingelegten glänzenden Uebersetzung von Schillers Taucher). In seiner Anempfindungsfähigkeit3) war er Romantiker, so tief er auch sonst noch im Nachklassizismus steckte⁴), und dadurch mehr zum Nachschöpfen als zum Selbstschaffen geeignet. Er wurde der geistige Vater einer ganzen Uebersetzerschule in Norwich 5), aber diese zeigt wie seine eigene weitere Tätigkeit auf diesem Gebiste (Tales of Yore 1810 u. a.) die Hauptschwäche von Taylors ganzem Wirken: den Mangel an tieferem Verständnis in der Auswahl. Im Vordergrund steht sein Liebling Wieland, Lessing wird nicht vergessen, aber gleichberechtigt stellt man daneben Kotzebue, Meißner, Klinger usw.

Dasselbe muß man auch von Taylors umfassender kritischer Tätigkeit sagen. In etwa 30 Jahren (1793—1824) brachte er es auf die ungeheure Zahl von etwa 1750 Aufsätzen über die verschiedensten Gebiete, unter denen das der deutschen Literatur eins der wichtigsten ist ⁶). Zahlreiche Uebersetzungen deutscher Gedichte sind zwischen die Besprechungen eingestreut. Durch seine Mitwirkung konnte besonders die deutschfreundliche Monthly Review wertvolle Vorarbeit für die Einbürgerung

1) Mutschmann, Die neueren Sprachen 27 (1919) 97.

3) Herzfeld 37.

6) Herzfeld 27.

²⁾ Die Iphigenie erklärte Crabb Robinson noch 1828 für die beste Uebersetzung längerer Dichtungen Goethes (Roe 92).

⁴⁾ Mutschmann a. a. O. 99 f.

⁵⁾ Herzfeld 43. 47.

deutscher Dichtung in England leisten. Aber es blieb doch nur Vorarbeit, ein Heranschaffen des Stoffes, zu dessen wirklicher Verarbeitung Taylor nicht der Mann war. Immerhin ist er als Wegbereiter von sehr großer Bedeutung, da er unermüdlich versachte, den Engländern Teilnahme für die deutsche Dichtung abzugewinnen. Er besprach die in den 90 er Jahren so zahlreich erscheinenden Uebersetzungen fast alle und hielt auch späterhin seine Landsleute auf dem laufenden über die in Deutschland neu erschienenen Werke.

Die Ergebnisse dieser ganzen Tätigkeit als Uebersetzer und Besprecher faßte er zusammen in seinem Historic Survey of German Poetry, interspersed with various translations (1828-30). Dies Werk ist die erste Geschichte der deutschen Dichtung (Prosa schließt er aus, 2218) in englischer Sprache: das macht seine bleibende Bedeutung aus, so sehr auch im einzelnen Carlyles heftiger Tadel in der Edinburgh Review 1831 1) berechtigt ist. Die Methode des Zusammenarbeitens früherer Einzelaufsätze, verbunden mit dem Fehlen großer Gesichtspunkte, brachte es mit sich, daß das Werk eine Zusammenstellung von Einzelcharakteristiken wurde, aber keine Geschichte der deutschen Dichtung, daß manche Dichter mit größter Breite, andre ganz kurz behandelt worden sind. Dieser Fehler in der Anlage wird verschlimmert durch den mangelnden Scharfblick, den Taylor beweist, wenn er Kotzebue erhebt und Goethe auf eine niedere Stufe zurückdrückt. Er folgt im wesentlichen Bouterwek (3 379) unter Verwertung von Gedanken und Anregungen Bertolas (2 178 u. ö.), Adelungs, Eichhorns u. a. Bei alledem ist sein Werk ein gut lesbares Buch, das wohl imstande war, die Teilnahme anzuregen und einen im ganzen brauchbaren Ueberblick über die Geschichte der deutschen Dichtung zu geben, soweit die Forschung damals vorgeschritten war. Das erkennt Carlyle in seiner scharfen Besprechung in der Edinburgh Review von 1831 nicht genügend an. Dieser Aufsatz zeigt Mangel und Vorzug seiner Urteilsweise gleich deutlich. Er verlangt von einer Literaturgeschichte, daß sie nicht Aneinanderreihung von Tatsachen. sondern Darstellung der Entwicklung des Volkes sei, wie sie sieh in der Entwicklung seiner Dichtung ausprägt. Diesem hohen Gesichtspunkt, den wir noch heute billigen, konnte nun Taylor, der Nachzügler der Aufklärung, allerdings nicht genügen, und so weit ist Carlyles Urteil rich-Aber er stellt hier wie sonst neben dem unbedingten den zeitlich bedingten Wert nicht genügend in Rechnung. Er erkennt das Buch wohl als das bis dahin bedeutendste auf diesem Gebiete an (290) und ist nicht blind für Taylors ungewöhnliche Fähigkeiten; aber neben der vernichtenden Kritik vom Standpunkt der reinen Idee aus steht das Lob bei ihm so unvermittelt und kühl, daß niemand es ernst nehmen konnte. So erscheint ihm selbst denn auch der Aufsatz in seinem Bericht an Goethe 2) ganz mit Recht als eine Zerschmetterung Taylors. Carlyle konnte wohl nicht ermessen, daß er damit das Lebenswerk Taylors vernichtete; jedoch trägt er die Verantwortung dafür, daß er eine Quelle, aus der deutscher Geist sprudelte, verstopft hat. Herzfeld hat aber unrecht, wenn er meint

¹⁾ Misc. Ess. 3 283-325.

²⁾ CGC. 255 f.

(52), es sei damals in England noch nicht möglich gewesen, in einer Geschichte der deutschen Literatur gleichzeitig eine Geschichte des deutschen Geistes zu geben. Carlyle hätte sie sicher gegeben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, eine deutsche Literaturgeschichte erscheinen zu lassen. Daß er tatsächlich an einer solchen arbeitete und das Bewußtsein haben konnte Besseres zu leisten als Taylor, rechtfertigt in gewissem Maße die Schärfe seiner Kritik, und es war nicht seine Schuld, daß er der Vernichtung des Schlechten nicht die Darbietung des Besseren folgen lassen konnte, weil er keinen Verleger für seine deutsche Literaturgeschichte fand. Zu verstehen ist seine Härte, wenn man bedenkt, daß er selbst sein Werk schon bis zu Lessings Zeit gefördert hatte 1) und trotz immer wiederholter Bemühungen (bis in das Jahr 1832 hinein) 2) nicht zum Druck bringen konnte, während er hier ein Werk fand, das dem seinen weit unterlegen und dabei ohne solche Schwierigkeiten in den Buchhandel gelangt war. Da die Veröffentlichung seiner Literaturgeschichte gescheitert schien, hat er einen Teil von ihr in der Taylor-Besprechung verwertet 3); andre Abschnitte wurden zu den Zeitschriftenaufsätzen The Nibelungen Lied und Early German Literature 1831 umgestaltet 4).

Zusammenfassend kann man sagen, daß Carlyles Urteil über Taylors Werk zugleich den Abstand bezeichnet, in dem beide voneinander stehen: Taylor war doch eben nur der Handlanger, der emsig Stoff herbeitrug, Carlyle der Meister, der ihn verarbeitete. Aber daß er mit andern den Stoff an das englische Volk heranbrachte, ist sein Verdienst, hätten sie es nicht getan, so wäre Carlyles Aufgabe noch viel schwieriger,

vielleicht unlösbar gewesen.

In Taylors literarischem Kreise in Norwich verkehrte Heinrich Crabb Robinson (1775-1867), der erste Kriegsberichterstatter und einer der Gründer der Londoner Universität. Seinen ersten Aufsatz schrieb er in Taylors Zeitschrift (Tagebuch 1 25). Seine Einführung bei diesem erscheint ihm als das größte Ereignis des Jahres 1798 (142); er erzählt, wie Taylor in ihm eine keimende Neigung zur deutschen Literatur ermuntert habe. In den Jahren 1800-1805 hielt er sich in Deutschland auf. Er nahm in Frankfurt deutsche Stunden (171) und ließ sich in deutscher Literatur unterrichten (176); zuerst scheint sein Eifer nicht allzu groß gewesen zu sein (172), aber nach einigen Aufmunterungen (1 s5) finden wir ihn mit Freude in deutsche Dichtung und Philosophie vertieft (1 87). Auf einer großen Reise durch Deutschland wagte er es zuerst, statt Englisch und Französisch Deutsch zu sprechen (190). In Göttingen, wo er zwei Tage zum Besuche Klemens Brentanos weilte, führte ihn eine Vorlesung von Winkelmann über Dichtkunst tiefer in das Verständnis der deutschen Literatur und Philosophie hinein (1 ss), sodaß er bald Kant, Jacobi und Goethes Wilhelm Meister las (191). Mit Sorgfalt vertiefte er sich weiter in das Studium des deutschen Geistes und lauschte treu den Vorlesungen Schellings in Jena, obwohl er fast nichts davon verstand (1 126-128). Diese ernsten Bemühungen hatten ihn in-

¹⁾ Brief vom 31./8. 1830 an Goethe.

²) Froude 2 245 f. ³) Froude 2 152.

⁴⁾ Vgl. Briefwechsel mit Emerson S. 227.

zwischen soweit gebracht, daß er zu urteilen wußte über das, was er sah und erlebte, und reif war für die Begegnung mit den großen Geisteshelden des damaligen Deutschland.

Von seinen Erlebnissen in Deutschland in diesen Jahren und später handelt ein beträchtlicher Teil seiner Erinnerungen, die er in den 40 er Jahren nach seinen Tagebüchern und Briefen zusammenstellte. Es sind nicht weniger als 102 eng beschriebene Hefte, aus denen Thomas Sadler in 3 Bänden eine Auswahl unter dem Titel Diary, Reminiscences, and Correspondence (London ² 1869, ³ 1872 ¹)) herausgab. Diese Erinnerungen eines Mannes, der die größten Geisteshelden Deutschlands, Frankreichs und Englands persönlich kannte und der dadurch, daß er immer, selbst beim Spazierengehen las, ein sicheres literarisches Urteil erworben hatte, sind von größtem Wert, zumal für uns Deutsche, da sie uns ein lebhaftes Bild des geistigen und politischen Deutschland zur Zeit der literarischen Blüte und der Franzosenkriege geben. Robinson ist im Grunde Aufklärer und ein echter Engländer, von deutschem Geist bei allem Verständnis viel weniger beeinflußt als etwa Carlyle oder selbst Coleridge; aber die edle Bescheidenheit, die ihn auszeichnet, und der Ernst, mit dem er alles zu verstehen sucht, machen uns sein ruhiges Urteil beachtenswert als die Ansicht eines wohlwollenden, vorurteilsfreien Fremden. Wenige Zeitgenossen haben wie er so vielen hervorragenden Männern zugleich nahegestanden, noch weniger mit so klarem Blick und so absichtsloser Genauigkeit ihre Eindrücke geschildert. Denn sein Tagebuch hat den ausgesprochenen Zweck, nicht Erlebnisse und Oertlichkeiten zu schildern. sondern über die Menschen zu berichten, mit denen er zusammenkommt, und diese Absicht hat er mit erstaunlicher Beherrschung durchgeführt. Daher gibt er, abgesehen von zusammenfassenden Einführungen in den Stand des deutschen Geisteslebens zu der Zeit, in der er es kennen lernt, keine literarischen Abhandlungen, sondern ganz einfach Bilder der Großen. wie sie ihm im Augenblick entgegengetreten sind. Seine Bescheidenheit ist nicht zu übertreffen; er spricht so gut wie gar nicht von sich, nie streicht er seine eigenen Fähigkeiten heraus, ja er verzichtet meist darauf seine eigene Ansicht zu äußern, verzeichnet nur die Meinungen anderer und beschränkt sich im übrigen darauf, still und sachlich zu schildern. Dabei schreibt er in einem wunderbar schlichten, ruhig-edlen Stil mit bedeutender Kunst der Darstellung und Erzählung, sodaß der Leser willig and mit Genuß ihm folgt. Als der erste rückhaltlose Bewunderer Goethes verdient er unsere besondere Beachtung.

Dennoch wäre hier von diesem wertvollen Werk nicht zu reden, da es lange nach der Zeit des State of German Literature abgefaßt und noch viel später veröffentlicht ist, hätte nicht Robinson die darin niedergelegten Eindrücke schon früher in England zu verbreiten gesucht. den Jahren 1802-03 schrieb er im Monthly Register Aufsätze über deutsche Literatur, über Kant usw. Doch diese erklärt er selbst für bedeutungslos (1 135). Unerheblich ist auch seine Uebersetzung der Erziehung des Menschengeschlechts von Lessing (1806)3) und die der Amatonda von Anton Wall (Christian Leberecht Heyne), einem damals be-

Ich führe nach der 2. Auflage an.
 Wilhelm Todt, Lessing in England 1767—1850. Heidelberg 1912. S. 27 f.

liebten Schriftsteller, den er persönlich kannte. Wichtiger ist sein persönliches Wirken für das Verständnis deutschen Geisteslebens in England. Es liegt in der Natur der Sache, zumal bei Robinsons bescheidener Art. daß sich dies Wirken ganz in der Stille abspielte, und nur wenige abgerissene Fäden ermöglichen es uns, eine schwache Vorstellung von seiner Tätigkeit in diesem Sinne zu gewinnen, deren ganzer Umfang noch nicht annähernd gewürdigt ist und nie voll gewürdigt werden kann. Als Beispiel mag uns ein langer Brief (1 138-143) dienen, in dem er eingehend die Kantsche Philosophie darzulegen versucht. Seine mündliche Wirksamkeit können wir uns nicht groß genug denken. Mittelbar wurde diese für England fruchtbar durch das Buch der Frau von Stael. Er lernte sie 1804 kennen und wurde bald ihr vertrauter Gesellschafter. Sie zog ihn an sich in dem ernsten Bestreben, die deutsche Dichtung verstehen zu lernen, was ihr durch die Vermittlung eines sachverständigen Engländers am besten möglich schien. Er lieferte ihr schriftliche Berichte über Schelling, und kein andrer als Robinson war es, der sie auf A. W. Schlegel verwies, der so stark auf ihr Buch einwirken sollte. Er schildert eingehend, wie er ihr erfolglos Goethes Bedeutung klar zu machen suchte, und seine Darstellung gibt ein prächtiges Bild von der geistreichen, aber eigensinnigen Französin und von den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, ehe sie soweit gelangte, daß sie ihr Buch Ueber Deutschland schreiben konnte (1 174-183). Hier wie sonst ging die treue Vorarbeit des bescheidenen Robinson unter in den Ruhm derer, die auf seinem Grunde weiterbauten. Er war ein ausgezeichneter Plauderer 1) und verkehrte lange Zeit in London in den Kreisen der ersten literarischen Größen wie Wordsworth, Southey, Coleridge, Lamb, Hazlitt usw. Es ist selbstverständlich, daß der Mann, der so lange in Deutschland gelebt hatte und 1807 gar als Berichterstatter der Times in Altona gewesen war (Briefe von den Ufern der Elbe!), häufig von der deutschen Literatur sprach, die ihm lieb geworden war. Ueberdies haben wir hier und da ein Zeugnis dafür, daß es tatsächlich so war. Er selbst schreibt 1839 (3 169): 'I read Schiller to the young ladies, and Carlyle aloud to the whole family. Mr. Harden enjoyed Carlyle, as did the young ladies." Um 1810 wirkte er stark auf Coleridge ein, sodaß Brandl2) berichten kann: "Crabb Robinson wurde für ihn besonders wichtig: Robinson war in den deutschen Romantikern nach allen Richtungen belesen, hatte viele ihrer Werke mitgebracht und war für ihn, wie zwanzig Jahre später für Carlyle, auf diesem weiten Gebiete ein Wegweiser," Damit kommen wir auf die für uns besonders wichtige Frage seiner Einwirkung auf Carlyle.

Carlyle lernte Robinson bald nach seiner Ankunft in London (Juni 1824) in dem romantischen Kreise der Frau Montague kennen; in der wenig freundlichen Besprechung dieses Kreises in seinen Erinnerungen (1232) berichtet er später über ihn: 'There was a "Crabbe Robinson", who had been in Weimar etc., who was first of the "Own Correspondents" now so numerous. This is now his real distinction.' Diese Bemerkung, so absprechend sie klingt, bezeugt doch wenigstens, daß Robinson von seinen Erlebnissen in Deutschland sprach und deswegen be-

¹⁾ Chambers a. a. O.

²) Coleridge 333 f.

kannt war. Aber die Bekanntschaft zwischen beiden ging über ganz oberflächliche Begegnungen hinaus. Sie Trafen sich nicht nur bei Gesellschaften - so am 5. Juli 1824 auf einem Teeabend bei Lamb, wo Carlyle in Robinsons Darstellung (2 277) noch des einführenden Zusatzes "Irvings Freund" bedarf -, sondern sie besuchten sich auch gegenseitig (Brief Carlyles vom 14./12.1824) und setzten den Verkehr brieflich fort (Brief Carlyles vom 22./5, 1825 an seine Braut). Dabei konnte Carlyle manche wertvolle Einzelheit von dem älteren und erfahreneren Mitstreiter für die deutsche Sache lernen; sein Bericht an seinen Bruder Alexander (in dem oben erwähnten Brief vom 14./12. 1824) dürfte daher die Bedeutung dieses Verkehrs nicht ganz widerspiegeln: 'There is a Crabbe Robinson, an old Templar (Advocate dwelling in the Temple), who gives me coffee and Sally-hunns (a sort of buttered roll), and German books, and talk by the gallon in a minute.' Daß Carlyle Robinsons Kenntnisse wohl zu schätzen wußte und sie für sich nutzbar zu machen suchte, ersieht man aus einer Tagebuch - Eintragung des letzteren aus dem Jahre 1824 (2 286 f.): 'December 10 th. — Took tea at home. Mr. Carlyle with me. He presses me to write an account of my recollections of Schiller for his book. I was amused by looking over my MSS., autographs, &c; but it has since given me pain to observe the weakness and incorrectness of my memory. I find I recollect nothing of Schiller worth recollection' 1).

Aus alledem ergibt sich, daß Carlyle mehr als oberflächliche Anregungen von Robinson empfangen hat. Das wollte er auch wohl ausdrücken, wenn er am 10. Mai 1827 in einem Brief schreibt, er wolle einen Abdruck seiner German Romance an Robinson schicken, 'who had right to expect one of me.' Freilich von einer Beeinflussung kann nicht die Rede sein; dazu war Carlyle zu selbständig und die Wesensart der beiden Männer zu verschieden2). Bald hat sich das Verhältnis umgedreht, und Robinson besitzt Sachlichkeit und Bescheidenheit genug, das Verdienst des aufstrebenden jüngeren Freundes neidlos anzuerkennen und seine Gedanken zu verbreiten (s. o.)3), wie er denn auch ein treuer Zuhörer seiner Londoner Vorlesungen (3 175, 186) und Leser seiner Werke war (z. B. French Revolution 3 171, Voltaire 3 182 f.). Hier wie schon vorher bei Coleridge und Frau von Stael und überhaupt in seinem ganzen Wirken für die deutsche Literatur begnügt er sich mit der Rolle eines Anregers, um bescheiden abzutreten, sobald er die reichen Erfahrungen seines Lebens andern überliefert hat, unter deren Händen sie fruchtbar werden. Seine ungewöhnliche Veranlagung zu streng sachlicher Beobachtung verschloß ihm den Weg zu eindrucksvollem Wirken. Darin liegt die Größe seiner geistigen und sittlichen Persönlichkeit, daß er einerseits diese Grenzen seiner Begabung erkannte und seine Fähigkeiten durch Be-

¹) Von seiner Begegnung mit Schiller (2 114) weiß Robinson nichts zu berichten, als daß er mit ihm über Coleridges Wallenstein gesprochen hat; Schiller tritt überhaupt bei ihm zurück.

²⁾ Den Unterschied zwischen beiden zeigt am besten eine Stelle bei Robinson (3 164), die wohl auf Carlyle zu beziehen ist. — Robinson ist der ruhige, vorsichtige, sachliche, weitherzige Beobachter, Carlyle der leidenschaftliche, einseitige, vom Geist zur Tat getriebene und auf Wirksamkeit bedachte Prediger.
3) Vgl. die Bemerkungen 2 150. 435. 3 169 aus den Jahren 1838 und 1839.

schränkung auf reine Schilderung zu ihrer höchsten Entfaltung brachte, und daß er anderseits die Stärke besaß, auf jeden persönlichen Ruhm zu verzichten und sich, statt Bücher zu veröffentlichen, damit zu begnügen andre durch Gespräche und Tagebücher anzuregen.

Deswegen verdient seine Bedeutung für die Geschichte der deutschen Einflüsse auf die englische Literatur, wenn sie auch seiner Eigenart entsprechend, wenig hervortritt, mehr anerkannt zu werden, als es bisher geschehen ist, zumal, wie ich gezeigt zu haben hoffe, auch der junge Carlyle aus diesem Brunnen geschöpft hat. Dennoch konnte und wollte er nicht mehr als ein Anreger sein.

Achnlich liegt die Sache bei dem unbedeutenderen Edinburger Advokaten Robert Pearse Gillies¹). Er hatte eine Zeitlang auf dem Festlande gelebt und Goethe gesehen. Was er selber auf unserm Gebiet gewirkt hat, ist von fragwürdigem Wert: er ist der Verbreiter des Schicksalsdramas. Dagegen verdient er hier erwähnt zu werden, weil er Carlyle seine Bücher zur Verfügung stellte und ihm manches von seinen Erstebnissen erzählte.

Zeitlich unmittelbar neben Carlyle steht Thomas de Quincey (1785-1859). Er hatte vor Carlyle den großen Vorsprung, daß er in Deutschlaud gewesen war, in Königsberg Kants Vorlesungen gehört hatte und seine rechte Hand geworden war. Er war infolgedessen in der Lage, sowohl Abrisse seiner Lehren (German studies and Kant in particular 1836, 2₈₁₋₁₀₉ ound Kant in his Miscellaneous Essays, Blackwood 1830, 8 84-126) als auch Einzelheiten aus seinem Leben (Last days of Kant 1827, 4323-379) zu geben. Der letztgenannte Aufsatz ist wegen seiner liebevollen Darstellung wirklich wertvoll. Zählt de Quincey doch zu seinen drei deutschen Lieblingsschriftstellern Kant als Philosophen, während er Richter als Dichter und Schiller als Menschen liebt. Man könnte als vierten noch Tieck hinzunehmen, den er begeistert lobt. Behandlung dieser Lieblingsschriftsteller zeigt sich seine Kunst flüssiger, unterhaltsamer Darstellung, von innerer Anteilnahme belebt, von ihrer besten Seite. Die Wärme der eigenen Ueberzeugung verleiht seinen Worten Schwung und seinen Ansichten Gehalt. Ja man ist geneigt, bei einem begeisterten Loblied auf Richter an eine leicht Richtersche Färbung seines Stils zu glauben; doch dieser Hauch verfliegt schnell wieder, denn de Quincey war in seinem Wesen doch zu verschieden von Richter, um eine tiefergehende Beeinflussung durch ihn zu erfahren. Ueberhaupt bleibt er trotz seiner Bewunderung für deutschen Geist im wesentlichen frei von jeder Einwirkung deutscher Geisteshelden, 'selbst seiner Lieblinge. Sobald seine Besprechung von ihnen zu andern deutschen Dichtern übergeht, ist er nur der kalte, erzenglische Beobachter, weit entfernt von Carlyles warmer Begeisterung oder auch nur von Robinsons würdiger Sachlichkeit. Wo er nicht von vornherein versteht, lehnt er mit kühler Nüchternheit und zersetzendem Urteil ab. Am schärfsten tritt das zutage

auf die englische. Leipziger Diss. Berlin 1901.

2) Collected Writings of Thomas de Quincey, ed. by David Masson 1—14.

Edinburgh 1889—90.

¹⁾ Kraeger 158. — Kellner 144. Näheres über Gillies sowie über die (unerheblichen) Beziehungen Campbells zur deutschen Literatur vgl. Theodor Zeiger, Beiträge zur Geschichte des Einflusses der neueren deutschen Literatur auf die englische. Leipziger Diss. Berlin 1901.

in seiner Stellung zu Goethe, dessen Kunst er nicht erfaßte und den er deswegen schroff verurteilte. Er schrieb (nach Carlyle) einen längeren Aufsatz über Goethe (4 395-121) für die 7, Ausgabe der Encyclopædia Britannica, in dem er an der Hand von Dichtung und Wahrheit Goethes Leben und Werke durchgeht. Die Werke teilt er ein in philosophische Romane und Dramen und läßt die Gedichte ausdrücklich außer Betracht! Diese Tatsache genügt allein um zu zeigen, daß ihm jedes Verständnis für Goethe abging. Der ganze Aufsatz ist ohne Liebe geschrieben und verkennt Goethes Wesen völlig. Wenn man Carlyles Goethe - Darstellungen recht schätzen lernen will, kann man nichts Besseres tun, als diese Besprechung eines angesehenen zeitgenössischen Kritikers damit zu vergleichen. Aus solchen Berichten mußte also die große Masse der Engländer noch gegen Mitte des Jahrhunderts ihre Kenntnisse über Goethe schöpfen. Auch das ist zu bedenken, wenn man die langsamen Fortschritte des Verständnisses für deutsche Art in England erklären will: Carlyles Aufsätze erschienen in Zeitschriften, wo sie von einem Teil der wenigen Gebildeten gelesen wurden, die diese Zeitschriften verfolgten später in gesammelten Schriften, die nun gar nur der ganz besonders Beteiligte las; dagegen die schiefen Darstellungen de Quinceys und noch niedriger stehender Geister wurden in weit verbreiteten und lange benutzten Nachschlagewerken wieder und wieder gelesen.

Die literarischen Wege de Quinceys und Carlyles kreuzten sich zum erstenmal, als der "Opiumesser" 1824 eine Besprechung von Carlyles Uebersetzung des Wilhelm Meister (London Magazine Bd. 10, Juli-Dezember 1824) veröffentlichte. Hier, wo er größere Freiheit der Kritik hat, wird Goethe noch härter angefaßt, und sein Uebersetzer bekommt ein gut Teil von den Schlägen ab, die er freigebig austeilt; sie sind um so empfindlicher, als de Quincey nicht nur durch gefällige Darstellung, sondern auch durch eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprache seinen Urteilen Gewicht verleiht. Kein Werk haben die Engländer so zerpflückt wie den Meister, indem jeder Beurteiler sich etwas heraussuchte, was ihm nicht gefiel. Wenn Jeffrey sich im August 1825 in seiner Besprechung für die Edinburgh Review das Vergnügen macht, in langen Auszügen alles gesperrt zu drucken, was sich auf das gemeine Alltagsleben, besonders Essen und Trinken, bezieht, so macht sich de Quincey ein anderes Steckenpferd zurecht: er gibt eine "Sammlung weiblicher Bildnisse" aus dem Roman, um dadurch Abscheu zu erwecken. Also auch in diesem Aufsatz völliges Mißverstehen und unbedingte, bissige Ablehnung. lyle spottete über diese Besprechung und verhöhnte den 'dwarf Opiumeater . . ., poor De Quincey 1). Später wurden ihre Beziehungen besser, als sie in Craigenputtock freundschaftlich miteinander verkehrten; Carlyle spricht weniger ungünstig über ihn2), und de Quineey unterdrückt in der Gesamtausgabe von 1859 wenigstens den schärferen und persönlicheren ersten Teil der Meister-Kritik. Carlyle hatte inzwischen erreicht, daß de Quincey sich Goethe weniger schroff gegenüberstellte, aber daß diese Aenderung nicht grundsätzlich, sondern nur gradweise einen Wandel brachte, bezeugt der Goethe-Aufsatz in der Encyclopædia Britannica und

¹⁾ Froude 1, 263.

²⁾ Froude 1, 415.

die Tatsache, daß er den zweiten Teil der Meister-Kritik doch abdruckte (11 222—258). De Quincey steuerte zur Encyclopædia Britannica auch einen Aufsatz über Schiller (4 422—439) bei, in den er einen Ueberblick über die neuere Entwicklung der deutschen Literatur einschaltete, die Schiller besonders durch die Räuber am stärksten gefördert haben soll. Eine ähnliche Uebersicht gibt er in der Einleitung zu seiner Laokoon-Uebersetzung (11 156—163).

de Quincey hat unstreitig Verdienste um die deutsche Literatur, denn zu den bisher genannten Aufsätzen ist noch eine frühe Abhandlung (1823) über Herder (11 380-394) und vor allem seine Erstlingsschrift John Paul Frederick Richter (1821, 11 259-272) hinzuzufügen. Diese machte zum ersten Male den Namen Richter in England bekannt und gab durch angehängte Lesefrüchte aus seinen Werken (11 273-293) einen Begriff von seiner Eigenart. De Quinceys Schreibweise ist gefällig, fesselnd und geistreich, aber die Tiefe und der Ernst Carlyles und damit das wahre Verständnis fehlt ihm durchaus. Er schreibt im Unterhaltungsstil, geschwätzig, oberflächlich und mit durchweg 'nur verneinendem Urteil, seinen Lesern durch behagliche Geschichtchen, Witzeleien und belustigende Abschweifungen schmeichelnd. Die Schönheit seines einfachen klaren Stils kann nicht für den Mangel an bedeutenden Gedanken entschädigen; vielfach macht er sich die Sache ganz leicht, indem er den größten Teil seiner Aufsätze mit wörtlichen Anführungen füllt. Im ganzen haben seine Schriften Bedeutung als Trompetenstöße, welche die Aufmerksamkeit auf die deutschen Geisteswerke hinlenkten - sie dem englischen Verständnis zu erschließen, mußte ein anderer kommen, der größere Fähigkeiten und größere Liebe mitbrachte. Für de Quincey war die deutsche Literatur ein Bächlein, an dem er sich erfreute, aus dem er auch wohl eine Handvoll Wasser schöpfte um zu trinken — für Carlyle war sie ein Fruchtbarkeit schaffender Strom, in dem er untertauchte, von dem er sich tragen ließ.

Schon jenseits von Carlyles Wirksamkeit liegt der Schwerpunkt der literarischen Arbeiten Sara Austins 1). Auch sie wurde zur Beschäftigung mit deutscher Literatur angeregt durch den Taylorschen Kreis in Norwich. Vor ihrer Heirat (1820) erwähnt sie nur ein deutsches Buch, das sie gelesen hat, nämlich die Iphigenie, die Taylor übersetzt hatte. Sie kämpfte für die Selbständigkeit der Frau, hielt sich aber doch als gute Puritanerin aus Schicklichkeitsgründen lange von literarischem Auftreten zurück. 1825 erschien ihr erster Aufsatz in Blackwood's Magazine: The New German School of Tragedy. Diese Abhandlung hat nur Wert als ein Musterbeispiel für die Haltung der damaligen englischen Kritik der deutschen Literatur gegenüber. Sie arbeitet noch durchaus mit den alten Vorurteilen, meint, die Deutschen hätten keinen Geist, und verspottet ihre gelehrte Schwerfälligkeit. Als sie seit 1827 Deutschland aus eigener Anschauung genau kennen lernt, verschwindet diese Haltung aus ihren Schriften. Sie betätigt sich als Uebersetzerin, schreibt 1832 einen Aufsatz Characteristics of Goethe, lehrt Mill deutsch, gibt deutsche Reisebriefe und Zustandsschilderungen heraus und plant ein Lebensbild

¹) Heinrich Mutschmann, Sarah Austin und die deutsche Literatur. Die neueren Sprachen 27 (1919) 97-128.

Goethes (wahrscheinlich angeregt durch Robinson); das größte Verdienst erwirbt sie sich als Uebersetzerin Raumers, Rankes und Niebuhrs (s. u. S. 108). Aber dem politisch aufstrebenden Deutschland entfremdet sie sich. und als ihre Aufsätze unbeachtet bleiben, ihren Bemühungen um die Verbreitung der Kenntnis deutscher Dinge jeder Erfolg versagt zu sein scheint, ermattet sie, und in einem Goethe-Aufsatz in der Edinburgh Review von 1857 kehrt die alte spöttische Haltung wieder. Gegen Preußen verhielt sie sich scharf ablehnend und ließ 1866 preußenfeindliche Kriegsbriefe drucken. 1867 ist sie gestorben. Die echt englischen Vorurteile, die zuletzt wieder zum Durchbruch kamen, waren auch in der Zwischenzeit, als sie und ihr Mann sich von deutschen Gedanken stark beeinflussen ließen, nicht verschwunden; die deutsche Philosophie haben sie nie verstanden, sie blieben nüchterne Nützlichkeitsmenschen 1). Austin war und blieb Puritanerin, die "Unsittlichkeiten" der deutschen Dichter hat sie stets verurteilt und war ängstlich bemüht vor allem nachzuweisen, daß diese "Unsittlichkeit" wenigstens keine innerliche sei. So ungern sie es tut, fühlt sie sich als Puritanerin verpflichtet, auch gegen Goethe Vorwürfe in dieser Richtung zu erheben.

Im ganzen gibt sie ein Beispiel dafür, wie schwer es dem Engländer selbst bei redlichem Bemühen wird, deutsche Art zu erfassen. Die einzigartige, schöpferische Einfühlungsgabe Carlyles erscheint im Vergleich damit in um so hellerem Lichte. Carlyle selbst stand seit 18312) mit ihr in freundschaftlichem Verkehr 3) und spricht im allgemeinen mit Achtung von ihr: 'The Frau Austin herself was as loving as ever - a true Germanised spiritual screamikin' 4). Sara Austin ihrerseits verlangte nach Carlyles Zustimmung zu ihren deutschen Schriften 5). Daß ihr diese zuteil wurde, zeigt Carlyles lobende Hervorhebung ihres Aufsatzes Characteristics of Goethe (s. u. S. 112) in einem wichtigen Brief an Eckermann 1834 über seine eigene Tätigkeit auf diesem Gebiete 6). Bei ihr lernte er Johann Stuart Mill kennen, mit dem ihn eine engere Freundschaft verbinden sollte 7). 1839 war sie unter den Zuhörern seiner Vorlesungen über Revolutionen 8).

Damit haben wir eine Reihe von bedeutenderen Vermittlern deutscher Literatur in England bis in die unmittelbare zeitliche Nähe Carlyles an uns vorüberziehen lassen. Wir haben im bunten Wechsel die verschiedensten Gestalten kennen gelernt, von denen einige nur flüchtig unser Augenmerk auf sich lenken konnten, während eine immerhin stattliche Zahl von anderen ihre ganz besondere Eigenart in ihrem Wirken entfaltete, die wir zu erfassen und in die Bewegung einzugliedern versuchten. So verschieden sie auch für das gemeinsame, mehr oder weniger bewußte

Ziel arbeiteten, ob als Uebersetzer oder als Beurteiler, als Beobachter

Ygl. Froude 2 189 f.
 Ygl. Froude 2 188.
 Ygl. Froude 2 224. 321 ff.

⁴⁾ Froude 2 189. 5) Froude 2 321 ff.

⁶⁾ CGC. 340. 7) Froude 2 187. 235.

⁸⁾ Robinson 2 175.

oder Verkünder, als Plauderer oder Fortbildner - bei ihnen allen hatte die Tätigkeit noch das Gepräge des Vorbereitenden, Unfertigen. Teils widmeten sie sich der deutschen Literatur nur im Vorübergehen (wie Mackenzie, Gillies, Byron und die Dichter der Seeschule), teils schnitten sie sich nach eigenem Ermessen ein eng begrenztes Stück heraus (wie Lewis und Scott), teils fehlte ihnen die Gabe fruchtbarer Verarbeitung (wie Taylor und de Quincey), teils wirkten sie nicht in die Weite (wie Robinson). Keiner von allen diesen Vorläufern hatte die Fähigkeit, sich in deutsches Geistesleben in seinem ganzen Umfang wirklich hineinzufühlen, darin wenigstens für eine Zeitlang ganz unterzutauchen, sein ganzes Wesen damit zu durchtränken, sodaß er es dann als eigenes Erlebnis, als einen Teil seines Ichs mit der ganzen Begeisterung und Eindringlichkeit der innersten Ueberzeugung hätte weiterverbreiten können. Dazu mußte erst Carlyle kommen, der sich kraft der Verwandtschaft seines Wesens in die Welt des deutschen Geistes hineinleben konnte, dem sie zum Rettungsring in höchster seelischer Not wurde, dessen innere Beteiligung in der Verknüpfung mit der Triebkraft religiöser Ueberzeugung

seinen Worten die Wucht von Hammerschlägen verlieh.

Verwandt war ihm darin eine Vorläuferin, die, obwohl keine Engländerin, auf die Verbreitung deutschen Geistes in England größeren Einfluß gehabt hat als die bisher genannten Wegbereiter, von denen sie viele stark anregte: Frau von Stael. Ohne seine Absicht wurde Napoleon ein Förderer der deutschen Literatur in England: erst vertrieb er Frau von Stael aus Frankreich und veranlaßte sie dadurch zu ihrer Reise durch Deutschland, die ihre Teilnahme für deutsches Geistesleben weckte; dann verhinderte er ihr 1808-1810 daraus erwachsenes Buch De l'Allemagne in Frankreich am Erscheinen und ließ es einstampfen; die Folge war, daß sie es 1813 in London veröffentlichte. Im gleichen Jahre schon erschien eine englische Uebersetzung. Dadurch kam es in die Hände vieler Engländer, erregte großes Außehen und wurde, wie schon bemerkt (S. 14) der Anlaß zu einem neuen Anschwellen der Beschäftigung mit deutscher Literatur. Man findet es in der folgenden Zeit und lange nachher immer wieder in Zeitschriftenbesprechungen über die deutsche Literatur erwähnt (z. B. 1816 in der Edinburgh Review bei der Besprechung von Schlegels Vorlesungen 26 68 und beim Bericht über Dichtung und Wahrheit 26 308), Byron zog daraus seine Kenntnisse über die deutsche Literatur 1), Coleridge, obwohl er ihren Namen in seiner Biographia Literaria nicht nennt, hat wie so viele Zeitgenossen von Frau von Stael gelernt²), und noch 1823 schreibt Blackwood's: 'Germany is in every hand'³). Wodurch erklärt sich die gewaltige Wirkung, die aus diesen wenigen Beispielen vorgestellt werden kann? - Größtenteils aus der romantischen Einfühlungsgabe und der religiösen Durchdringung ihres Wirkens, die sie mit Carlyle gemeinsam hat. Seit den Zeiten des Tacitus ist wohl nie der Geist eines anderen Volkes mit solcher Wärme als befreiende Wahrheit erfaßt und mit solch heiligem Eifer den eigenen Lands-

Eimer Anglia 37 (1912) 408.
 Ihre Feststellungen, deutsche Verse seien leichter zu lesen als deutsche Prosa und das Deutsche habe Aehnlichkeiten mit dem Griechischen, kehren bei ihm wieder.

³⁾ Roe 57.

leuten als Weg zur Vervollkommnung gepredigt worden wie von Frau von Stael und von Carlyle. Es ist kein Zufall, daß bei dieser starken Einfühlungsgabe alle drei zugleich echte Kinder ihres Volkes sind, denn gerade die Sorge um ihr Volk und der Eifer für seine gedeihliche Fortentwicklung veranlassen sie, ihm das neue Gebiet zu erschließen. Wären sie wurzellose Ueberläufer, so würde der Antrieb für die Vermittlung ebenso fehlen, wie wenn sie starre, blickbeschränkte Eigenbrödler wären. Wahrhaft wirksame Vermittlung zwischen zwei Kulturkreisen kann also nur eine Persönlichkeit leisten, die fest im eigenen Volke wurzelt und dennoch mit freiem Blick und warmem Herzen sich in das Wesen eines andern Volkes zu versenken weiß. In der ebenmäßigen Vereinigung dieser beiden Grundanlagen ähneln sich Frau von Stael 1) und Carlyle. Beide hatten in gleicher Weise von weniger weitherzigen Volksgenossen für ihr Streben zu leiden, die es auch heute vielfach noch nicht zu würdigen wissen 2).

Einseitig sind beide, Frau von Stael und Carlyle, in der Art wie sie deutsches Kulturgut übernehmen, beide stellen in den Vordergrund, was ihrem innersten Bedürfnis Befriedigung gewährt hat, und das ist bei beiden das Religiöse. Sie suchen das Göttliche in der deutschen Dichtung. Doch dies prägt sich bei beiden in ganz verschiedener Weise aus: Frau von Stael wird ganz vom Gefühl beherrscht, das Wahre und das Schöne verbinden sich bei ihr zur Einheit — Carlyle sieht das Wahre und das Gute in Verknüpfung, er strebt zur sittlichen Tat. Im deutschen Idealismus, aus dem beide schöpfen, findet Frau von Stael das ihr Wesensverwandte in der Gefühlswärme einer katholisch-mystisch gefärbten Romantik, während Carlyle als echter Engländer die klaren Erkenntnisse der deutschen Weltbetrachtung, ihre Erhebung über den niedrigen Alltag

die Absicht ist ganz ernst und aufbauend, nicht verneinend.

¹) Heines Auffassung (Die romantische Schule. Zur Geschichte der neueren schönen Litteratur in Deutschland. ¹ 1833 ² 1835) ihres Buches als Satire gegen ihre Landsleute ist schief; natürlich liegt eine Kritik französischer Zustände in dem Buch unausgesprochen enthalten ebenso wie bei Tacitus und Carlyle, aber

²⁾ Dafür nur je ein Beispiel: In einer Straßburger Universitätsrede (Revue des deux mondes 92 [1920] 676 f. Le génie du Rhin. I Le sentiment du Rhin dans l'âme française) kann Moritz Barrès nicht umhin, das Buch der Frau von Stael bewunderungswürdig zu finden, aber aufrichtiger klingt sein Tadel: es fehle ihr ganz an politischem Blick, sie und ihre romantischen Nachfolger hätten sich in deutsche Schwärmerei, Träumerei und Schwermut versenkt, ohne die politische Enge, die Rückständigkeit und die Pressung (enrégimentement) von Geist und Körper in Deutschland im Gegensatz zu der weit überlegenen Sittlichkeit Frankreichs zu erkennen. — Noch schroffer drückt sich ein englischer Kritiker, der noch mehr unter dem Einfluß der Kriegsverblendung steht, in derselben Zeitschrift, in der Carlyles State of German Literature erschien, über Carlyle aus (Edinburgh Review 223 15, Jan. 1916: Edmund Gosse, The Unity of France): 'Carlyle is at present suffering in this country from a general, and it must be said a deserved, unpopularity due in great measure to his total inability so see the trend of German Kultur. He recommends, with lamentation and invective at our blindness in not accepting it, a tendency which has at last been revealed to us in all its abominable brutality. Carlyle's writings have become unpalatable to us, because we find them running counter to our sober experience, and outrageous to our national conscience'. Erscheint uns nicht neben diesen beiden Aeußerungen Frau von Staels und Carlyles schöpferisches Verständnis geradezu erstaunlich, so sehr wir auch von unserm Standpunkt aus selbst bei ihnen Entstellungen zu tadeln haben?

und den Ernst ihrer sittlichen Forderungen aufgreift und mit den Grundzügen seines kalvinisch-puritanischen Kindheitsglaubens verquickt. Daher spielen die deutschen Romantiker eine größere Rolle bei Frau von Stael, die Klassiker bei Carlyle. Der Gesichtskreis der Frau von Stael ist enger; sie sucht vielfach etwas äußerlich nach Christentum und Sittlichkeit in deutschen Geisteswerken, die Carlyle in ihrer Ganzheit als Auswirkungen der göttlichen Idee ansieht. Sie findet in ihnen oft nur verwandte Anschauungen, wo Carlyle verwandten Geist spürt. Carlyle fühlt sich als dankbaren Schüler der Deutschen, während Frau von Stael, hierin wohl Tacitus ähnlicher, stets die vornehme Französin bleibt, die sich herabläßt zu den Barbaren zu reisen, um ihre Huldigungen anzunehmen, und die ihnen eine Ehre erweist, wenn sie sich mit ihnen beschäftigt und sie gar lobt 1). Sie geht als Romantikerin an die deutsche Literatur heran — Carlyle als Mensch. Bei allen Vorurteilen ist es erstaunlich, wie es der Französin doch gelungen ist, in den deutschen Geist bis in feine Verästelungen einzudringen. Wesentlich auf eigenem Urteil fußend, hat sie es verstanden, der Welt zum ersten Mal ein ungefähr richtiges Bild von Deutschland zu zeichnen, und man kann ihre Gabe verständnisvoller Einfühlung nur bewundern. Sie hat für Carlyles Wirken den Grund gelegt, auf dem er weiterbauen konnte, die Teilnahme für deutsche Art neu geweckt, die ihm zum Sprungbrett wurde, das Werk begonnen, das er vollenden und ausbauen sollte. Gemeinsam haben sie vor allem die Front gegen die Weltanschauungen, welche sich über Stoff, Erfahrung und Nutzen nicht zu erheben vermögen.

Wie zu erwarten, schätzt Carlyle daher Frau von Stael sehr hoch. Am 25. September 1817 schreibt er zwar nur, daß er ihr Buch gelesen hat; aber die Tiefe des Eindrucks, den es auf ihn machte, beweisen die immer wiederkehrenden Anspielungen, die dartun, daß er selbst Einzelheiten des Inhalts im Kopfe hatte²). Das Werk wurde für sein Leben bedeutsam, da es ein Mittel war, die Verbindung mit Johanna Welsh zu knüpfen. Er trieb mit ihr bei ihrer ersten Begegnung Deutsch und muß bei dieser Gelegenheit auch von dem Buch gesprochen haben, denn mit seinem ersten Brief vom 4. Juni 1821³) schickt er ihr neben Miltons Werken den 1. Band von Deutschland: "The Germany, except the first volume, I cannot get, at least for a day or two . . . I hope you will like Madame de Staël. She is misty and inconsistent here and there, it is true; . . . but if a brilliant imagination, a magnificent intellect, a noble heart, can yield you any delight, then here is for you!' Zwar ist er noch nicht genügend in den deutschen Idealismus eingeweiht, um ihr ganz folgen zu können: 'Those latter volumes of the Allemagne will

1) Vgl. Goethes Urteil, das Carlyle Misc. Ess. 1 400 anführt.

²⁾ Misc. Ess. 1 12, 103, 157. Life of Schiller 114. 181 usw. — Hier darf eine Erinnerung erwähnt werden, die mittelbar mit Frau von Stael zusammenhängt. In dem Aufsatz Richter again (1830) übersetzt er (T 172) aus Richters Siebenkäs denselben Abschnitt wie sie unter demselben Titel Dream (Songe), während ihn Richter weniger kurz "Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab" überschreibt. Doch bringt er auch den entscheidenden Schluß, den Frau von Stael seltsamerweise fortläßt. Diese Erinnerung geht unmittelbar auf Richters Vorschule der Aesthetik zurück, in der er sich (Sämmtliche Werke Berlin 1827, Band 44 56 f. 81) über diese Verstümmelung beklagt.

3) LL 1 3 f.

perplex you, I fear. The third in particular is very mysterious, now and then quite absurd. Do not mind it much 1).' Die deutsche Literatur ist ihm noch nicht zum innersten Erlebnis geworden (s. u.), aber er hat doch schon Verständnis für ihre tiefen Gedanken²) und weiß sie zu würdigen, zumal seine Geliebte für Frau von Stael begeistert ist 3). Die Liebe zu Johanna Welsh und eine Ahnung von der Tiefe des deutschen Idealismus klingen zusammen in der begeisterten Briefstelle⁴) (Juni 1822): 'Kings and Potentates . . sink into forgetfulness . . .: but the Miltons, the de Staëls — these are the very salt of the Earth: they derive their "patents of Nobility direct from Almighty God," 5) and live in the bosoms of all true men to all ages'. Scharf faßt er 1830 ihre Bedeutung für die Kenntnis der deutschen Literatur in England zusammen in die Worte 6): There are few of our readers but have read and partially admired Madame de Staël's Germany; the work, indeed, which, with all its vagueness and manifold shortcomings, must be regarded as the precursor, if not parent, of whatever acquaintance with German Literature exists among us'.

Carlyle erkannte also die Geistesverwandtschaft seiner Vorgängerin, aber im einzelnen waren sie doch so verschieden (ihre ganz entgegengesetzte Stellung zum Drama kommt als ein tiefgreifender Unterschied zu den bisher genannten hinzu), daß Carlyles Wege zu dem gleichen Ziel ganz andere sein mußten. Frau von Stael bereitete die Engländer auf seine Botschaft vor, auf ihn selbst konnte sie keinen wesentlichen Einfluß haben. Vielleicht hat sie, der Schiller näher stand als Goethe, seine Aufmerksamkeit zuerst auf Schiller gelenkt 7); es dauerte aber jedenfalls nicht lange, bis er sich von diesem Einflusse freimachte und sich Goethe zuwandte. Dem entspricht seine Aeußerung über ihre Bedeutung im State of German Literature (45 20—46 4): 'Madame de Staël's book has done away with this: all Europe is now aware that the Germans are something . . . What that something is, indeed, is still undecided; for this gifted lady's Allemagne, in doing much to excite curiosity, has still done little to satisfy or even direct it'. —

Wir haben gesehen, wie ein Bewunderer nach dem andern sich bemühte, die neuerblühte deutsche Dichtung in England bekannt zu machen. Wir verfolgten, wie jeder in seiner Weise befangen war, wie jeder nur einen kleinen Ausschnitt des deutschen Geisteslebens sah, und selbst diesen oft äußerlich oder schief, wie das redlichste Bemühen nur geringe Erfolge zeitigte. Wir streiften dabei in Seitenblicken Carlyle und bewunderten um so mehr, wie er den Kern, das Wesen der deutschen Dichtung sicher erfaßt und mit unwiderstehlicher Ueberzeugungskraft seinen Landsleuten verkündet hat. Dabei müssen wir noch im Auge behalten, daß alle

¹⁾ LL 1 6.

²) LL 1 39. ³) LL 1 51 f. 67.

⁴⁾ LL 1.57.

⁵⁾ Vgl. St. 56-18. Seine Braut nimmt dies aus Burns (vgl. Misc. Ess. 2 24) entlehnte Lieblingswort Carlyles auf und wendet es noch 1826 auf ihren "Zu-künftigen" an (Froude 1 357).

⁶⁾ Misc. Ess. 1 363.
7) Cambridge History 13 4.

bisher genannten Vorläufer Auserwählte waren, denen die deutsche Dichtung immerhin etwas zu sagen hatte, denen wenigstens eine Ahnung von ihrem Gehalt aufgegangen war, sodaß sie es für der Mühe wert hielten sich damit zu beschäftigen. Wie unendlich viel schlechter der Sache bei der Masse der englischen Leser und bei den Kritikern lag, die über die deutsche Literatur urteilten, ohne eine solche lebendige Berührung mit ihr gehabt zu haben, läßt sich hiernach vermuten 1).

Wir wollen uns auch von diesen allgemeinen Ansichten über die deutsche Literatur aus einigen Beispielen ein Bild zu machen suchen. Die meisten von ihnen werde ich aus den Zeitschriften entnehmen, die als Widerspiegelungen des literarischen Lebens ihrer Zeit und Sprachrohre des Urteils der Gebildeten²) für Vertreter der maß-

gebenden öffentlichen Meinung Englands gelten können.

Hören wir zunächst einiges, was Carlyle selber über die Kenntnis deutscher Literatur in England bei seinem Auftreten berichtet (vgl. auch S. 3); am eingehendsten äußert er sich im State of German Literature darüber: deutsche Literatur und deutsches Wesen waren in England noch ziemlich allgemein unbekannt oder, noch schlimmer, verkannt (40 22), vielfach fehlte es sogar an dem Wunsch, ausländische Geisteserzeugnisse kennen zu lernen (417); Reisebeschreibungen, von Vorurteilen aller Art beeinflußt, hatten ein ganz schiefes Bild verbreitet (42 f.). In den Ueberblicken über das Geistesleben der Welt wurde Deutschland fortgelassen, eine unbestimmte hochmütige Verachtung vertrat nähere Kenntnis, Deutschland galt als ein kimmerisches Land, dessen spärliche Funken nur hinreichten, sein Dasein zu bezeugen, nicht aber ein Land wie England zu erleuchten (45). Noch 1811 nannte ein größeres erdkundliches Werk eines Schotten als einzigen Vertreter deutscher Literatur Gottsched (45 22); ein Buch über Mädchenerziehung warnte schon damals vor den Hunnen, die mit Schillers Räubern als Vorläufern die westliche Kultur zu vernichten drohten 3). Bedeutende deutsche Dichter waren noch unbekannt, Kant wurde vollständig mißverstanden (90). Auch wo durch das Buch der Frau von Stael die Teilnahme geweckt war (45), herrschte noch die größte Unkenntnis und Verkennung. Man hielt den Geschmack der Deutschen für den eines Naturvolkes (48); man drang nicht in den Geist der deutschen Dichtung ein und tadelte daher Aeußerlichkeiten; man ging mit Vorurteilen an sie heran: sie zeige schlechten Geschmack, sie sei mystisch; oder man behauptete gar, die Deutschen beschränkten sich auf gelehrte Arbeit in Erläuterungen und Wörterbüchern (42 16 f.)4) — 'Errors of all sorts prevail on this subject: even among men of sense and liberality we have found so much hallucination, so many groundless or half-

¹⁾ Ganz deutlich würde der Unterschied zwischen Carlyles Urteil und dem seiner Zeitgenossen erst werden, wenn man für jeden Dichter und jedes Werk die verschiedenen englischen Stimmen mit den Ansichten Carlyles vergliche. Diese Aufgabe auch nur teilweise zu lösen, führt über den Rahmen dieser Arbeit hinaus; ich kann nur als das Ergebnis einer ausgedehnten Stoffsammlung anführen, daß auch bei dieser Vergleichung in der Mehrzahl der Fälle Carlyle auf einsamer Höhe des Urteils steht.

2) Vgl. Hensel 55.
3) Taylor-Besprechung Misc. Ess. 3 284.

⁴⁾ Vgl. Heine, Harzreise (Reclam 2 40): "wir deutschen Kompilatoren",

grounded objections to German literature, that the tone in which a multitude of other men speak of it cannot appear extraordinary. To much of this, even a slight knowledge of the Germans would furnish a sufficient answer' (46—47).

Alle diese Vorwürfe, von denen er die wichtigsten, die der Mystik und des schlechten Geschmacks, eben durch den State of German Literature zurückweist, fand Carlyle in Jeffreys Besprechung seiner Uebersetzung von Meisters Lehrjahren (Edinburgh Review 42 109-149, August 1825). Diese Leistung des berühmten Herausgebers der Edinburgh Review, die damals die größte Bedeutung hatte - Goethe las sie regelmäßig —, ist die krasseste Darstellung des völlig verständnislosen Urteils der Zeit. Zwischen ganz spärlichen Anerkennungen häuft er Schmähung auf Schmähung. Er stellt einen unvereinbaren grundsätzlichen Zwiespalt zwischen deutschem und englischem Geschmack fest und bekennt im Namen der Mehrzahl seiner Landsleute: 'we cannot enter into the spirit of this German idolatry; nor at all comprehend upon what grounds the work before us could ever be considered as an admirable, or even a commendable performance. To us it certainly appears, after the most deliberate consideration, to be eminently absurd, puerile, incongruous, vulgar, and affected . . ., one flagrant offence against every principle of taste . . . mere silliness and childish affectation . . . altogether unnatural . . absurd . . never once bringing us into contact with real life or genuine character . . . incomprehensible mystics' usw. usw. Die Deutschen seien Neulinge in der Literatur, ihre Schriftsteller hätten eine schlechte gesellschaftliche Stellung; 200 Jahre lang hätten sie nichts geschrieben als 'huge Latin treatises on Law and Theology - and put forth bulky editions, and great tomes of annotations on the classics. . . . Their works smell, as it were, of groceries - of brown papers filled with greasy cakes and slices of bacon. . . The writers, as well as the readers in that country, belong almost entirely to the plebeian and vulgar class. Their learned men are almost all wofully poor and dependant.' Als guter Engländer stellt er natürlich den Standpunkt äußerer Sitte in seiner Beurteilung obenan. Alle diese Vorwürfe nimmt Carlyle im State of German Literature auf und widerlegt sie.

Die meisten von diesen Ansichten finden sich schon 1816 in einem Aufsatz der gleichen Zeitschrift (26 304—337) über Goethe's Life of Himself: vor 25—30 Jahren habe man von Deutschland nur gewußt, daß es ein weites Land voller Husaren und Herausgeber von Klassikern sei, daß einem in Heidelberg ein großes Faß gezeigt würde und daß man überall ausgezeichneten alten Rheinwein und westfälischen Schinken bekäme. Schriftstellerisch dachte man bei Deutschland nur an Traktate und furchtbare Apparate von kritischen Anmerkungen: auf dieser 'wide uncultivated waste' hätten die Deutschen plötzlich, 'ashamed of its sterility' in ungeschickter Nachahmung einen Blumengarten hervorzuzaubern versucht. Diese erstaunlich schnelle Entwicklung erkläre sowohl die Unvollkommenheit der deutschen Literatur als auch die Begeisterung ihrer Bewunderer. 'With the single exception of Schiller, they have no writer of chaste or elegant prose' (bei der Besprechung von Dichtung und Wahrheit!). Die deutsche Dichtung sei gekennzeichnet durch Mystik, Unsittlichkeit und

plumpe Empfindsamkeit ähnlich einem 'great fat butcher whimpering over a murdered calf'.

Selbst de Quincey (4 382) findet in der deutschen Literatur eine auffällige Wollust und tierische Sinnlichkeit und äußert auch sonst ganz ähnliche Ansichten wie die eben angeführten. So sagt er 1), außer Lessing und wenigen andern hätten die Deutschen keinen Prosaschriftsteller mit gutem Stil, und meint über Goethe 2): 'an old impure novelist, .. the author of the "Sorrows of Werther", (risum teneatis?) .. this old vagabond .. his works are rank with all impurity ... For the "style" of Goethe we profess no respect. He is no great master, nor was ever reputed as a master, of the idiomatic wealth of his own language'.

Zauberei und Mystik wurden seit Jahrhunderten gern als mit der

deutschen Sprache verknüpft dargestellt 3); ein englischer Kunstrichter meint, Schiller sei ganz dazu gemacht, auf den rohen ungebildeten Geist mächtig zu wirken; Kabale und Liebe wird wie die deutsche Literatur überhaupt als von Gefühl und Leidenschaft einseitig beherrscht, von unverantwortlichen sittlichen Anschauungen durchsetzt vorgestellt 4). Der Gedanke von der Armut, der gesellschaftlichen Niedrigkeit, dem Hunger der deutschen Schriftsteller spukt nicht nur bei Engländern ("Die mehresten Bücher entstehen überdem in der Eil: der Hunger treibt den größten Theil der Schriftsteller an, die besten Gedanken flüchtig hinzuwerfen" 5)), sondern sogar bei Deutschen 6); vielleicht ist er aus der zu Unrecht verallgemeinerten herkömmlichen Gestalt zu erklären, die noch heute zum festen Bestand unserer Witzblätter gehört; auch Robinson (1 116) geht gegen dies Vorurteil an. Im gleichen Jahrgang der Edinburgh Review (1816), in dem der oben erwähnte Aufsatz über Dichtung und Wahrheit steht, findet sich ein anderer über Schlegels Vorlesungen (26 67), der noch

starker im Bann der alten Anschauungen steht: 'This work is German; and is to be received with the allowances which that school of literature generally requires. . . . In all that they do, it is evident that they are much more influenced by a desire of distinction than by any impulse of the imagination . . . they are universal undertakers, and complete ency-

clopedists, in all moral and critical science'.

De Quincey hat mit seiner Goethe-Feindschaft nicht allein gestanden, und es wird nicht gar zu sehr übertrieben sein, wenn er in seiner Besprechung des Wilhelm Meister die Anhänger Goethes in London als wenige 'sectarians' bezeichnet; 'for the last seven years, or so, a feeble but persevering effort has been made by the proneurs of German in this country to raise what the newspapers call a "sensation" in his behalf: as yet however without effect'. Jeffrey sagte zu Carlyle als Freund, obwohl er weitherzig genug war, Carlyles Aufsätze in seiner Edinburgh Review abzudrucken: 'I am more and more convinced of the utter fallacy of your opinions and the grossness of your idolatry. I predict too, with

¹⁾ German studies and Kant in particular 2 82 f.

²⁾ Wilhelm Meister-Kritik, London Magazine 10 (1824) 189-197.

 ³⁾ Streuli 7—8.
 4) Streuli 14 f.

⁵⁾ Briefe eines Engländers 3 (s. u. S. 38).

⁶) Eichhorn 3 1 517. — Horn 3 70 rügt, daß die Deutschen, z. B. Rabener, so viel von hungernden Dichtern reden oder gar über sie spotten.

full and calm assurance, that your cause is hopeless, and that England never will admire, nor indeed endure, your German divinities . . . As soon as they appear in their own persons everybody will laugh. I am anxious to save you from this fada superstitio'. Hier steht der nachempfindende Carlyle dem selbstbeschränkten Engländer in kennzeichnender Ausprägung gegenüber, und in diesem Augenblick mußte ihm die Schwierigkeit seiner Aufgabe, die Weite der Kluft, die er überbrücken wollte, schwer auf die Seele fallen, wenn er an die vielen dachte, die nicht einmal Jeffreys Bildung und Wohlwollen hatten. Er hat standgehalten und auf breiter Front den Durchbruch erzwungen; daß Jeffrey nicht ganz unrecht gehabt hat, ist nicht Carlyles Schuld; zu tief wurzeln die Vorurteile im Wesen des Engländers. Selbst Carlyles guter Freund Edward Irving schreibt (1821)1): I am daily becoming more convinced that in all the literature of our own which, it is said, holds of the German school, there is something most poisonous to all that in this country has been named virtue, and still more to the distinctions of conduct which religion makes'; er ist sehr besorgt 1), daß Carlyle ihre gemeinsame Freundin so sehr mit 'Von Schiller and Von Goethe and your other nobles of German literature' bekannt macht; 'I fear Jane has already dipped too deep into that spring'. Das waren Ansichten von Eingeweihten, während für die Allgemeinheit galt, was Froude (1 417) noch für 1827 feststellt: 'Goethe was then only known in Scotland as a German dreamer'. Es ist auch zweifelhaft, womit man sich leichter abfindet: mit der Begeisterung, die Kotzebue bejubelt, Geßner am höchsten schätzt und von Schiller und Goethe die Räuber und Götz allen andern Werken vorzieht — oder mit der glatten Ablehnung, wie sie noch 1829 ein Mitarbeiter der Edinburgh Review (49 349) zeigt, der in einem Aufsatz über das Drama 'our worthy friends and kinsmen of Germany' für dramatisch unfähig erklärt, ihr Drama in einem Absatz mit Hohn erledigt und nur Schiller ausnimmt, dessen Wallenstein jedoch auch langweilig sei; auch bei diesem klingt eins der alten Vorurteile an, wenn er die Deutschen herablassend ein 'ingenious and hardworking people' nennt.

Aus derartigen kennzeichnenden Zügen des Urteils²) ersieht man auch, daß die Briefe eines Engländers über den Gegenstand der deutschen Literatur und besonders der Kantischen Philosophie, die 1792 in Halle, aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von H. von B., erschienen, wirklich einen Engländer zum Verfasser haben; man könnte das bezweifeln, weil in der Vorrede betont wird, sie seien englisch noch nicht gedruckt, und weil sie offensichtlich in dieser Form nicht als wirkliche Briefe geschrieben sein können, zumal der glänzende deutsche Stil kaum eine englische Vorlage durchscheinen läßt. Der Verfasser kennt, die deutsche Literatur und Philosophie gründlich, hat deutsches Wesen gut beobachtet und zeigt im ganzen ein gutes Urteil; dennoch stellt er so vieles schief dar, verkennt so oft das Wesentliche und beweist so wenig tieferes Verständnis für deutschen Geist, daß uns auch hier wieder deutlich wird, wie unendlich schwer für den damaligen Engländer der Zugang zu deutschem Wesen war. Uebrigens sind der deutschen Literatur nur die

Froude 1 135.
 Vgl. Streuli 8 f.

ersten 20 Seiten des Büchleins gewidmet; von da ab beschäftigt es sich eingehend mit Kant: der Darstellung seiner Lehre, der Verteidigung seiner Erkenntnisse gegen Angriffe und der Vereinbarung seiner Weltanschauung

mit dem Christentum (auch das echt englisch!).

Waren eine große Zahl der oben für die Verständnislosigkeit der Engländer gegebenen Beispiele der Edinburgh Review 1) entnommen. so muß doch um der Gerechtigkeit willen darauf hingewiesen werden, daß in dieser Zeitschrift auch wertvollere Aufsätze erschienen. Roes Feststellung (96), sie habe sich die ersten 30 Jahre des Jahrhunderts hochmütig von der deutschen Literatur ferngehalten, wird den Tatsachen nicht gerecht. Zwar lehnte der Herausgeber, der berühmte Jeffrey, der als Kritiker päpstliches Ansehen genoß, für sich die deutsche Literatur ab, wie wir oben gesehen haben; aber er wußte seine persönlichen Ansichten von denen seiner Zeitschrift zu trennen, in der er mit vornehmer Weitherzigkeit alle Anschauungen zu Wort kommen ließ. In den Bänden, die vor dem Abdruck von Carlyles State of German Literature (46 [1827]) liegen, finden wir eine ganze Reihe von Aufsätzen über deutsche Angelegenheiten, besonders über deutsche Literatur: über Wilhelm Meister -Preußen -- die Schädellehre (vgl. St. 40 33) -- Die Minnesänger -eine Reise durch Deutschland - Schlegels Vorlesungen - Dichtung und Wahrheit usw.; wenn auch die Art der Besprechung, wie wir gesehen haben, manchmal viel zu wünschen übrig ließ, so ist doch anzuerkennen, daß die Zeitschrift sich überhaupt so lebhaft mit deutschen Dingen beschäftigte. Wenn A. W. Schlegel einmal nicht gut auf sie zu sprechen war, wie Byron in einem Brief vom 4. August 1821 berichtet ('He was also wroth about the Edinburgh Review of Goethe²), which was sharp enough, to be sure'), so können wir das nach den oben gegebenen Beispielen wohl verstehen; ebenso berechtigt ist aber, was Goethe in der Einleitung zu der deutschen Uebersetzung von Carlyles Leben Schillers 3) in einer ausführlichen Besprechung sagt: "Diese Edinburgh Reviews, sie seyen dem Innern und Allgemeinen, oder den auswärtigen Literaturen besonders gewidmet, haben Freunde der Wissenschaften aufmerksam zu beachten; denn es ist höchst merkwürdig, wie der gründlichste Ernst mit der freysten Uebersicht, ein strenger Patriotismus mit einem einfachen reinen Freysinn, in diesen Vorträgen sich gepaart findet".

Goethe wird dabei außer an die Edinburgh Review vor allem an Blackwood's Magazine gedacht haben. Diese berühmte Zeitschrift, scherzhaft "Maga" abgekürzt, wurde 1817 in Edinburg gegründet⁴). Politisch sich rechts haltend, legte die Zeitschrift großen Wert auf gute literarische Kritik und gewann für diese durch die Heranziehung Lockharts und Wilsons sehr große Bedeutung. Später erschienen alle Romane Georg Eliots bis auf einen in ihr. Johann Gibson Lockhart4) (1794

¹⁾ Berücksichtigt sind die Bände 26 (1816), 34 (1820)—53 (1831).
2) Herzfelds Anmerkung (Archiv 139 156): "Es handelt sich um eine Kritik von 'Wahrheit und Dichtung' im 12. Bd. der Review" dürfte kaum richtig. sein. Byron berichtet über sein Zusammentreffen mit Schlegel in Coppet 1816; es wird sich also um den oben mehrfach erwähnten Aufsatz Goethe's Life of Himself aus dem 26. Bande handeln, der 1816 erschien.

³⁾ Life of Schiller 302 f.

⁴⁾ Chambers a. a. O.

—1854) verlebte seine Jugend in Glasgow und Oxford. Er lernte früh Deutschland kennen und besuchte Goethe in Weimar. Später studierte er Rechtswissenschaft in Edinburg und übersetzte 1816 Friedrich Schlegels Lectures on the history of literature 1). Seit 1817 widmete er sich ganz der Literatur und war bis 1825 mit Wilson eine der Hauptstützen des neugegründeten Maga, das infolgedessen in deutschfreundlichem Sinne geleitet wurde. Als Scotts Schwiegersohn war er der berufene Verfasser eines Lebens Scotts (1837 f.), das als sein Meisterwerk gilt. Wurde dies der Anlaß für Carlyles Scott-Aufsatz, so war sein Leben Burns' (1828) der Ausgangspunkt von Carlyles berühmter Abhandlung über Burns (1828).

Als Lockhart 1825 Herausgeber der Quarterly Review in London wurde, wurde Johann Wilson²) (Christopher North, 1785—1854) die Verkörperung von Blackwood's Magazine. Auch er war Schotte; er zeichnete sich als Student durch ebenso ungewöhnliche körperliche wie geistige Fähigkeiten aus. Mit Carlyle³) stand er von 1826—1833 in Verbindung, jedoch hielt er sich zu Carlyles Bedauern immer etwas fern von ihm und trat ihm nicht offen gegenüber, sodaß Carlyle schließlich die Verbindung abbrach. Immerhin waren sie vertraut genug, daß Wilson ihm eine Empfehlung für die Professorenstelle geben konnte, um die Carlyle sich bewarb. Einmal hat sich Carlyle über einen Aufsatz Wilsons gegen Goethe zu beklagen, aber im ganzen schätzt er doch an ihm 'a very superior talent, . . many gleams of worth and generosity', obwohl er seinen Mangel an innerer Kraft tadelt.

Blackwood's Magazine hat für die Verbreitung der deutschen Literatur größere Bedeutung durch zahlreiche Uebersetzungen (besonders in der Beilage Horae Germanicae, die in 25 Nummern bis 1830 erschien) als durch kritische Aufsätze. Schiller, Bürger, Körner, Haller, Goethe (Faust), besonders aber romantische Dramen Müllners, Grillparzers, Körners, Erzählungen von Fouqué usw. fanden hier eine Pflegestätte 4).

Dagegen bezeigte die Quarterly Review⁵), bevor Lockhart sie herausgab (1825—53), der deutschen Literatur eine gleichgültige Duldung;

sie bestätigt nur die allgemeine Unwissenheit.

Die freisinnige Monthly Review⁶) war stärker deutschfreundlich. Sie brachte beispielsweise schon 1759 zwei deutsche Gedichte, von Gleim und Lichtwer, in Uebertragung und besprach früh die neuen Uebersetzungen aus dem Deutschen: Rabeners satirische Briefe 1757, die zweite Uebersetzung der Schwedischen Gräfin 1776 u. a., beschäftigte sich aber auch mit nicht übersetzten deutschen Erscheinungen, z. B. Gellerts und Rabeners Briefwechsel. Von 1793 bis 1824 sorgte die große Flut der Taylorschen Aufsätze für die Beibehaltung dieser Richtung.

Ganz anders klang es aus Wilhelm Giffords Anti-Jacobin Review⁷). Sie begnügte sich nicht damit, Kotzebue lächerlich zu machen, wodurch sie sich ein Verdienst erwarb, sondern sie lehnte die deutsche Dichtung und Philosophie in Bausch und Bogen ab, weil sie

2) Chambers a. a. O.

3) Froude ,1 376, 397, 415, 419, 427, 2 245, 329 f, 333, 338, 347.

4) Roe 96. 5) Roe 97.

7) Streuli 15-17.

¹⁾ Das Buch erschien erst 1838 (Dict. of Nat. Biogr.).

⁶⁾ Herzfeld, Taylor fortlaufend und Archiv 105 34.

umstürzlerische Gedanken verfolge; sie hielt es für ihre Pflicht, "das exotische Gift, hergestellt in den Schmelztiegeln der literarischen und politischen Alchimisten der neuen deutschen Schule", fernzuhalten. Die deutschen Hochschulen bezeichnet sie als Brutstätten der Gottlosigkeit und des Jakobinertums. Deshalb mißbilligt sie heftig Coleridges Aufenthalt in Göttingen (1799) und arbeitet seinen deutschen Bestrebungen schon im voraus entgegen. Goethe, der Verfasser von Werthers Leiden, sei einer jener Literaten, welche durch ihre Schriften den Geschmack verderben, und der große Erzvater der Schreckens- und Wildheitsschule. Am schlimmsten sind die satirischen Gedichte von Canning, die 1797 und 1798 darin erschienen; Treitschke und Niebuhr äußern sich empört über sie. In ihnen wird die deutsche Literatur auf Grund gröbster Unkenntis lächerlich gemacht.

Diese Beispiele mögen genügen, um die Stellung der Zeitschriften und damit der öffentlichen Meinung zur Frage der deutschen Literatur zu beleuchten. Die Untersuchung zahlreicher andrer Zeitschriften, die damals entstanden 1) (z. B. Monthly Magazine, Annual Review, Critical Review, Atheneum, an denen Taylor mitarbeitete 2), London Magazine u. a.), kann keine neuen Züge mehr liefern für das Bild, das sich uns bisher entwickelt hat. Die Sache liegt hier ähnlich wie bei den Einzelvorläufern. die wir betrachtet haben: die Teilnahme für deutsche Literatur wächst allmählich; keine Zeitschrift kann sich ganz freihalten von der Zeitströmung, die eine widmet sich freudig der Pflege der deutschen Literatur, die andre gleichgültig, die dritte schenkt ihr durch Feindschaft die Beachtung, die sie ihr nicht vorenthalten kann. Aber auch bei denen, die ihr freundlich gegenüberstehen, zeigt sich der gleiche Mangel wie selbst bei den begabteren unter Carlyles Vorläufern: ihnen fehlt der vollständige Ueberblick über die deutsche Literatur und die rechte innere Einstellung zu ihrem Wesen, die allein eine richtige Beurteilung ihrer Einzelerscheinungen gewährleistet. Grobe Vorurteile hindern bei der Masse der englischen Kritiker und damit der Leser den Zugang zum Verständnis der deutschen Dichtungen und drohen durch gewohnheitsmäßige Einwurzelung ieden Versuch zu ernstem Urteil im Keime zu ersticken. Denn an diese überlieferten Vorurteile klammert der Engländer sich, weil ihm jeder Maßstab für die deutsche Dichtung fehlt. Er steht ihr wie einem unübersehbaren, wildbewegten Meere ratlos gegenüber. Das beweist z.B. die oben angeführte Auswahl von Dichtern, mit denen sich Maga beschäftigte: die besten Namen erscheinen zwar darin, aber der richtunggebende Geschmack ist der für abenteuerliche romantische Dichtungen; er hat im Laufe der Zeit dem Begriff des deutschen Dramas in England den üblen Beiklang verschafft, der ihn zur Bezeichnung einer minderwertigen dramatischen Gattung erniedrigte. Also hier wie oben zwar Anteilnahme, aber zu ihrer Befriedigung ein ratloses Tasten, ein wahlloses Herausgreifen, Mißgriffe und falsche Beurteilungen - kurz, die Kritik gewährt den Anblick eines von den Wogen ziellos hin- und hergeworfenen

¹⁾ Streuli 15.

²⁾ Herzfeld 27.

Schiffes, dem der Steuermann fehlt. Die Zeit war reif für einen Mann, der mit fester Hand das Steuer ergriff und das Schiff mit starkem Willen durch die bewegte See hindurchführte. Dies Gefühl_hatte schon Richter 1), als er an die Besprechung von Frau von Staels Deutschland den Wunsch anknüpfte nach einem "der Verfasserin ähnlichen Verfasser, der uns auf einem ähnlichen Kleopatra's-Schiffe nach England übersetzte. Schiller, Göthe, Klinger, Hippel, Lichtenberg, Haller, Kleist könnten ganz so wie sie wären in ihren naturalibus und pontificalibus auf jenem Eiland aussteigen, ohne Gefahr da Einsiedler zu werden, ausgenommen insofern man diese anbetet.

Nur von der romantischen Seite dürften wir uns dem Britten nicht zuerst zeigen. Denn er — an welchem nichts so poetisch ist als der Staat — verlangt, gewöhnt an die Schwere des Goldes, auch für ein goldnes Dichtzeitalter die dicken goldnen Flügeldecken seiner Beiwortdichter, nicht den durchsichtigen Florflügel der Romantiker; keinen bunten Schmetterlingsstaub, sondern höchstens Blütenstaub, der zu etwas erwächst".

Mit dieser ergötzlichen, ebenso bissigen wie schlagenden Andeutung hat Richter sicher erfaßt, wie der englische Stael aussehen mußte. Er beleuchtet damit zugleich den grundlegenden Unterschied zwischen Frau von Stael und Carlyle, zwischen der französischen Romantikerin und dem Engländer, der bei allen romantischen Anschauungen nie den ganz festen Boden unter den Füßen verliert.

*

Carlyle war der Mann, der als erster Ordnung in das wirre Durcheinander der Meinungen über die deutsche Literatur bringen sollte. Er baute auf dem Grund auf, den seine Vorgänger vorbereitet hatten. Er hätte nichts wirken können, wenn sie nicht die englische Oeffentlichkeit für seine Botschaft empfänglich gemacht hätten. Aber er schwang sich, indem einige von ihnen ihm selbst als Stufen seines Entwicklungsganges dienten, weit über sie empor und wurde der schöpferische Geist, der die trübe Masse sichtete und gestaltete. Er war dazu fähig, weil er Engländer genug war, um fest in seinem Volke zu stehen, und Romantiker genug. um sich in die Wesensart der Deutschen einfühlen zu können. Er konnte infolgedessen soweit in die deutsche Literatur eindringen, daß er einen Kern in ihr fand, von dem aus er sie als Einheit erfaßte, und dieser Kern füllte zugleich eine Lücke in seinem eigenen Wesen aus, die er empfunden, unter der er gelitten hatte. Anderseits stand er so innerlich, so wesensbedingt in seinem Volkstum, daß er das neue Gut ganz selbstverständlich, ohne es zu wollen, in eine bodenwüchsige Form umgoß. Denn das muß betont werden, daß auch Carlyle die Strahlen der deutschen Literatur durch das Prisma seiner starken Persönlichkeit gebrochen weiterleitete; aber er unterschied sich von seinen Vorgängern dadurch, daß sein Bild kein Zerrbild und kein Teilbild, sondern doch ein kernechtes und wesensganzes war. Er besaß Verständnis genug, um für die deutsche Literatur ihren eigenen Maßstab zu finden und sie nicht wie seine Vorläufer in einen von außen herangetragenen Rahmen hineinpressen zu

¹⁾ Vorschule der Aesthetik 44 62 f., Kleine Bücherschau: Besprechung von Staels Deutschland.

wollen. Es ist seine Tat, eine Tat von umstürzender Wichtigkeit, daß er die alten Vorurteile vernichtete und an ihre Stelle den Schlüssel zum wahren Verständnis der deutschen Literatur setzte; und er vollzog diese Tat auf breiter Grundlage im State of German Literature. Hier wurde zum erstenmal mit der pfuscherhaften äußerlichen Betrachtungsweise aufgeräumt und statt dessen in das innerste Wesen der deutschen Literatur hineingeleuchtet. Mit dem State of German Literature bekommen die Engländer endlich den lange gesuchten Maßstab für die Beurteilung der deutschen Dichtung — sie mußten ihn nur gebrauchen lernen. Diese Anwendung des Maßstabes zeigte ihnen Carlyle in der Reihe seiner deutschen Aufsätze, die sich auf der Grundlage des State of German Literature erhoben.

Neben seiner besonderen Befähigung hatte er das vor seinen Vorgängern voraus, daß ihm seine tiefinnerliche Beteiligung einen gewaltigen Schallboden gab. Er sprach von deutschem Geistesleben als von einer Sache, von der er nicht nur sprechen konnte, sondern von der er sprechen mußte, die ihm zum Erlebnis geworden war, die sein Herz so erfüllte, daß er seine Begeisterung in sein Land hinausrufen mußte - nach dem Apostelwort: "Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben" (Apg. 420). Das Erlebte erzeugte in ihm eine nach Aeußerung drängende Fülle, die durch das widerstrebende Hindernis der Form im weitesten Sinne zu höchster Spannung aufgestaut wurde: durch die Hemmungen, die sein eigener kranker Körper und äußere Nöte seinem Wirken entgegenstellten, durch das Ringen mit dem sprachlichen Ausdruck, der den überströmenden Inhalt nicht zu fassen vermochte -- wir haben Zeugnisse genug dafür, wie schwer Carlyle seine Schriften aus der Feder flossen -, durch die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, um geeignete Sprachrohre für seine Verkündigung zu finden. Diese Fülle entlud sich, wenn sie sich aus den Fesseln losgerungen hatte, wie ein Gewitter und mußte auf dem wohlvorbereiteten Boden die größte Wirkung hervorbringen. Darin liegt mit wenigen Worten die Bedeutung Carlyles für die Ausbreitung der deutschen Literatur in England ausgedrückt und erklärt. Wir müssen diese Merkmale der Fülle, der Spannung und des Nachdrucks der Wirkung festhalten, sie werden sich uns als kennzeichnend für Carlyle erweisen. Seine Vorgänger hatten die deutsche Literatur beurteilt oder bestenfalls dargestellt; er aber verkündigte sie seinem Volke mit der weithin schallenden Stimme eines Sehers. Im letzten Grunde ist es die religiöse Erlebnisgrundlage, welche die Wirkung Carlyles erklärt, denn nur dadurch, daß er die deutsche Literatur als Ausdruck der göttlichen Idee erlebte, konnte sie in ihm eine religiöse Macht werden, sodaß er sich vom Geiste getrieben fühlte, die Botschaft von ihr aus sich herauszuschmettern und seinem Volke die deutsche Literatur als die Rettung aus der großen Not der Gebundenheit an Stoff und Nutzen und Glückseligkeit zu verkündigen. Die innere Erfülltheit von dem Gegenstand seiner Darstellung und die Nachdrücklichkeit seiner Verkündigung machen die Besonderheit von Carlyles Stellung in der Geschichte der deutschenglischen literarischen Beziehungen aus. Diese Erfülltheit ist nur durch den religiösen Erlebnishintergrund, der starke Drang zur Aeußerung nur durch die Eigenart der kalvinischen Auffassung des Christentums zu er-

klären, die den Gläubigen zum tätigsten Wirken in der Welt im Dienste Gottes antreibt 1). Darin liegt zugleich die Grenze der Bedeutung unserer Literatur für Carlyle: er sah in ihr eine Offenbarung Gottes, genau wie er sie später in der Geschichte und in den großen Männern fand, und er verkündete die deutsche Literatur nur so lange, wie sie für ihn als Träger der göttlichen Idee im Vordergrunde des Blickfeldes stand. Sobald er die Spuren Gottes auf andern Gebieten deutlicher verfolgen und eindringlicher aufzeigen zu können glaubte - und das geschah schon Anfang der 30 er Jahre -, ließ er dies "Kleid" liegen und wandte sich einem andern zu. Der Kern seiner Weltanschauung, die Einheit seines Wesens blieb dadurch unberührt, nur die Ausdrucksform wandelte sich. So konnte er noch im Alter die Arbeit seiner Jugend bejahen, wenn er in der Edinburger Rektoratsrede von 1866 noch einmal auf die deutsche Literatur hinwies²). Er war von Anfang bis zu Ende der puritanischkalvinische Prediger idealistischer Färbung, der Gott und das Göttliche in der Welt verkündigte. Seit seine innere religiöse Entwicklung abgeschlossen ist, gibt es in seinem Wirken keinen Bruch, keine Umgestaltung; nur findet er das Göttliche einmal in der deutschen Literatur und Philosophie, ein andermal in der Geschichte und ein drittes Mal in den großen Männern am deutlichsten ausgeprägt; im Grunde haben alle diese Formen das Gemeinsame, daß er das Göttliche in den Menschen sieht und es an ihren Früchten erkennt, zuerst an ihren Geisteswerken, dann an ihren geschichtlichen Taten, zuletzt am umfassendsten an ihrem Wesen und Wirken auf jedem Gebiet. Diese religiöse Wurzel seiner literarischen Wirksamkeit freizulegen, soll im folgenden meine Aufgabe sein.

Weber.—Troeltsch.
 Vgl. auch Küchler 434.

Carlyles religiöser Werdegang.

A man's religion is the chief fact with regard to him.'
Heroes and Hero-worship.

Seit wann ist nun Carlyles innere Bildung abgeschlossen? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns seine religiöse Entwicklung, insbesondere seine sogenannte Bekehrung genau klarmachen, denn das Religiöse erklärt bei Carlyle alles, es bildet den Mittelpunkt, um den

sich sein ganzes Wesen sammelt.

Carlyle war im Geiste der größten, schlichtesten Frömmigkeit erzogen worden. Sein Vater gehörte einer sehr strengen, von der schottischen Landeskirche abgesonderten Gemeinschaft an. Die kindliche Gläubigkeit seiner Mutter ließ für sie das Glaubensleben ihres Sohnes noch ihre größte Sorge sein, als er schon fern von ihr in Edinburg weilte. Immer wieder klingt durch ihre rührenden Briefe das liebevolle Bangen um ihres Sohnes Stellung zu Gott: 'Do make religion your great study, Tom; if you repent it, I will bear the blame for ever' (10. 4. 1819). Wir sind mit Carlyle erschüttert durch ihre liebevolle Besorgnis und verstehen, daß er sich durch ihre immer wiederholte Mahnung, täglich einen Abschnitt aus der Bibel zu lesen (31. 10. 1818, 25. 3. 1819), bewogen fühlte, sich wirklich öfter mit der Bibel, 'that best of books' (29. 3. 1819) zu beschäftigen. Nicht umsonst ist sein Stil so reich an Anklängen an die Bibel und an Anführungen aus ihr. Das müssen wir im Auge behalten, daß er noch in den Zeiten der tiefsten Zweifel infolge der Bitten seiner Mutter die Bibel nicht aus der Hand legte.

Diese Zweifel kamen ihm, als er aus seinem weltfernen schottischen Heimatdorf als Student nach Edinburg kam und die ganze Bildung der Aufklärungszeit auf den Lernbegierigen einströmte. Hier (1809—14), in Annan (1814—16) und Kirkcaldy (1816—18) las er eifrig, was ihm die Edinburger Bücherei und Irvings Bücherschrank bot, ohne es zu verarbeiten; seine frühesten Briefe sind erfüllt von mathematischen Fragen und Buchbesprechungen, die das Urteil eines begabten jungen Menschen, aber noch keine Selbständigkeit zeigen; Gibbon war in dieser Zeit der

Schriftsteller, der den größten Eindruck auf ihn machte.

1814 beginnt der Zusammenstoß der beiden so verschiedenen Weltanschauungen in ihm wirksam zu werden. Er äußert sich zuerst in einer Abneigung gegen den geistlichen Beruf, für den er bestimmt war ¹).

¹⁾ Für dies und das folgende vgl. seine frühen Briefe, besonders die vom 18. 10. 1814, 15. 7. 1816, 31. 3. 1817, 5. 7. 1817, 16. 2. 1818, 28. 7. 1818.

Dies anfänglich unbestimmte Gefühl verdichtet sich 1818 zu dem festen Entschluß, den Gedanken an seine kirchliche Laufbahn aufzugeben eine Entscheidung, die seinen Eltern den größten Kummer bereitete; es macht ihrer Verständigkeit alle Ehre, daß sie ihrem Sohne trotzdem keine Hindernisse in den Weg legten. Zunächst richtet sich Carlyles Widerstreben nur gegen die Kirche und einzelne ihrer Vertreter; er kommt früh zu der Ueberzeugung, daß die Staatskirche notwendig in Erstarrung verfallen muß, bekennt sich aber bei verschiedenen Gelegenheiten durchaus zum Glauben als solchem. Doch allmählich frißt der Zweifel weiter und erstreckt sich auch hier und da auf den Kern. Die Buchbesprechungen treten in den Hintergrund in seinen Briefen, an ihrer Stelle erscheinen Grübeleien und Zweifel an sich selbst, an Gott und der Welt. I well. infinitely too well, know what Grübeln is: a wretched sink of darkness, pain, a paralytic fascination' 1). Dieser furchtbare Zustand erreichte seinen Tiefpunkt 1818, als zu der inneren Umwälzung äußere Not kam: er war in Edinburg auf sich selbst gestellt, ohne Mittel, ohne Abnehmer für seine schriftstellerischen Arbeiten, ohne Aussichten für die Zukunft; dazu traten jetzt die Verdauungsstörungen auf, unter denen er sein Leben lang schwer gelitten hat, die ihn oft geistig und seelisch lahmlegten²). 1818 beherrschte ihn das ewige Nein völlig und brachte ihn in die unselige Stimmung, die er im Sartor mit der Lebendigkeit schmerzlichster Erfahrung schildert. Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit sprechen aus den Briefen dieser Zeit, am ergreifendsten aus einer bewegten Klage an seinen Freund Johnstone über die Quals einer Zweifel (26. 6. 1818). 1819 ereignete sich jener Abschied von Irving, bei dem er, an eine Dorfmauer gelehnt, mit dem Blick auf die untergehende Sonne, dem Freunde bekannte, daß er eine andere Auffassung vom christlichen Glauben habe als dieser.

Carlyle war sich selbst bewußt, daß er in einer Wandlung stand; aber diese Wandlung zog sich noch lange hin. Zwar zeigen sich die ersten Spuren des Aufbaus einer eigenen Weltanschauung, die auch seinen Stil leise wandeln, schon gleich nach diesem Tiefpunkt — hier vereinfacht die dichterische Darstellung die Entwicklung —; aber erst im Jahre 1822³) erfolgte der entscheidende Schritt vorwärts, den wir vielleicht als Er weckung bezeichnen können. Das Erlebnis wurde im Sartor zu der bekannten Episode in der Rue Saint-Thomas de l'Enfer (168) ausgestaltet. Carlyle hat dies Ereignis als selbsterlebt ausdrücklich anerkannt⁴), und welche Bedeutung es für ihn gehabt hat, ersehen wir daraus, daß er

1) 22. 5. 1832 an seinen Bruder Johann (Froude 2 271).

4) Froude 1 101.

²) Verzweifelte Klagen über seine Krankheit und bittere Loblieder auf die Gesundheit geben ein erschütterndes Bild von seinem Ringen gegen diese entnervende Macht, das sich durch sein ganzes Leben hinzieht. Vgl. Briefe vom 6./11. 1818, 10./1. 1821, 10./2. 1821, 11./4. 1821, Juli 1821 an seine Mutter, 4./2. 1822. — Froude 1 78. 80. 198. 200. — Rektoratsrede. — Misc. Ess. 1 9. 3 78. — Life of Schiller 35. 127 f. — Schiller T. 211. — Rem. 1 140. — Streuli 32. — Roe 134 und oft.

³) Ich entschließe mich Alexander Carlyles Ansetzung (LL. 2 382) entgegen der Froudes (1 101: Juni 1821) anzunehmen, weil Carlyles Anmerkung 'First battle won in the Rue de l'Enfer — Leith Walk — four years before' auf 1822 führt, wie unten (S. 52) deutlich werden wird. Die Gründe gegen den Monat Juni sind jedoch nicht stichhaltig.

sich später noch ganz genau des Ortes und der begleitenden Umstände des Erlebnisses entsann. Was war nun diese Erweckung ihrer seelischen Bedeutung nach? — Carlyle sagt es uns selbst in fichtischer Sprache im unmittelbaren Anschluß an ihre Schilderung (163): 'Thus had the Everlasting No (das ewige Nein) pealed authoritatively through all the recesses of my Being, of my Me; and then was it that my whole Me stood up, in native God-created majesty, and with emphasis recorded its Protest. Such a Protest, the most important transaction in Life, may that same Indignation and Defiance, in a psychological point of view, be fitly called'. Es war die Selbstbehauptung des Ichs. Als die Uebermacht der herrschenden mechanischen Weltanschauung ihn zu erdrücken drohte, als ihm das All zur sinnlosen, zermalmenden Dampfwalze geworden war (160), als er es selbst verlernt hatte, den Tod zu fürchten, da blieb doch immer noch etwas in ihm, das in diesem toten Mechanismus nicht aufgehen wollte, das sich gegen die Welt sträubte. Die Erkenntnis dieses Ichs war das Wesen der Erweckung; im selben Augenblick, wo ihm das klar wurde, daß ein Ich in ihm lebte, das sich der alles zermalmenden Dampfwalze entgegenstemmen konnte, das dem Tod und dem Schmerz frei gegenüber stand, vollzog sich eine entscheidende innere Umstellung in ihm: das Ich war nun nicht mehr leidend, sondern herrschend, Furcht und Sorge wandelten sich in Empörung und Trotz. Diese Umkehrung war so wichtig, daß sie die Bezeichnung einer geistigen Neugeburt, einer baffometischen Feuertaufe 1) verdiente; bedeutete sie doch den Sieg der Freiheit über die Notwendigkeit 1).

Dies Erkennen der Freiheit des Ichs vollzog sich in der Wirklichkeit nicht so rein gedanklich wie im Sartor, sondern es spielte ein wichtiger Umstand hinein: die plötzlich aufspringende Liebe zu Johanna Welsh²). In der letzten Maiwoche 1821 lernte er sie bei einem dreibis viertägigen Besuch in Haddington kennen; im nächsten Jahre vertiefte sich diese Bekanntschaft nicht ohne Schwierigkeiten zu einer engen Freundschaft. Diese Liebe - denn das war es für Carlyle vom ersten Blick an - fährt wie ein elektrischer Strom durch seine Nerven und regt alle seine Lebensgeister an; davon geben seine frühen Briefe und seine Liebesbriefe ein deutliches Bild. In der Liebe zu Johanna hat er den Schwerpunkt seiner Gedanken endlich aus sich heraus verlegt und wird dadurch frei von der zermürbenden Griibelei über sich selbst. In der Novelle Cruthers and Jonson, die in den Dezember 1822 zu setzen ist 3), deutet er diese Rolle der Geliebten schon an in den Gestalten, die von ihnen beiden unzweifelhaft Züge tragen: 'that she had found him a homeless wanderer - had made him all he was'. In demselben Briefe, mit dem er ihr diese Erzählung zuschickt, entwickelt er den Plan eines Romans 4), den er mit ihr zusammen schreiben möchte; in diesem Plan,

1) Hierüber vgl. Fehr GRM. 1913 92. 97 ff. — Hensels Deutung (37) ist unglaubwürdig.

²) Froude (1 128) hat mit Recht kurz darauf hingewiesen, ebenso Küchler (5). — Für die Zeitfrage besagt diese Liebe nichts: 1821 lernt er Johanna kennen, 1822 hat er nach einer heftigen Abkühlung Grund zu neuer Hoffnung — beide Umstände wirken im gleichen Sinne.

 ³⁾ LL. 1 125.
 4) LL. 1 122 ff.

dessen selbsterlebte Grundlage er gar nicht zu verschleiern sucht, kommt ihre Bedeutung für seine Selbstbesinnung noch schlagender zum Ausdruck 1): 'a man ... tired out ... with the impediments of a world by much too prosaic for him, entirely sick of struggling along the sordid bustle of existence . . . He had in fact met with no object worthy of all his admiration . . . The hypochondriac . . . at length . . . must grow tired of science, and Nature and simplicity just as he had of towns, sickening by degrees till his heart was full of bitterness and ennui... Already all seems over with him, he has hinted about suicide and rejected it scornfully - but it is evident he cannot long exist in this to him most blasted, waste and lonely world, — when you — that is the heroine — come stepping in before him, with your éspiègleries and fervency, your "becks and wreathed smiles", and all your native loveliness. Why should I talk? The man immediately turns crazy about you ... The earth again grows green beneath his feet, his soul recovers all its tiery energies, he is prepared to affront death and danger, to wrestle with devils and men that he may gain your favour'. Sobald er mit dem Plan bis zur Gegenwart gekommen ist, bricht er ihn mit unbestimmten Ausblicken ab. Carlyle kann eben nur mit seinem Herzblut schreiben, deshalb schildert er hier wie im Sartor seine eigenen Erlebnisse.

Daß die deutsche Literatur bei diesem Erlebnis eine wesentliche Rolle spielte, wie man bei manchen Darstellern liest, die den Hergang nicht klar erfaßt haben²) (s. u.), ist nicht anzunehmen. Carlyle las Schiller und Goethe schon 1820 mit Freude, ohne daß sie eine solche Wirkung auf ihn ausübten. Eher regte ihn umgekehrt das Erlebnis zu näherer Beschäftigung mit der deutschen Literatur an, indem der erwachte Schaffenstrieb sich auf einem Gebiet auswirkte, dessen Fruchtbarkeit er schon ahnte. Der 1. Faust-Aufsatz, Life of Schiller, Wilhelm Meister's Apprenticeship und German Romance sind die Früchte der neuen Tatkraft. Eine wichtige Rolle sollte für ihn die deutsche Literatur erst später spielen.

Die innere Umwälzung in seinem Leben ist mit der Erweckung nicht abgeschlossen, es folgt der Uebergangszustand, den er im Sartor als Mittelpunkt der Gleichgültigkeit bezeichnet. Zur Ichbejahung ist er fortgeschritten, aber noch fehlt die Neueinstellung zum Nicht-Ich, wir Welt, die für ihn immer noch keinen Sinn hat. Diese erlebt er Schritt für Schritt in der nun folgenden Uebergangszeit. Er hat aufgehört, sich selbst in Grübeleien über sein Ich zu verzehren, und wendet sich zu gesunderer Beschäftigung mit dem Nicht-Ich. Aber noch steht er vor der Wahl, ob er seinem eigenen Glück nachjagen oder Gott lieben und Gutes tun soll. Die Versuchungen in der Wüste bleiben ihm nicht erspart. Er kommt in die Schule der Erfahrung. In einer Reihe von Einzelbildern führt uns Carlyle seinen Helden vor, wie er über die verschiedensten Dinge: Menschen, Städte, Felder, Bücher, Kriege, Zweikämpfe, die Welt und das Leid Betrachtungen anstellt und von der

Ich kann hier nur einige Sätze dieses im Ganzen bedeutsamen Entwurfes anführen.
 z. B. Küchler 5 — Kellner 113.

neuen Grundlage aus zu ganz neuen Wertungen gelangt. Schon klingen die späteren Anschauungen hindurch: große Männer ('great Schiller and greater Goethe') erscheinen ihm als Blätter des göttlichen Buches der Offenbarung, dessen Abschnitte man Geschichte nennt. Aber noch verdichten sie sich nicht zu einer klaren Erkenntnis. Der Teufel, d. h. die Macht der Verneinung 'was now pretty well extirpated and cast out, but next to nothing introduced in its room'. Es fehlt noch das Bejahende, das ewige Ja. Das Ich hat er entdeckt, aber er sieht noch nicht den Sinn des Nicht-Ichs, der dem Ich erst Bedeutung verleiht. Wo er hinstößt, stößt er ins Leere, er findet nichts Wirkliches, dem er sein Ich entgegensetzen kann, alle Maßstäbe verlieren ihren Wert, ihm schwindet aller Boden unter den Füßen. Hoffnung und Furcht haben keinen Sinn, Leben und Tod keine Bedeutung mehr. Er verneint die Welt nicht mehr und kann sie doch noch nicht bejahen; so verfällt er für eine Zeit der Gleichgültigkeit. Der Sturm hat sich ausgetobt, es wird still in ihm, seine Seele, lange betäubt, ist nun bereit zu hören; er fühlt, daß nun ein Wandel kommen muß. Im Mittelpunkt der Gleichgültigkeit versinkt er in einen heilenden Schlaf, aus dem er zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde erwachen soll. Die erste sittliche Vorbereitung, die Selbsttötung (Annihilation of Self, 179) ist glücklich vollzogen, seine Augen sind geöffnet, die Fesseln seiner Hände gelöst. Mit der Tötung des Selbst stirbt er dem Verlangen nach eigener Glückseligkeit ab.

Doch der Vernichtung des Selbst muß Erfüllung mit etwas Neuem folgen. In einer weiten Sommerlandschaft, in der Ruhe des Mittags, dessen friedliche Stille durch die blauen Rauchsäulen veranschaulicht wird, die er über den Dörfern aufsteigen sieht — in dieser beruhigenden Umgebung, die zu seiner neugewonnenen inneren Ruhe stimmt, vollzieht sich der heilende Schlaf. Bei der Betrachtung der vielgestaltigen und doch einheitlichen Landschaft blitzt ihm auch die neue Erkenntnis auf. Alle die Einzelheiten, die er auf seinen weiten Wanderfahrten kennen gelernt hat, schließen sich ihm zu einer Einheit zusammen, zum ersten Mal sieht er durch die Teile hindurch das wirkende Ganze, die Natur. Diese künstlerisch erschaute Einheit greift augenblicklich über auf das Gebiet der Welterkenntnis: auch die Natur ist nur ein Teil des Ganzen, das wir Gott nennen, ist "der Gottheit lebendiges Kleid". 'O Heavens, is it, in very deed, He, then, that ever speaks through thee; that lives and loves in thee, that lives and loves in me? . . . Like soft streamings of celestial music to my too-exasperated heart, came that Evangel. The Universe is not dead and demoniacal, a charnel-house with spectres; but godlike, and my Father's!'

Das war die eigentliche Bekehrung; daß Carlyle sie als den wichtigeren der beiden Vorgänge ansah, können wir wohl aus der unbeantworteten Frage (178 f.) entnehmen: 'Was "that high moment in the Rue de l'Enfer", then, properly the turning-point of the battle'? Er hatte damit die Versuchung in der Wüste überstanden ('our Wilderness is the wide World in an Atheistic Century'), den Kampf zwischen dem staubgegebenen Gebot (177): 'Eat thou and be filled' und dem gottgegebenen Gebot: 'Work thou in welldoing', zwischen dem alten Adam und dem Göttlichen, zwischen Notwendigkeit und Freiheit. Er war dem lebentötenden Zweifelgeist einer aufklärerischen Weltanschauung durch die

Selbstbesinnung des Ichs entronnen und hatte nun auch den Weg zum Glauben an das Göttliche gefunden. Er wurde drum nicht müde in seinen Schriften, auch im State of German Literature, zu betonen, daß Wissenschaft und Glaube wohl zu vereinen sind, ja daß sie sich gegen-

seitig durchdringen müssen (St. 80).

Der Beginn der Schöpfung ist Licht (Sartor 188), der entscheidende Vorgang der Bekehrung die Erkenntnis. Aber es ist kennzeichnend für den Puritaner Carlyle, wie der Erkenntnis unmittelbar die Forderung der Tat folgt; das Religiöse verlangt sofort Auswirkung im Sittlichen: "Wirke, solange es Tag ist; denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann". Das Nicht-Ich hat endlich einen Sinn für ihn bekommen, sofort fühlt er seine Beziehung zur menschlichen Gesellschaft, und heiße Nächstenliebe flammt in ihm auf. Er hat das ewige Ja (185) gefunden, und sein Inhalt ist: 'Love not Pleasure; love God'. Seit der Selbsttötung leuchtet es ihm ein (184), daß des Menschen Ziel nicht Glückseligkeit ist, daß der Bruch des Lebens viel leichter durch Verminderung des Nenners als durch Steigerung des Zählers vergrößert wird. Das "Entsagen" ist der Beginn wahren Lebens; es lehrt uns das "Heiligtum des Schmerzes" und "die göttliche Tiefe des Leidens" verstehen. Das Selbst muß getötet werden, damit Gott an seiner Stelle das Ich erfüllen kann. Die Gotterfülltheit treibt nach echt kalvinischer Auffassung zum Handeln: 'Conviction, were it never so excellent, is worthless till it convert itself into Conduct. Nay properly conviction is not possible till then' (187). Die leidende Erfüllung der Pflicht, die im Entsagen liegt. genügt nicht; die handelnde muß hinzukommen: '"Do the Duty which lies nearest thee" . . . Thy second Duty will abready have become clearer'. Hier liegt der Schlüssel für Carlyles ganzes Wesen und Wirken: religiöse Begeisterung und kalvinischer Drang zur Tat.

Das ist der Vorgang, den Carlyle selber mit dem christlichen Begriff der Bekehrung bezeichnet 1). Froude (1 101) beging einen Irrtum, wenn er ihn auf den Vorgang von 1822 anwandte, und dieser Irrtum hatte zur Folge, daß man bis in die neueste Zeit2) gar nicht erkannte, daß es sich um zwei verschiedene Vorgänge, eine Erweckung und eine Bekehrung handelt, wenn man von den Uebergangszuständen und -vorgängen der Versuchungen in der Wüste, des Mittelpunkts der Gleichgültigkeit, der Selbsttötung und der Naturerkenntnis absieht 3). Behält man diese Trennung im Auge, so wird es auch leichter, das Wesen dieser Vorgänge zu erfassen. Sie werden meist als eine religiöse Umwandlung anfgefaßt, doch wendet sich Roe (19) gegen diese Anschauung und erklärt das Erlebnis als einen Kampf des Willens, nicht des Glaubens; Hildebrand schließt sich ihm an. Tatsächlich wird man den ersten Vorgang, die Erweckung, als einen Vorgang des Willens bezeichnen können. da er eine Aufbäumung, eine Selbstbesinnung des Ichs darstellt; dies hat Roe im Auge. Dagegen haben die andern Beurteiler, die an einen Vor-

3) Die beiden Hauptvorgänge sind schon gut herausgearbeitet bei Dilthey, Archiv für Geschichte der Philosophie 4 (1891) 275 f.

Sartor 190. — Rem. 2 179 f.
 z. B. Fehr GRM. 1913 97, der von der "Selbsttötung der Rue St. Thomas de l'Enfer-Episode", einer "Vermischung" zweier Vorbilder usw. spricht, Kellner

gang des Glaubens denken, ebenso recht, weil sie ihre Aufmerksamkeit auf das zweite Erlebnis, die Erkenntnis Gottes, richten. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß jede Bekehrung in gewissem Sinne Willenshandlung ist, insofern als sie einen Sprung von einer Art der Weltbetrachtung in eine andere darstellt, den rein verstandesmäßige Erwägung nicht mit Notwendigkeit veranlaßt. War doch nach der Erweckung der Weg zur Leugnung ebenso offen wie der zum Glauben. Anderseits kann die Erweckung, so zweifellos sie eine Selbstbesinnung des Willens ist, doch religiös als Gnadengeschenk angesehen werden, da sie ebensogut hätte ausbleiben können. Gnade war der Sprung vom Nichts zum Ich und der Sprung vom Ich zu Gott. Daß Carlyle die Vorgänge in diesem religiösen Sinne auffaßte, bestätigt er uns ausdrücklich in einem Briefe vom 16. Februar 1832 1), in welchem er seinem Bruder durch Wiederholung der Gedankengänge des Sartor aus seinen Glaubensschwierigkeiten herauszuhelfen sucht: 'Well do I understand, my dear brother, those thoughts of yours on the Pincian Hill. They tore my inward man in pieces for long years, and literally well nigh put an end to my life, till by Heaven's great grace I got the victory over them - nay, changed them into precious everlasting possessions. I wish you could have read my book at this time, for it turns precisely (in its way) on these very matters . . . This also however is true, that logic will never resolve such things; the instinct of logic is to say No. Remember always that the deepest truth, the truest of all, is actually "unspeakable", cannot be argued of, dwells far below the region of articulate demonstration; it must be felt by trial and indubitable direct experience; then it is known once and for ever'. Die religiöse Bedeutung der Vorgänge ist also gesichert. Aber wie wir schon sahen, richtet sich Carlyles Glaube mit solchem Nachdruck auf das Gebiet des Sittlichen, daß seine Bekehrung eng mit einer Willenshandlung verbunden ist. Daß er sein Erlebnis. welches er der Welt verkünden mußte, und damit seine Aufgabe als religiös auffaßte, beweist auch seine Darstellung in den Erinnerungen²) -'by God's infinite mercy' — und ein Brief an seine Mutter (1827)3): Believe that your son is a kind of missionary in his way - not to the heathen of India, but to the British heathen, an innumerable class whom he would gladly do something to convert if his perplexities and manifold infirmities would give him leave'.

Dies schrieb er am 2. Januar 1827, indem er seinen Angehörigen sein German Romance übersandte. Damit drängt sich die Frage auf: wann hat Carlyle seine eigentliche Bekehrung erlebt? Zum Glück hat er uns selber den Zeitpunkt genau bezeichnet 4): 'My translation (German Romance) went steadily on, the pleasantest labour I ever had; could be done by task in whatever humour or condition one was in, and was day

¹⁾ Froude 2 258 ff. - Seine religiöse Auffassung der Selbsttötung geht auch aus der zweiten Vorlesung der "Heldenverehrung" hervor, in der er Islam einmal mit 'submit to God' und einmal mit 'annihilation of Self' umschreibt.

2) Froude 1 301.

³⁾ Froude 1 378.

⁴⁾ Froude 1 300 f. 329 f. — Rem. 2 179 f.

by day (ten pages a day, I think) punctually and comfortably so performed'. Diese Feststellung ist schon auffällig bei Carlyle, der sonst bei jeder Arbeit, die er vorhat, klagt und schilt. Die Erklärung folgt unmittelbar darauf, obgleich sie nicht damit in Zusammenhang zu stehen scheint: Internally, too, there were far higher things going on; a grand and ever joyful victory getting itself achieved at last! The final chaining down, trampling home "for good", home into their caves for ever of all my spiritual dragons, which had wrought me such woe, and for a decade past had made my life black and bitter 1). This year 1826 saw the end of all that, with such a feeling on my part as may be fancied. I found . it to be essentially what Methodist people call their "conversion", the deliverance of their souls from the Devil and the pit; precisely enough that, in new form'. Daran schließt sich eine beglückte Schilderung der Freude und des Friedens, die ihn seitdem erfüllen. I had in effect gained an immense victory, and for a number of years, in spite of nerves and chagrins, had a constant inward happiness that was quite royal and supreme, in which all temporal evil was transient and insignificant . . . I then felt, and still feel, endlessly indebted to Goethe in the business. He in his fashion, I perceived, had travelled the steep rocky road before me'.

Bei der Uebersetzung von Goethes Wanderjahren, seiner angenehmsten Arbeit, entdeckte er, daß er den Zweifeln entronnen sei, und glaubte den gleichen schweren Weg, den er gegangen war, auch bei Goethe verfolgen zu können 2). Von dieser Zeit an ist Goethe ihm der unbestrittene König der deutschen Literatur und gilt ihm als sein Führer durch schwere Zweifel³). Hatte er schon vorher Goethes Lob wegen mancher Gedanken gesungen, so fühlt er sich von jetzt an durch die Kraft eines religiösen Erlebnisses an ihn gefesselt, die Gemeinschaft des Denkens hat sich für ihn zu einer Gemeinschaft der Glaubenserfahrung gefestigt. Jetzt erst beginnt seine Heldenverehrung Goethes. Gleichzeitig tritt Schiller, den er noch 1825 im Life of Schiller (177) über Goethe gestellt hatte, zurück, wird aber auch viel tiefer erfaßt als vorher 4). Der Umschwung ist ganz schroff. Man vergleiche die wiederholten Lobpreisungen Goethes im State of German Literature 1827 (z. B. 79 20: such men as Tieck, Richter, Herder, Schiller, and, above all, Goethe') mit der Stelle im Life of Schiller (177) 1825: 'Germany, indeed, boasts of Goethe: and on some rare occasions, it must be owned that Goethe has shown talents of a higher order than are here manifested, but he has made no equally regular or powerful exertion of them: Faust is but a careless effusion compared with Wallenstein. The latter is in truth a vast and magnificent work'. Die einseitige Blickrichtung auf den Menschen

^{) 1)} Anm.: 'First battle won in the Rue de l'Enfer — Leith walk — four years before. Campaign not ended till now'. Diese Angabe weist auf 1822 als Zeit der Erweckung (s. o. S. 46).

²⁾ Goethe, Misc. Ess. 1 246 f. - Vgl. auch die Schilderung der Bekehrung im Brief an Goethe vom 20. 8. 1827.

³⁾ Goethe, Misc. Ess. 1287.
4) Küchler (398) erkennt die auffällige "Wandlung" in Carlyles Stellung zu Schiller zwischen dem Life of Schiller 1825 und der Schillerabhandlung 1829, ohne ihren Grund zu ahnen; er spricht die größere Reife seiner Kritik als Ursache an!

im Dichter, die Carlyles Kritik kennzeichnet, brachte dagegen nicht erst die Bekehrung; schon im Life of Schiller war sie vorhanden, und geradediese Einstellung hatte ihm Goethe zum Erlebnis werden lassen. Ueberhaupt bedeutet die Bekehrung keine Umbiegung, sondern einen Durchbruch der Weltanschauung, für die Carlyle bestimmt war, und hat daher nicht eine Verkümmerung, sondern vielmehr die kräftige Ausbildung der vorhandenen Aulagen im Gefolge. Zum Seelenforscher war Carlyle geboren, aber erst durch die Erfüllung mit dem Geist steigerte sich die Teilnahme für große Männer zur Heldenverehrung, da er nun in ihnen Werkzeuge Gottes sah. Die deutsche Literatur ist ihm eine neue Offenbarung: 'If the mind is cultivated, and cannot take in religion by the old vehicle, a new one must be striven after. In this point of view German literature is quite priceless. I never cease to thank Heaven for such men as Richter, Schiller, Goethe. The latter especially was my evangelist. His works, if you study them with due earnestness, are as the day-spring visiting us in the dark night'1). Deswegen sieht er in der Verbreitung der deutschen Literatur seine nächste Pflicht und eine durchaus religiöse Aufgabe. 'But there is no Religion? . . . Fool! I tell thee, there is. Hast thou well considered all that lies in this immeasurable froth-ocean we name Literature? Fragments of a genuine Church-Homiletic lie scattered there, which Time will assort: nay fractions even of a Liturgy could I point out. And knowest thou no Prophet, even in the vesture, environment, and dialect of this age? None to whom the Godlike had revealed itself, through all meanest and highest forms of the Common; and by him been again prophetically revealed: in whose inspired melody, even in these rag-gathering and rag-burning days, Man's Life again begins, were it but afar off, to be divine? Knowest thou none such? I know him, and name him - Goethe'2). Wie stark ihn gerade die Wanderjahre ergriffen haben, von denen aus ihm dann auch das wahre Verständnis der Lehrjahre aufging, zeigt sich darin, daß er für die Gestaltung seines Erlebnisses die Ausdrücke aus diesen Werken nimmt: Heiligtum des Schmerzes 3), göttliche Tiefe des Leidens, Entsagen 4), Tun der nächsten Pflicht 5) usw. 'Close thy Byron; open thy Goethe' 6).

Bei dieser Gelegenheit ist es angebracht, einen Blick auf andre literarische Erscheinungen zu werfen, die Carlyle Züge zu der künstlerischen Gestaltung seines Erlebnisses geliehen haben. Daß eine solche Ausgestaltung vorliegt, daß die Schilderung im Sartor also nur in großen Zügen (wie er schreibt: 'in its way', s. o. S. 51) auf Carlyle anzuwenden ist, unterliegt keinem Zweifel. Hierauf hat Kellner (132) richtig hingewiesen, wenngleich die von ihm angeführten literarischen Vorbilder - Friedrich Schlegel und Fichtes Bestimmung des Menschen nicht überzeugend wirken; die Aehnlichkeiten der Gemütsstimmung -

Froude 2 260 (1832).
 Sartor 244.
 Vgl. "Novalis" 1829: Misc. Ess. 2 279.
 Fehr GRM. 1913 95 f.

⁵⁾ Kraeger 193.

⁶⁾ Sartor 184.

mehr ist es nicht - erklären sich aus der Aehnlichkeit des Erlebnisses, für das Kellner kein Verständnis hat. Fehr 1) betont ganz mit Recht, daß die Bibel eine nicht zu unterschätzende Quelle für die Darstellung ist. Das wird niemand bezweifeln, der den stark biblischen Grundton der Erzählung beachtet, in der von Versuchungen in der Wüste, Ueberwindung des Teufels, Feuertaufe (vgl. Mt. 3 11, Lk. 3 16), Neugeburt, Bekehrung die Rede ist. Doch kann man diesen Einschlag weniger auf die literarische Darstellung als auf die religiöse Auffassung des Erlebnisses selbst anrechnen. Literarischen Einfluß könnte eine andere Darstellung der Bibel ausgeübt haben, und es ist verwunderlich, daß, soviel ich sehe, noch niemand darauf hingewiesen hat: das Erlebnis des Paulus vor Damaskus, das für alle späteren Darstellungen des gleichen Erlebnisses als bekannt vorausgesetzt werden muß, ganz besonders bei einem bibelfesten Mann wie Carlyle. - Wichtiger ist Fehrs Feststellung 2), daß der Begriff der Selbsttötung von Novalis stammt: dieser literarische Einfluß ist nicht zu bezweifeln, da Carlyle in seinem Novalis-Aufsatz (1829) eine Stelle übersetzt, in der die Fügung 'annihilation of self (Selbsttödtung)' (Sartor 179) wörtlich vorkommt³). Unrichtig ist dagegen Fehrs Auffassung 4), daß die leidende Heiligung des Schmerzes (aus den Wanderjahren) und die handelnde Selbsttötung (von Fichte und Novalis) sich widersprächen. Beim Heiligtum des Schmerzes ist nicht an ein mystisches Beschauen zu denken. Es ist unvorstellbar, daß Carlyle, der das Handeln und Wirken immer wieder betont, mit seiner puritanischen Weltanschauung die beschauliche Anbetung des Leidens empfehlen sollte. Nein, die Verehrung des Leidens gehört mit zur Selbsttötung, ist ihre Folge. Das Selbst, der natürliche Wille strebt nach Glückseligkeit; erst die Selbsttötung, das Entsagen hebt dies Streben auf und nimmt zugleich dem Leid als der Verneinung des Glückes seinen Stachel. Wer das Leid als Gewinn zu schätzen weiß, der erst hat sein Selbst getötet - oder besser töten lassen. Denn die Selbsttötnig stellt mehr ein Gnadengeschenk als einen Willensvorgang dar, ist also eher ein Erlebnis als eine Tathandlung. Damit fällt jeder Widerspruch zwischen Selbsttötung und Heiligung des Leidens. Sie sind keineswegs, wie Fehr meint, zwei Mittel, um über irgend etwas hinwegzuhelfen, sondern ein dauernder Seelenzustand. Daß die Bezeichnung Selbsttötung von Novalis herrührt, läßt sich noch durch einen andern Umstand erweisen. In der Darstellung seines Aufsatzes über Werner (1828)⁵) bezeichnet er den Vorgang des 'merging of the *Me* in the *Idea*' als 'entire Self-forgetfulness', an andern Stellen ⁶) und in dem Aufsatz Goethe's Helena (1828)7) als Self-denial, Selbstverleugnung. Er suchte damals offenbar noch nach einer treffenden Bezeichnung des inneren Vorgangs; auf diese stieß er, als er um die Jahreswende 1828/29 8) Novalis' Schriften zum zweiten Male las, und eignete

¹⁾ GRM. 1913 97.

²⁾ GRM. 1913 95 f.

³⁾ Misc. Ess. 2 292.

⁴⁾ GRM. 1913 96. 5) Misc. Ess. 1 136. 6) Fehr GRM 1913 92.

⁷⁾ Misc. Ess. 1 188. 8) Froude 2 74.

sie sich sofort an: 'Annihilation of self (Selbsttödtung)'. Daß er das gleiche Erlebnis und die gleiche Erfülltheit von der Idee bei Werner annahm, erklärt zugleich die Beachtung, die er diesem heute vergessenen Dichter schenkte.

Ich möchte noch auf einige andere Darstellungen hinweisen, in denen man vielleicht literarische Vorbilder sehen kann, da sie Carlyle genau bekannt waren. Die erste hat er in seinem Aufsatz Richter again (1830) 1) aus Richters Tagebuch übersetzt: 'Never shall I forget that inward occurrence, till now narrated to no mortal, wherein I witnessed the birth of my Self-consciousness, of which I can still give the place and time. One forenoon, I was standing, a very young child, in the outer door, and looking leftward at the stack of the fuel-wood, - when all at once the internal vision, "I am a Me (ich bin ein Ich)", came like a flash from heaven before me, and in gleaming light ever afterwards continued: then had my Me, for the first time, seen itself, and forever'. Die Aehnlichkeit mit der Erweckung Teufelsdröckhs ist so auffallend, daß sie zum mindesten erklären hilft, warum Carlyle Richter so sehr schätzte. Man wird aber wohl nicht fehlgehen, wenn man der Stelle formgebenden Einfluß auf die Schilderung der Erweckung im Sartor zugesteht.

Mit der Erweckung zeigt ebenfalls Aehnlichkeit, wenn auch weniger deutlich, eine Stelle aus Schillers Räubern (IV 6), die Carlyle in seinem Schiller-Aufsatz (1831) 2) übersetzte: Karl Moor zittert wider Willen vor den Möglichkeiten des Lebens nach dem Tode, aber er ermannt sich: 'Thou canst make me Nothing; but this freedom canst Thou not take from me. [He loads the Pistol. Suddenly he stops]. And shall I for terror of a miserable life — die? — Shall I give wretchedness the victory over me? - No, I will endure it [he throws the Pistol away], Let misery blunt itself on my pride! I will go through with it'. Man vergleiche damit aus dem Sartor die Stelle (161 f.). 'From suicide a certain aftershine (Nachschein) of Christianity withheld me . . . And yet, strangely enough, I lived in a continual, indefinite, pining fear. - What art thou afraid of? ... What is the sum-total of the worst that lies before thee? Death? Well, Death; and say the pangs of Tophet too. . . . Hast thou not a heart; canst thou not suffer whatsoever it be; and, as a child of Freedom, though outcast, trample Tophet itself under thy feet, while it consumes thee? Let it come, then; I will meet it and defy it!' - Man mag zugeben oder nicht, daß hier eine Aehnlichkeit vorliegt, jedenfalls wird man nach diesen Beispielen verstehen, warum Carlyle als die deutschen Dichter, die ihm bei dem ganzen Erlebnis am nächsten gestanden haben, gerade Goethe, Schiller und Richter nennt. Goethe ist außer dem starken Einfluß des Wilhelm Meister der Faust zu nennen: "Der Gottheit lebendiges Kleid", der Grundgedanke der Kleiderphilosophie, spielt auch in die Darstellung des Erlebnisses hinein (181).

Zum Schluß möchte ich auf Carlyles Quelle für die Formeln "Das ewige Ja" und "Das ewige Nein" aufmerksam machen. Die An-

¹) T 122. ²) T 230 f.

nahme, daß sie aus dem Deutschen stammen, legt die Anführung der ersten in deutscher Sprache (163) nahe. Kraeger (303) führt sie ohne Nachweis der Quelle als deutsche Wörter auf. Sie spielen nun eine Rolle in den beiden Literaturgeschichten Franz Horns, an deren Besprechung Carlyle seinen State of German Literature anknüpfte. Da er diese, wie unten nachzuweisen sein wird, ständig benutzte, sind sie mit größter Wahrscheinlichkeit als die Quelle dieser Formeln anzusehen. In deutlicher Gegenüberstellung finden sie sich in den "Umrissen" (1819) S. 198. Das ewige Ja kehrt wieder in der "Poesie und Beredsamkeit" (1822—24) 2333: "Nur wer das ewige Ja in der Brust hat, begreift und übersieht den verneinenden Geist" — und 345: "Klopstock.. findet nicht immer jene vollendete Befriedigung, jenes ewig selige Ja". Die Formeln haben bei Horn, seiner Grundeinstellung entsprechend, denselben religiösen Sinn wie bei Carlyle¹).

Wenn hiermit die Tatsache erwiesen sein dürfte, daß er das Erlebnis mit Benutzung deutscher Vorbilder künstlerisch ausgestaltet hat, ergibt sich eine weitere Frage: wie weit ist die Darstellung im Sartor Wahrheit und wie weit Dichtung? - Es ist schwer diese Frage zu beantworten, weil ein inneres Erlebnis, noch dazu das eines anderen, kaum in Worte zu fassen ist: 'How paint to the sensual eye, ... what passes in the Holy-of-Holies of Man's Soul'?2) Immerhin läßt sich mit diesem Vorbehalt soviel sagen: beide Vorgänge sind im Sartor schroffer herausgearbeitet, als sie sich in Wirklichkeit abspielten. Die Zweifel, die ihren Tiefpunkt um 1818 erreichten, legt er unmittelbar vor die Erweckung und läßt den leichten Aufschwung, den sein Lebensmut in den Jahren 1818-22 schon nahm, ganz außer Betracht. Dadurch wurde die Erweckung im Sartor zu einem stärkeren Einschnitt im Leben des Helden als in Wirklichkeit. Durch Fortlassung der Einwirkung seines Liebeserlebnisses und Anlehnung an dichterische Vorbilder wurde der Vorgang, der sicher großenteils eine Nervenanregung war, als eine Willensermannung auf Grund rein geistiger Erleuchtung hingestellt. Verschärft wurde dies Gepräge dadurch, daß Carlyle dem Vorgang nach 1826 fichtische philosophische Anschauungen unterlegte (Ich und Nicht-Ich!).

Noch stärker hat er die vier Jahre später liegende Bekehrung künstlerisch umgeformt. Sie ist tatsächlich ein viel weniger scharf ausgeprägtes Ereignis gewesen und hat sich mehr als allmähliche Entwicklung, wohl hauptsächlich in den Jahren 1825—26 vollzogen. 1825 kam ihm zum Beispiel schon der Gedanke, daß aller Streit in der Welt aus einer falschen Jagd nach dem Glück entspringt³). Das folgende Jahr brachte dann den Umschwung zum Abschluß, und an den Wanderjahren kam er ihm zum Bewußtsein. Auch merkt man, wenn man sein Tagebuch der Folgezeit liest⁴), daß die Wendung für seine Stimmung noch keine so

¹⁾ Vgl. noch die Tagebucheintragung vom Jan. 1827 (Froude 1 373): 'It was God that said Yes. It is the Devil that for ever says No'. 1826—27 benutzte er Horn für German Romance! (s. u. S. 67).

 ²⁾ Sartor 179.
 3) LL 2 385.

⁴⁾ z. B. Froude 1 373.

endgültige, von Grund auf umwälzende Bedeutung hatte. Es kamen immer noch Stunden, in denen das königliche Glücksgefühl von verzagter Niedergeschlagenheit besiegt wurde, und erst allmählich gewann das Erlebnis klare Gestalt und wirkliche Gewalt über ihn. Bei seiner gedanklichen Formung half ihm die deutsche idealistische Philosophie. Schließlich wird wie bei der Erweckung die aufflammende Liebe, so bei der Bekehrung die Heirat (17/10. 1826) eine Rolle gespielt haben; auch davon konnte er für den Sartor keinen Gebrauch machen. — Die Darstellung des Sartor ist also insofern umgestaltet, als er den allmählichen Umschwung in eine schnelle Folge klarer Gedanken zusammenfaßt und dem Vorgang damit das Gepräge eines plötzlichen Ereignisses gibt.

Carlyles künstlerische Formung des gesamten Erlebnisses besteht mithin darin, daß er auf die beiden entscheidenden inneren Vorgänge helle Schlaglichter wirft, sodaß alles übrige in einem unbestimmten Halbdunkel bleibt. In einem Punkte ändert er die Wirklichkeit geradezu ab, indem er nämlich Teufelsdröckh seine Bekehrung im Anblick der Natur erleben läßt, während ihm selbst seine innere Umstellung an Goethes Wanderjahren klar wurde. Aus diesem Grunde ist die Einkleidung in Goethesche Gedanken nicht zu den literarischen Umgestaltungen zu rechnen, da ihm selbst gerade durch diese Gedanken sein Erlebnis aufging. Er gebraucht sie auch, als er mit liebevoller Besorgnis seinem Bruder aus seinen Zweifeln herauszuhelfen sucht, wo natürlich jede künstlerische Absicht fortfällt. Eine Folge der Fortlassung der Literatur bei der Schilderung dieses Vorganges ist, daß bei näherem Zusehen der Sartor einen kleinen Riß aufweist: Teufelsdrückh hat Gott durch die Natur erkannt; man sollte also erwarten, daß später die Natur als die neue Offenbarungsform Gottes angesehen würde, wenn die der Kirche als veraltet hingestellt wird; es ist jedoch tatsächlich von der Natur nicht wieder die Rede, sondern an ihrer Stelle wird plötzlich, Carlyles eigenem Erleben entsprechend, ohne inneren Uebergang die deutsche Literatur als die neue Offenbarung des alten Glaubens gepriesen. Das Naturerleben mag auch bei Carlyle selbst die erste Stufe der Erkenntnis gewesen sein; ebenso wichtig wurden ihm aber die Wanderjahre, und diese Stufe läßt er im Sartor aus.

Es ist also bei der Auswertung der Darstellung des Sartor für Carlyles Leben zu beachten, daß sie zwar sein eigenstes Erleben wesenstreu widerspiegelt, aber in künstlerischer Formung und dramatischer Zuspitzung.

Trotz aller Einflüsse deutscher Dichter und Denker, besonders Goethes, hat Carlyle seinen neuen Glauben nicht von ihnen übernommen; auf die Verschiedenheit der Weltanschauungen Carlyles und Goethes ist genügend hingewiesen worden 1); Carlyle ist an ihnen nur seine eigene Wandlung klar geworden, er fand in ihnen nur das, was vorher schon in ihm selber war und festigte es dadurch in sich; das erklärt seine dankbare Anhänglichkeit hinreichend. Goethe hat ihm geholfen, den toten Punkt zu überwinden; das eigentliche Erlebnis mußte sich in ihm selbst vollziehen. Carlyle schreibt selber an Goethe (20/8, 1827): 'Your

¹⁾ z. B. von Baumgarten, Saenger, Kellner.

Works have been a mirror to me; unasked and unhoped-for, your wisdom has counselled me; and so peace and health of Soul have visited me from afar'. Die deutsche Literatur war für ihn nur das, was für seinen Teufelsdröckh die Natur - übrigens eine Schilderung der Gegend von Hoddam Hill 1) - war: der äußere Umstand, an den sich der innere Vorgang anknüpfte. Daß Carlyle nicht eigentlich von den Gedanken des Wilhelm Meister beeinflußt ist, wird uns am deutlichsten, wenn wir folgendes bedenken: 1823/24 übersetzte er die Lehrjahre, lernte sie also auf das genaueste kennen; sie machten auf ihn zwar einen starken Eindruck, waren ihm aber nicht mehr als manches andere Buch und hinderten ihn nicht, Goethe gleichzeitig im Life of Schiller (s. o. S. 52) unter Schiller zu stellen. Erst nach seiner Bekehrung 1826 findet er plötzlich in den Wanderjahren eine Offenbarung, die ihm nun erst auch die Lehrjahre zu einem Buch des Lebens macht. Die deutsche Literatur war ihm das Mittel, aber nicht die Quelle der neuen Offenbarung. Darum mußte ihr bis an sein Lebensende seine Liebe gelten; darum konnte sie aber anderseits wenige Jahre später schon aus dem Vordergrund seiner Beschäftigung zurücktreten. Sie war ihm eben nur eine, nicht die Offenbarungsform Gottes, zufällig die erste, nicht die einzige. Das grundlegend Neue der inneren Stellung Carlyles war, daß die Welt ihm jetzt als lebendiges Kleid der Gottheit eine Einheit geworden war, und es kam ihm von nun an nur noch darauf an, diese Einheit, das Göttliche in ihr aufzuzeigen; wo ihm dies jeweils am deutlichsten zutage zu treten schien, da setzte er seinen Spaten ein.

Ich erwähnte eben einen Einfluß der deutschen idealistischen Philosophie auf Carlyles innere Entwicklung im Jahre 1826. Auch darauf muß nach der Untersuchung des Einflusses der deutschen Literatur im engeren Sinne ein Blick geworfen werden, obgleich die genaue philosophische Betrachtung dieser Einwirkung nicht Gegenstand dieser Arbeit sein kann. Dilthey (264 ff.) hat die Wichtigkeit dieses Einflusses kurz dargetan. Carlyle selber nennt in seinen Darstellungen des Erlebnisses die deutsche Philosophie nicht, weil ihm an Goethe und der deutschen Literatur die Augen aufgegangen sind. Aber für die klare Erfassung, philosophische Durchdringung und gedankliche Gestaltung des Erlebnisses, das wir uns anfänglich undeutlich und mehr gefühlsmäßig vorstellen dürfen, wurde sie von großer Bedeutung.

Er las Kant kurz vor der Hochzeit²), Fichtes Wesen des Gelehrten und Schellings Methode des academischen Studium 1827, als er den State of German Literature schrieb³), und hat aus allen etwas mitgenommen: aus Kant die neue Einstellung zur Erscheinungswelt, die ihn wie eine Offenbarung berührte, und die Scheidung von Verstand und Vernunft; aus Fichte, dessen Gedanken ihm unmittelbar und mehr noch durch die Vermittlung Novalis' zuflossen, die Begriffe des Ichs und Nicht-Ichs, die göttliche Idee, die Anschauung der Welt als Hülle des Göttlichen, als Darstellung Gottes, auch schon den Gedanken der Ver-

1) LL 2 384 f.

 ²⁾ Froude 1 361. — LL 2 324.
 3) Vgl. auch Froude 1 370.

nichtung des Ichs zugunsten der Idee ("Selbstvernichtung")1); aus Schelling²) den Begriff des Absoluten, den Gedanken von der Einheit von Religion, Philosophie und Dichtung, die Vorstellung von der Offenbarung des Absoluten in Geschichte und Kunst und zahlreiches andere. Kants strenge Wissenschaft scheint ihm nie sehr vertraut geworden zu sein. Er hielt sich mehr an die systematischen Fortbildungen seiner Nachfolger. Zu Fichte, dessen zweiter, religiöser Abschnitt für Carlyle hauptsächlich in Frage kommt, mußte er sich besonders hingezogen fühlen, weil dessen religiöser Idealismus in Verbindung mit der Forderung sittlichen Handelns seiner puritanisch-kalvinischen Weltanschauung nahe kam. Bei Schelling dagegen fand er die Betrachtung der Welt als Offenbarung des Absoluten am ausführlichsten dargelegt; die Methode des academischen Studium, die Hauptschrift von Schellings dritter Stufe, wird seine Anschauungen stark beeinflußt haben. Jedoch sind die einzelnen Einflüsse schwer zu sondern, weil für Carlyle die Gedanken der deutschen idealistischen Philosophie zu einer Einheit zusammenflossen. Für sie alle gilt daher, was er bald darauf in Anknüpfung an Schelling an seinen Bruder in Deutschland schrieb 3): 'Look into the deeply significant regions of Transcendental philosophy (as all philosophy must be) and feel that there are wonders and mighty truths hidden in them; but look with your clear grey Scottish eyes and shrewd Scottish understanding, and refuse to be mystified even by your admiration'.

Die deutsche Philosophie war ihm ein wertvolles Hilfsmittel zur gedanklichen Klärung seiner eigenen Erlebnisse; denn er fand in ihr klar ausgedrückt, was bei ihm selbst noch eine undeutliche Vorstellung war. Deshalb bewunderte er sie und suchte sie zu verbreiten, um seinen Landsleuten das zu bringen, was er erlebt hatte. Aber er hatte es nicht durch sie erlebt; deshalb stand ihm die deutsche Philosophie nicht so im Vordergrund wie die deutsche Dichtung; wir werden diesen Unterschied auch im State of German Literature deutlich verfolgen können. Er hatte keinen Inhalt von ihr übernommen, sondern sie war ihm im Gegenteil erst klar geworden, als er das erlebt hatte, was in ihr ausgesprochen war. Dafür ist der beste Beweis seine Stellung zu Kant:

¹⁾ Ueber das Wesen des Gelehrten. Berlin 1806, S. 15. 187.
2) Ist Carlyles "Urwahr" St. 975 eine ungenaue Erinnerung an Schellings "Urwissen", das in der Methode des academischen Studium (Tübingen 1803, S. 11 u. o.) eine große Rolle spielt? Daß Carlyle ungenau nach dem Gedächtnis anführt, ist sehr häufig festzustellen (vgl. Fehr GRM 1913 95). Das beste Beiamturt, ist sehr haung iestzüsteilen (vgl. Fehr Gr.M 1913 %). Das beste Beispiel dafür ist St. 98 3-10. Dort bringt er eine Anführung, deren starke Abweichungen vom Urtext bezeichnende Schlaglichter auf seine Eigenart werfen. In der 1. Fassung (Edinburgh Review) vermerkte er dabei ausdrücklich: 'This is Schlegel's meaning; his words are not before us'. Diese Stelle änderte er in der endgültigen Fassung 1839 ab in: 'This is August Wilhelm Schlegel's verdict: given in words equivalent to these'. Doch sein Gedächtnis täuschte ihn nicht nur erheblich über die Worte, sondern er irrte sich auch in der nachzetzegang Angebe des Verfassen dang die Stelle steumt nicht von August getragenen Angabe des Verfassers; denn die Stelle stammt nicht von August Wilhelm, sondern von Friedrich Schlegel und lautet in der Geschichte der Literatur (Berlin 1841, S. 400): "Seit Hume ist nichts weiter geschehen, als daß man durch allerlei Bollwerke" den schädlichen praktischen Einfluß jener skeptischen Denkart abzuwehren und durch verschiedene Stützwerke und Nothülfen das Gebäude aller sittlichen nothwendigen Ueberzeugungen aufrecht zu erhalten suchte".

³⁾ Froude 1 425.

noch 1825 im Life of Schiller zeigt er erschreckend wenig Verstandnis für Kant, den er eingehend, aber durchweg absprechend behandelt. Nur zwei Jahre später, im State of German Literature, legt er Gedanken Kants mit Eifer dar und weiß von ihm nur Lobendes zu sagen: das macht, er hatte inzwischen seine Bekehrung erlebt, die ihm die Augen für den Gehalt der kritischen Philosophie öffnete. Achnlich ist es mit dem Begriff der Selbsttötung, der ihm bei der ersten Lesung Novalis nicht aufgefallen war; bei der zweiten Lesung mußte er darüber stolpern, da er inzwischen erlebt hatte, was sich mit diesem Wort ausdrücken ließ. Dadurch wurde er veranlaßt, eine Uebersetzung des fraglichen Satzes von Novalis in seine Abhandlung einzuschalten, wie denn überhaupt Sammlungen von Lesefrüchten nicht so sehr eine Zusammenstellung von Gedanken geben, die den Sammler beeinflußten, als vielmehr ein Bild von seinem eigenen Geiste, der die Auswahl beherrschte und die Einheit der Sammlung bildet. —

Das Entscheidende bleibt also für Carlyle das Erlebnis; die deutsche Literatur war für ihn die Offenbarungsform Gottes, an die es sich knüpfte, die deutsche Philosophie gab ihm die Form des Erkennens und der

Gestaltung.

Carlyle hat darum seinem Volke die deutsche Literatur nicht um ihrer selbst willen so leidenschaftlich verkündigt, sondern weil sie ihm zunächst die wichtigste Offenbarung Gottes war, weil er seinen Landsleuten durch sie zu derselben Erleuchtung zu verhelfen hoffte. Ihm war diese Verkündigung eine religiöse Aufgabe, und es stimmt sehr wohl zu dem Drang nach religiöser Betätigung, den er im Sartor als Folge der Bekehrung hinstellt, wenn er nach dem Erlebnis seine ganze Kraft der Vermittlung der deutschen Literatur widmet. Es ist nicht Willkür, wenn der Sartor Resartus, in dem er das Erlebnis selbst zum künstlerischen Ausdruck brachte, in deutscher Umwelt spielt, wenn in ihm auf die deutsche Literatur großer Nachdruck gelegt wird und Gedanken der deutschen Philosophie sieh durch die darin entworfene Weltanschauung ranken.

Carlyles religiöse Persönlichkeit und der "State of German Literature".

Haben wir die entscheidende Bedeutung erkannt, die das Erlebnis für Carlyles schriftstellerische Tätigkeit haben mußte, so wenden wir uns mit gesteigerter Aufmerksamkeit den Schriften zu, die auf die Bekehrung folgten. Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten war die Folge der Bekehrung. Er ging sogleich daran, sie mit der Tat zu beweisen. Sollte die Nächstenliebe später in Gestalt seiner sozialen Wirksamkeit praktischeren Ausdruck finden, so fühlte er sich zunächst berufen, seinen Mitmenschen das Wirken Gottes in der Welt zu zeigen, eine Aufgabe, der er sein Leben lang treu geblieben ist. Die Literatur war das erste Gebiet, dem er sich zuwandte.

1. Entstehungsgeschichte des "State of German Literature".

Das Werk, bei dessen Abfassung Carlyle seine Bekehrung erlebte, in dem die Wanderjahre enthalten sind: German Romance - verdient kurz daraufhin betrachtet zu werden, wie sich in ihm die innere Umstellung Carlyles bemerkbar macht. Dabei kommt man zu dem Ergebnis, daß sie den Einleitungen über die einzelnen Dichter ein seltsames Gepräge gibt: er sah sich in die Zwangslage versetzt, eine Reihe von Dichtern anzupreisen, die er vor der Bekehrung ausgewählt hatte, während er sie jetzt mit ganz anderen Augen ansah. Die Einleitungen sind daher einerseits schon von idealistischem Geist erfüllt, müssen aber anderseits noch in der alten Art der Kritik von Einzelheiten verharren, weil sonst von einigen der besprochenen Dichter gar nichts übrig bleiben würde. Diese Zwitterstellung prägt sich auch im Stil aus. Selbstverständlich ist, daß Goethe ein begeistertes Loblied gewidmet wird; hier braucht er sich keinerlei Zwang aufzuerlegen, es ist daher nicht verwunderlich, daß die Einleitung zu Goethe die beste ist. Sonst stützt er sich vielfach auf Angaben aus zweiter Hand. Von dem Selbständigen in diesen Einleitungen ist vieles in den State of German Literature übergegangen.

Das zweite Werk ist die "lehrhafte Erzählung" Wotton Reinfred¹). Ende Januar 1827 fing er damit an, im Juni brach er die Arbeit ab. Wie ist es zu erklären, daß das erste Werk, an das er sich

¹⁾ Darüber ausführlich Kraeger.

mit der frischen Begeisterung heranmachte, mißglückte? Muß uns das nicht an der ganzen im vorigen entwickelten Anschauung irre machen? Doch dies Bedenken fällt hin, wenn wir den Grund für das Scheitern betrachten, den Kraeger eingehend darlegt. Carlyle versuchte nämlich, noch voll von den Enthüllungen, die ihm die Wanderjahre gebracht hatten, selber einen Wilhelm Meister zu schreiben, und dazu reichten seine gestaltenden Kräfte nicht aus. Gerade der Wotton Reinfred ist also eine Bestätigung der Auffassung, daß Carlyle nichts von seinen Vorbildern übernahm, sondern nur eigenen Besitz an ihnen entdeckte; sobald er wie hier versuchte Nichteigenes nachzuahmen, schlug es ihm fehl. Eine starke Natur wie die seine kann nur von innen heraus schaffen. Das wurde ihm dann auch bald deutlich, und er warf die Handschrift ins Feuer. Damit vernichtete er aber nur die fremde Form; was Eigenes darin war, feierte seine Auferstehung in zwei anderen Schriften: im Sartor Resartus und im State of German Literature. Der Sartor erbte manchen Einzelzug wie die Anschauung, daß die sichtbare Natur Sinnbild und Verhüllung der unsichtbaren ist, und die für Carlyle kennzeichnende Verschmelzung der Frauen, die ihm nahe getreten sind, zu einer Gestalt (vgl. Cruthers and Jonson). In den State of German Literature dagegen gingen die Gedanken der deutschen idealistischen Philosophie über: die Unterscheidung von Verstand und Vernunft, die Ablehnung des Glückseligkeitsstrebens, Nachklänge von Schillers Aesthetischen Briefen, die Verteidigung Kants gegen den Vorwurf der Mystik. Nicht die neugewonnene Weltanschauung hatte also mit dem Wotton Reinfred Schiffbruch erlitten, sondern nur die Form hatte sich als ungeeignet erwiesen.

Das Suchen nach der ihm angemessenen Form mußte also weitergehen. Vielleicht war der nächste Versuch Peter Nimmo, der erst im Februar 1831 in Fraser's Magazine Bd. 3 erschien 1). Wir haben keinen äußeren Anhaltspunkt für die zeitliche Festlegung seiner Entstehung, auch Kraegér (169 f.) verzichtet darauf. Nach inneren Gesichtspunkten muß ich ihn dieser Zeit (1827 oder wenig später) zuweisen. Einmal hat der Stil der Prosaeinleitung die größte Aehnlichkeit mit dem des State of German Literature; er zeigt die gleiche Gedrungenheit, Fülle und Spannung (s. u.) und unterscheidet sich wesentlich von dem der gleichzeitig gedruckten, aber zwischen Erweckung und Bekehrung verfaßten Erzählung Cruthers and Jonson, die noch glatt, einfach und flüssig geschrieben ist und noch schottische Einschläge (brae) im Wortschatz enthält wie die frühen Briefe und Wilhelm Meister²). Anderseits paßt der Peter Nimmo nirgends so gut in Carlyles literarische Entwicklung hinein wie hier. Nachdem ihm die Form des Entwicklungsromans in Goethes Stil mißglückt war, versuchte er es mit einer andern, nämlich einer kurzen Geschichte in Balladen. Fünf kleine Gedichte in verschiedener Versform, umrahmt von einer einleitenden "Rhapsodie" und einem

cey in seiner Besprechung.

¹⁾ Wie Cruthers and Jonson nicht in den gesammelten Werken. — Wahrscheinlich ist der Nimmo bald nach dem 1. Richter-Aufsatz enstanden (1827).

2) Die schottischen Einschläge in der Meister-Uebersetzung rügt de Quin-

abschließenden "Geleit" erzählen die Geschichte eines scheinbaren Narren, der in Wirklichkeit der wahre Weise ist. Aber diese Geschichte wäre ziemlich unverständlich, hätte Carlyle nicht eine Einleitung vorausgeschickt, in der er in launiger Einkleidung erläutert, daß Peter Nimmo der Mann ist, den nach der göttlichen Idee hungert und der deshalb mit der Alltagswelt nicht fertig werden kann, welche seinen Hunger mit der Beugung von τιμή stillen will. Diese scherzhafte Einleitung bestärkt mich in meiner Zeitansetzung, denn gleichzeitig wird er an der ersten Richter-Abhandlung gearbeitet haben. Auch Richter mußte ihm ja jetzt erst zum wirklichen Erlebnis werden, wo er zum ersten Male mit der neuen Einstellung an ihn heranging. Er hat aber durch Erfahrung gelernt und macht nicht wieder den Fehler, einfach etwas Fremdes zu übernehmen, sondern er läßt sich nur von Richters Ton anregen. Ein weiterer Fortschritt ist der, daß er von der Schilderung einer Gesellschaft zu der Beschränkung auf einen Helden gelangt ist - der einzigen für ihn angemessenen Form, weil er nur sich selbst schildern kann. Damit im Zusammenhang steht, daß der Gedankengehalt kräftiger in den Vordergrund gerückt ist, das Suchen nach der göttlichen Idee ist zum Thema des Ganzen geworden. Dennoch muß man den Peter Nimmo als mißglückt bezeichnen, und nicht ohne Grund hat Carlyle ihn zunächst ungedruckt liegen lassen. Die Versform war doch nicht die für Carlyle gegebene, so vollendete Versübersetzungen er auch geschaffen hat; durch die unglückliche Verkoppelung mit der Prosaeinleitung wurde das Ganze ein noch unerquicklicheres Zwittergebilde. Aber der Peter Nimmo bleibt eine beachtenswerte Vorstufe für den Sartor, denn Nimmo ist Teufelsdröckh, und nicht nur der launige Ton der Einleitung, sondern auch die Vorspiegelung einer erklärenden Einführung der Herausgeber erinnert uns lebhaft an den Sartor. Im Peter Nimmo fließen die Fäden aus dem Wotton Reinfred und Richter 1) zusammen; er ist eine Vorstufe zum Sartor Resartus in der literarischen Verwertung des Glaubenserlebnisses.

Die Fortentwicklung in gerader Linie wurde aber unterbrochen, indem Carlyle mit Jeffrey näher bekannt und zur Mitarbeit an der Edinburgh Review herangezogen wurde. Den ersten Aufsatz²) mußte er im Juni 1827 in größter Eile innerhalb dreier Wochen schreiben, weil die Nummer der Zeitschrift, in die er hinein sollte, schon im Druck war. Es war der erste Richter-Aufsatz. Eine Zeitlang hatte er wegen der Wahl des Gegenstandes gezögert, sodaß ihm keine Zeit mehr blieb, sich ganz eingehend in den Stoff zu vertiefen. Trotzdem zeigt der Aufsatz deutlich den Einfluß der neuen Einstellung: er sucht stets die Verbindung zwischen dem Dichter und seinen Werken auf, die Liebe, die ihn erfüllt, und der Humor, der aus der Liebe quillt, lenken sein Hauptaugenmerk auf sich. 'The true question is, How nearly does this manner of writing represent his real manner of thinking and existing?' Er prüft, wie weit die Werke, die Gedanken und der Stil echt sind, d. h. Ausdruck der Persönlichkeit des Dichters und damit Offenbarung Gottes, der in den Persönlichkeiten wirkt. Es ist deutlich zu sehen, daß auch Richter ihm

2) Froude 1 393 ff.

¹⁾ Ueber Richters Einfluß auf die Anlage des Sartor vgl. Hensel.

nun nach seiner Bekehrung zum Erlebnis geworden ist, obwohl er im Vergleich mit Goethe von einer Enttäuschung sprechen muß.

Alle Sorgfalt konnte Carlyle dagegen auf den nächsten Aufsatz verwenden, den Jeffrey gleichzeitig¹) für die ein Vierteljahr später erscheinende nächste Nummer der Edinburgh Review bestellt hatte: 'This is not to be the great "Article"; which does not follow till next number of the Review²). In diesem Aufsatz hatte er zuerst Gelegenheit, mit einer Zusammenfassung seiner neuen Erkenntnisse vor die Gebildeten seines Volkes zu treten und ihnen das zu verkünden, was von nun an der Inhalt seines Lebenswerkes war: das Wirken Gottes in der Welt. Was war natürlicher, als daß er zu diesem Zwecke das Gebiet darstellte, an dem es sich ihm selber offenbart hatte: die deutsche Literatur? So entstand der Aufsatz State of German Literature, und wir werden zu untersuchen haben, wie in seinem Bau und Stil die hochgespannte Geisterfülltheit zum Ausdruck kommt, die wir bei dieser Lage der Dinge voraussetzen müssen, und wie dieser erste Posaunenstoß des neuerstandenen Sehers wirkte.

Ueber die innere Entstehungsgeschichte des State of German Literature ist im vorigen genügend gesagt. Neben den Gedanken des Wotton Reinfred, die in ihn übergehen, übernimmt der Aufsatz, wie erwähnt, manches aus German Romance. Der Versuchung, die zahlreichen gedanklichen und wörtlichen Anklänge an den State of German Literature näher aufzuzeigen, die rückwärts über Wotton Reinfred und German Romance bis in die frühen Briefe um 1819 und vorwärts über Helena und Sartor bis in die Reifezeit führen, widerstehe ich. Denn sie würden nichts beweisen, was nicht ohnehin feststeht: daß nämlich einerseits der State of German Literature ein Glied einer ununterbrochenen Entwicklung bildet und daß anderseits Carlyle gewöhnt ist, seine Erkenntnisse in feste Formeln zu prägen, die er als Scheidemünzen jederzeit zur Hand hat und oft gleichförmig wiederholt.

Ueber die äußere Entstehung des State of German Literature berichtet uns Carlyle selbst folgendes in seinen Briefen: 27/8. 1827 Jeffrey has sent me a note requesting the *Opus Majus* by the middle of next month, and enclosing a draft of twenty guineas for the article on Richter. You may conceive whether I am in a hurry, for I have not yet put pen to paper! I have merely been reading Horn, somewhat of Fichte, Schelling etc., and have not yet shaped the thing into any form'. Seit Anfaug Juni wußte er, daß er diesen Aufsatz liefern sollte; Ende Juni war er mit der Richter-Abhandlung fertig. Im Juli und August wird er also in Comely Bank, dicht nördlich von Edinburg, wo das junge Paar sich ein Häuschen gemietet hatte, durch Lesen von Quellen und Literaturgeschichten sich das äußere Rüstzeug zu verschaffen gesucht haben, das er für den Aufsatz brauchte. Von Fichte las er das Wesen

¹⁾ Froude 1 396.

²⁾ Brief vom 20/6. 1827.

des Gelehrten, von Schelling die Methode des academischen Studium, die beiden Schriften, deren Gedanken durch sein ganzes Leben bei ihm wiederkehren und die auch die Hauptquellen für seine unmittelbare Kenntnis der beiden Philosophen bleiben.

Die Literaturgeschichten, die er las, waren die von Franz Horn: Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790-1818 (Berlin 1819) und Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, von Luthers Zeit bis zur Gegenwart (3 Bände 1), Berlin 1822-24) Die beiden Werke stellte er an die Spitze des Aufsatzes, da die Zeitschriften jener Zeit für alle ihre Aufsätze die Form von Bücherbesprechungen wählten; Carlyles Aufsätze sind sämtlich in dieser Form gehalten, doch gab er sich meist wenig Mühe, diese Täuschung durchzuführen, wie er denn auch einmal selbst von 'to pretend reviewing² spricht. Um der Form zu genügen, sagt er als Einleitung zu seinem Aufsatz einige Worte über die beiden Werke, um dann gleich mit entschiedenem Ruck diese Fessel abzustreifen und sich seinem eigentlichen Gegenstand zuzuwenden. Carlyle trifft in seinem Urteil mit dem Scharfblick, den wir bei ihm gewohnt sind, Horns wesentliche Vorzüge und Mängel. Der heutige Beurteiler muß der inneren Betrachtung der Werke die äußere, geschichtliche hinzufügen. Von den vorausgehenden Literaturgeschichten Eichhorns und Bouterweks (auf letztere stützt er sich bisweilen) weicht Horn ganz erheblich ab in der Weise, die Carlyle (St. 36 11) andeutet: er verzichtet auf ihren erschreckenden Fleiß in gelehrsamer Zusammentragung von Stoff und legt statt dessen Wert aut eine flüssige, gefällige Darstellung. Als echter Romantiker verfällt Horn dabei in das entgegengesetzte Aeußerste, indem er bewußt (3 20) auf jede Zusammenfassung in Gruppen verzichtet.

Dadurch ist seine Darstellung noch weniger Geschichtschreibung als die vorhergehenden; sie besteht vielmehr aus lauter einzelnen Dichterbildern, die ohne Verbindung aneinandergereiht werden. Aber auch innerhalb dieser Einzelabhandlungen ist von eigentlich wissenschaftlicher Betrachtung nicht die Rede; die Lebensschilderungen macht er ganz kurz ab und faßt nur die Werke der Dichter, losgelöst von der verbindenden Einheit der Person, ins Auge. Diese bespricht er auf Grund umfassender Belesenheit - er scheint alles, auch das Entlegenste selbst gelesen zu haben — mit selbständigem und im ganzen annehmbarem Urteil. Zu besonderer Höhe erheben sich seine Urteile, wo er begeistert ist, und es ist einer seiner Hauptvorzüge, daß er wenige Dichter ganz ohne persönlichen Anteil bespricht. Seine Neigung zu plaudernder Erzählung läßt ihm bisweilen noch heute wertvolle, fesselnde Schilderungen des Eindrucks großer Dichter auf ihre Zeitgenossen gelingen, besonders bei Schiller, dem Liebling des Volkes (3 341 ff.). Sein großer Leseeifer hat ihn einige beachtenswerte Entdeckungen machen lassen; so scheint er zuerst Johann Scheffler (Angelus Silesius) wieder ausgegraben zu haben (1 275), Abraham a Santa Clara hat er dem Verständnis der Protestanten

^{1) 1829} ließ er noch einen 4. Band folgen, der ganz ohne Zusammenhang Nachträge, Gedanken und Zusammenstellungen bringt.

²⁾ Froude 2 29.

zugänglich gemacht (2 172) und in Sibylle Schwarz (1 279—311) eine jung (17-jährig) gestorbene Dichterin des 17. Jahrhunderts ans Licht gebracht, deren vielversprechende, an Christian Günther erinnernde Dichtungen auch heute noch bescheidene Beachtung verdienten. Sein Urteil ist freundlich, er lobt lieber, als daß er tadelt, aber noch lieber weist er fremden Tadel zurück.

Dies ist einer der eigentümlichsten Züge Horns: er hat ein geradezu überraschendes Geschick, vom Kernpunkt abzudrehen und herauszufinden. wo er seinen Dichter gegen Angriffe verteidigen kann. Er sucht überall Gelegenheit zum Streit, statt nichtssagende Angriffe auf sich beruhen zu lassen und den Dichter wirklich zu kennzeichnen. Seine Bejahung ist die Verneinung verneinender Urteile. Dadurch bleibt er immer etwas an der Oberfläche. Eins jedoch hat er aufzuweisen, was seinen Büchern künstlerische Einheit und in Ermangelung literargeschichtlicher Bedeutung wenigstens gedanklichen Wert gibt: eine ausgeprägte, in sich geschlossene Weltanschauung. Diese waltet in allen seinen Bänden vor; mehr als die Werke, weit mehr als das Leben der Dichter beschäftigt ihn ihre Weltanschauung, die er in jedem einzelnen Fall mit seinem eigenen romantischen Weltbild vergleicht. Doch auch da verhält er sich selten ablehnend, sondern sucht beide nach Möglichkeit in Einklang zu bringen. ist überzeugter Christ, aber sein Glaube ist bei aller Innigkeit und Bibeltreue doch nicht eng, wie sich bei der Betrachtung Goethes deutlich zeigt, sogar Schillers Göttern Griechenlands (3 353) läßt er Gerechtigkeit widerfahren, und die Pietisten lehnt er ab (2 246. 3 282); die Freude am Leben und an der Natur hat in seinem Christentum nicht nur Raum, sondern Bedeutung (2 221 f.). Neben dem christlichen Gedanken, den er immer wieder mit warmen Worten betont, spielt der vaterländische eine größere Rolle. - Diese feste Weltanschauung verleiht zwar Horns Werken eine Einheit; sie ist aber zugleich ein Joch, das ihn hindert, in das innerste Wesen der Dichter, über die er spricht, einzudringen. So elastisch auch sein Maßstab ist, es bleibt doch ein Maßstab, der ihm verbietet, die Dichter nur aus sich heraus zu würdigen, wie Carlyle es tut. Für Carlyle ist der entscheidende Gesichtspunkt, ob das Werk aus dem Geiste des Dichters entspringt, ob der Dichter sich von Gott getrieben fühlt; Horn dagegen untersucht doch schließlich, ob der Inhalt des Werkes, die Weltanschauung des Dichters mit seinem Geiste übereinstimmt.

Insofern ist es verständlich, daß Carlyle Horns Urteil als etwas einseitig und eng empfand (St. 36 26 ff.), obwohl er sich im Grunde mit ihm eins fühlte ¹). Die Achnlichkeit zwischen beiden ist in manchem recht groß: beide verbreiten idealistische Anschauungen (Horn behandelt Kaut kurz, aber Fichte ausführlich und ist romantisch begeistert für die Philosophie als Urwissenschaft 3 99; doch schildert er auch bei der Besprechung der Philosophie nur Kämpfe, nicht Gedankengänge), beide gründen ihre Urteile auf die Liebe und die Idee (Umrisse 4), beide fassen Dichtung, Leben und Glauben als eine Einheit auf (1 vi. 13), beide lehnen den Unterhaltungszweck für die Dichtung ab (1 28 f. äußert Horn seine Meinung, daß "die herrschenden Ansichten über die Poesie von der Mittelmäßigkeit und Seichtheit stammen, und daß es vergeblich ist, Leuten

¹⁾ Misc. Ess. 1 363: 'a certain not altogether erroneous sectarianism in regard to religion'.

die sich nur amüsiren wollen — das widerliche Wort sagt alles — ein neues oder vielmehr das urälteste Evangelium zu predigen". Das könnte bis in die Einzelheiten ebensogut ein Wort Carlyles sein). Auch in der Art der Darstellung zeigen sie manche Berührungen, Horn hat denselben lehrhaften, moralischen, predigenden, seherhaften, philosophischreligiösen Ton wie Carlyle, seine Begeisterung, seine Wärme und seinen Ernst.

Aber es fehlt ihm Carlyles Kraft und schöpferische Gewalt, er verliert sich vielmehr aus dem gewinnenden Ernst seines ersten Bandes mehr und mehr in die oberflächliche Schwatzhaftigkeit eines Tagesschriftstellers; je näher er der Gegenwart kommt, um so streitlustiger und unfruchtbarer wird seine Darstellung. Auch in seinem Stil hat er etwas von Oberflächlichkeit an sich, wie Carlyle richtig bemerkt (St. 39): eine dichterische, bilderreiche, leichtfließende Sprache besetzt er mit Gedankenblitzen, Geistreicheleien, wunderlichen Vergleichen und spielerisch ausgestalteten Bildern. Er wirft auf seine Gegenstände immer wieder neue überraschende Schlaglichter; dadurch wirkt seine Darstellung zwar lebhaft und eindrucksvoll, aber auch unruhig, flackernd und zerstreuend.

Im ganzen sind die beiden Werke Horns also Bücher von hohem gedanklich-sittlichem Wert, angenehm zu lesen und durch ihre Wärme zum Nachdenken und zu weiterer Beschäftigung anregend, aber sie sind keine wirklichen Literaturgeschichten und geben selbst in den einzelnen Dichterbildnissen nur Anregungen, keine abgerundeten Darstellungen. Immerhin haben sie aber das, was Eichhorn und Bouterwek fehlt: Geist und die Fähigkeit, Liebe zur deutschen Dichtung zu wecken. Während sie also für die Wissenschaft keine Bedeutung haben, sind sie brauchbare Hilfsmittel für den Laien, und gerade dem Ausländer geben sie eine gute Einführung in die deutsche Dichtung. Carlyle konnte damals keine besseren Bücher wählen, um aus ihnen die Kenntnisse zu ziehen, welche die Grundlage seines State of German Literature bilden. Es ist zum Teil Horns Verdienst, wenn Carlyles geistvolle Behandlung der deutschen Literatur hier und sonst sich auf eine zuverlässige Kenntnis ihrer äußeren Entwicklung stützt -- ganz im Gegensatz zu den Darstellungen anderer zeitgenössischer Engländer, die sich aus Bouterweks Stoffüberfülle ein ganz unzulängliches Bild herauszogen.

Carlyle besaß offenbar die vier Bände Horns, benutzte sie jedenfalls seit 1826 eifrig als literarische Hilfsmittel und erkannte ihren Wert. Hierfür als Beleg eine Stelle aus German Romance (1826) 1, eine Anmerkung zu einer wörtlichen Anführung aus Horn über Richter: 'Franz Horn's Poesie und Beredsamkeit der Deutschen (Poetry and Eloquence of the Germans, from Luther's time to the present); a work which I am bound to recommend to all students of German literature, as a valuable guide and indicator. Bating a certain not altogether erroneous sectarianism in regard to religion, and a certain janty priggishness of style, nay it must be owned, a corresponding priggishness of character, they will find in Horn a lively, fair, well-read and on the whole interesting and instructive critic. The work is in three volumes; to which a prior publication, entitled Umrisse (outlines), forms a fourth; bringing down

¹⁾ Misc. Ess. 1 363.

the History, or rather Sketch, to the borders of the year 1819.1). Dies Urteil des Engländers ist weit treffender als das seines Landsmannes Jördens (s. o. S. 10), der bei jeder Gelegenheit von Horns erbärmlichem Gewäsch spricht²). Noch 1845 verweist Carlyle in einer Anmerkung zum Life of Schiller (146) auf die besseren Berichte über den Xenienkampf in seinem State of German Literature (67) und bei Horn 3), den er anscheinend zu diesem Frühwerk (1823-25) noch nicht benutzt hatte. Dem Xenienkampf maß Carlyle überhaupt große Bedeutung bei. In manchen andern Punkten stimmt er mit Horn überein, so in der Unterschätzung der Sturm- und Drang-Bewegung, in der Geringwertung Günthers, Bodmers und Gottscheds, in der richtigen Einschätzung Kotzebues. in der romantischen Abneigung gegen das Drama, in der Verachtung der "Aufklärerei" des 18. Jahrhunderts4). Als wörtlich entlehnt sind die Begriffe des ewigen Ja und ewigen Nein nachgewiesen. Einige ausdrücklich bezeichnete Stellen aus Horn hat er in den State of German Literature übernommen. Aber sonst ist eine wesentliche Beeinflussung Carlyles durch Horn nicht anzunehmen; in vielen Fällen weicht er auch von Horn ab, z. B. in der Beurteilung von Gleim, Lessing, Jacobi manchmal zum Guten, indem er Horns zahlreiche bedeutungslose Lieblinge übergeht, manchmal zum Schlechten, indem er z. B. auch Kleist. den Horn lobt, nicht berücksichtigt 5).

Ende August hatte Carlyle den State of German Literature begonnen; am 20. Oktober 1827 berichtet er, daß er am Abend vorher sein 'last long Paper, which is to come out in the next Edinburgh Review'. an Jeffrey abgeschickt habe. Schon am 25. Oktober 1827 ist der Aufsatz gedruckt ('my last Paper on "German Literature" . . . The Article, which has been printed with scarcely any alteration'; sonst pflegte Jeffrey Carlyles Aufsätze stark mit dem Blaustift zu bearbeiten). Das Erscheinen der Nummer, welche die Zeitangabe 'Oct. 1827' am Kopf trägt, verzögerte sich 6): There is a paper of mine in the next Edinburgh Review. which is all printed, and will be out in a day or two' [19/11. 1827]. Endlich war es so weit: zwischen dem 19. und dem 26. November 1827 (s. u.) erschien die Nummer 92 des 46. Bandes der Edinburgh Review.

1) Weitere Erwähnungen: Misc. Ess. 1 298. 3 302.

"sämtliche Franz Horn - Zigeunerzeunedeutsch - Berlinerei".

²⁾ Mit Beziehung auf Horns Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit, Vorlesungen, die 1805 erschienen waren und die Grundlage zu dem späteren Werk bilden.

3) 395. 354. Umrisse 63-70.

4) Umrisse 186. — 1 246 f.: "Die sogenannte Aufklärung, welche . . . fast nur in der Fertigkeit bestand, Nein zu sagen".

⁵⁾ Da Horn auch Romane geschrieben hat, die Carlyle im State (36) nicht ungünstig beurteilt, sei hier kurz auf zwei deutsche Urteile über diese aufmerksam gemacht. Richter schätzt in der Vorschule der Aesthetik nicht nur seine kritischen Aussprüche (4414), sondern er führt ihn auch unter den guten Schriftstellern auf (44 169). Dagegen kommt er bei Platen schlecht weg, bei dem es in dem gleichzeitig mit Carlyles State of German Literature geschriebenen Romantischen Oedipus (V) heißt:

⁶⁾ Wenn Nortons zeitliche Ansetzung des Briefes richtig ist, was ich bezweifle.

or Critical Journal und enthielt auf den Seiten 304-351 das "große Werk". Es trug nach den Gepflogenheiten der Zeitschrift keinen Titel, sondern hatte als Spitze im Text wie im Inhaltsverzeichnis die Nachweisung der vorgeblich zu besprechenden Bücher Horns 1); jedoch erschien die Bezeichnung State of German Literature als Kopfzeile auf jeder Seite 2). Der Text ist bis auf kleine Aenderungen der gleiche wie in den Vermischten Aufsätzen und in der daraus abgedruckten Tauchnitz-Ausgabe 3).

Nachdem wir die Entstehung des State of German Literature von seiner Wurzel in dem religiösen Erlebnis über die verschiedenen Vorstufen bis zu seinem Erscheinen verfolgt haben, wollen wir untersuchen, in welcher Weise die innere Spannung, die das große Erlebnis in Carlyle erzeugt hatte, sich in ihm entlud. Wir betrachten zu diesem Zwecke zunächst seinen Stil.

2. Der Stil des "State of German Literature".

"Philolog ist nur der, der.. in dem kunstvollsten poetischen Gebilde die Mitwirkung der kunstlos gebrauchten Sprache zu erfassen versteht". Richard M. Meyer 4).

Die Engländer sprechen, wie sie Johnsons Stil gern Johnsonese nennen, bei Carlyle oft von Carlylese. Nicht nur Gegner haben die übertreibende Behauptung aufgestellt, seine Bücher seien gar nicht englisch geschrieben, sondern auch Freunde haben scherzhaft gesagt, um seiner Gedanken willen hätten sie sich die Mühe nicht verdrießen lassen, seine Sprache zu lernen. So schreibt Robinson (3 171) am 19/1. 1839 beim Lesen von Carlyles Französischer Revolution: it is not English, but a sort of original compound from that Indo-Teutonic primitive tongue which philologists now speculate about, mixed up by Carlyle more suo.

¹⁾ In der Form, wie sie in den Vermischten Aufsätzen unter dem Strich steht. 2) Der Titel ist vielleicht beeinflußt durch die damals in Deutschland häutige Bezeichnung Zustand, z.B. Flögel, Geschichte des gegenwärtigen Zustandes der schönen Literatur in Deutschland. Jauerscher Schulbericht 1771 (vgl. Arnold a. a. O.). — Nicolai, Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland. Berlin 1755. 1758. (Eichhorn 42 789, Bouter-

³⁾ Sachliche Aenderungen sind folgende:

Sachiche Aenderungen sind folgende:

ER 331 Jena > T 74 36 Erlangen,

ER 344 Count Swedenborg > T 93 15 Baron Swedenborg,

ER 347 This is Schlegel's meaning; his words are not before us > T 98 9-10

This is August Wilhelm Schlegel's verdict; given in words equivalent to these.

ER 350 by the unwiser is spoken of and regarded as their nature requires

> T 1029... in such manner as we see.

Die sonstäten Aenderungen betreffen eine Reihe von kleinen Stilbesserungen,

die eine schreftitige Durcheintet beweisen und eine Fälle und kleinen größten.

die eine sorgfältige Durchsicht beweisen, und eine Fülle von kleinen, größtenteils wohl nicht planmäßigen Aenderungen der Rechtschreibung und Zeichensetzung; im ganzen ist eine Verminderung der in der Edinburgh Review im Uebermaß verwandten Satzzeichen und eine vielleicht nicht bedeutungslose Zunahme der Großschreibungen zu beobachten.

⁴⁾ GRM 1910 642.

Now he who will give himself the trouble to learn this language will be rewarded by admirable matter'1). In der Tat ist sein eigenartiger Stil das erste, was auch dem deutschen Leser an Carlyle auffällt. Jedem, der sich näher mit ihm beschäftigt, drängt sich dann weiter der Unterschied im Stil zwischen seinen Jugendwerken und den Schriften seiner Reifezeit auf. Ist seine Ausdrucksweise anfangs schlicht, ruhig und klar, so sind Bewegung, Verschachtelung und Heftigkeit kennzeichnend für den Stil der späteren Werke. Man hat oft auf den Unterschied des Stils im Leben Schillers (1823-25) und im Sartor (1831) hingewiesen. Die Verschiedenheit der Ausdrucksweise zwischen seinem ersten und seinem zweiten größeren Werk ist in der Tat groß, während alle späteren Schriften nur noch eine Fortentwicklung der im Sartor enthaltenen Keime bringen, bis sein Stil sich in den Latter-Day Pamphlets (1850) und im Friedrich (1858-65) überschlägt²). Es ist daher verständlich. wenn Engel³) und Kellner (140) einen plötzlichen Bruch im Stile zu erkennen glauben. In der Mitte zwischen dem Leben Schillers und dem Sartor liegt nun unser Aufsatz; wir können daher erwarten, aus der Betrachtung des Stils dieser Abhandlung Aufschlüsse über die Entwicklung seiner Schreibweise zu erhalten. Der erste Eindruck beim Lesen des State of German Literature ist zweifellos der, daß dieser Aufsatz noch weit entfernt ist von den Seltsamkeiten und dem Eigensinn des Stils im Sartor; mit dem spielenden Humor fehlt auch das Sprühen des Geistes in Gegenüberstellungen, Widersinnigkeiten, Einfällen und Absonderlichkeiten aller Art, die sich wie die Schnörkel des Barock um die überlebensgroße Gestalt des Sartor ranken. Hier verwirrt der Verfasser den Leser noch nicht durch jene Ueberfülle von Bildern, mit denen er ihn im Sartor durch alle Gebiete der Welt und des Lebens jagt, indem er ihn zwingt manchen tollen Sprung in die entlegenste Ferne mitzumachen, wobei er sich heimlich an der verdutzten Ueberraschung seines Opfers zu weiden scheint. Noch finden wir nicht jene Keulenschläge, mit denen er seine Ueberzeugung in seine Hörer hineinhämmert. Noch zeigt seine Sprache nicht die Sprödigkeit und Eigenwilligkeit der späteren Werke.

Wenn wir aber unsern Blick zurücklenken auf die frühesten Schriften, so finden wir beim Vergleich, daß seine Darstellung doch nicht mehr mit der schlichten Ruhe dahinfließt wie früher. Verschachtelte Sätze sind häufig, überall unterbricht er den gleichmäßigen Fluß der Rede durch Einschaltung einzelner Wörter und kürzerer oder längerer Nebensätze. Er begnügt sich fast nie mit dem einfachen Ausdruck des Gedankens, sondern bringt ihn dem Leser in abgewandelter Form noch einmal vor Augen. Er stellt nicht in nüchtern-wissenschaftlicher Form eine Erkenntnis neben die andere, sondern strebt nach Steigerung und scharfer Hervorhebung des Wichtigen. Auch entbehrt der Stil nicht einer starken Bildhaftigkeit; wenn auch das Heftige seiner späteren Vergleichungen fehlt, so zeugt doch schon manches schlagende Gleichnis von Carlyles starker Begabung für bildliche Verdeutlichung. Alle diese Züge, die unten noch weiter auszuführen sind, zeigen, daß unser Aufsatz wie zeitlich, so auch im Stil in der Mitte zwischen Jugend- und Reifeschriften

2) Streuli 139 f.

¹⁾ Einige weitere Beispiele bringt Schmeding 11.

³) Eduard Engel, Geschichte der englischen Literatur. Leipzig ⁸ 1915, S. 515.

steht. Mit dem schönen Ebenmaß, der gefälligen Leichtigkeit und dem leuchtenden Glanz des Jugendstils verbindet sich hier die innere Fülle, Gestaltungskraft und persönliche Wärme, die seinen späteren Werken so große Wirkung verlieh, ohne schon durch wunderliche Uebertreibungen den künstlerischen Genuß zugunsten der sittlichen Wirkung zu stören. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man Garnetts Feststellung (47), daß sich im State of German Literature zum erstenmal der ganze Carlyle zeigt, dahin erweitert, daß sich auch sein Stil hier am schönsten darstellt, gleich weit von Unentwickeltheit wie von Uebersteigerung. Die Anlagen für seinen späteren Stil zeigen sich alle schon hier. Wenn es also gelänge, das innere Wesen der Ausdrucksweise im State of German Literature zu erkennen, so wäre damit viel für die Beurteilung von Carlyles Stil überhaupt gewonnen.

Zunächst ist festzustellen, was im vorigen schon unausgesprochen enthalten war: daß in der Entwicklung von Carlyles Stil kein plötzlicher Bruch stattgefunden, daß er also auch den Stil nicht von Richter übernommen hat, am allerwenigsten, wie Streuli (138) meint, bewußt in der Absicht, eine möglichst große Wirkung zu erzielen 1). Die Keime seines späteren Stils erkennt der aufmerksame Leser vielmehr schon in seinen frühesten schriftlichen Aeußerungen, z.B. in den frühen Briefen 2). Die Ansicht, sein Stil in den Arbeiten der Jugendzeit sei nicht von dem seiner Zeitgenossen zu unterscheiden 3), wird widerlegt durch das Zeugnis seiner Jugendfreunde, die ihn in Briefen Dean und Jonathan anreden4) und schon 1814 eine 'Shandean turn of expression' bei ihm feststellen 5). Daß die ersten Schriften tatsächlich einen abweichenden Stil haben, der sich auch später (im Leben Sterlings und den Erinnerungen) noch zeigt, wird unten seine Erklärung finden. Festzuhalten ist zunächst, daß Carlyles Stil von Anfang an eine ausgeprägte Eigenart aufweist, denn alle Schriftsteller, mit denen er in seiner Jugend verglichen wird: Swift, Sterne, Johnson - haben gemeinsam eine durchaus eigene, vom Durchschnitt erheblich abweichende Schreibweise. Weiter läßt sich aber zeigen, daß diese Eigenart im wesentlichen dieselbe ist wie die seines Reifestils, daß also nicht Stilbruch, sondern Stilentwicklung bei ihm vorliegt, Abgesehen von den inneren Gründen, in die unten hineingeführt werden soll, spricht dafür die Tatsache, daß sein Reifestil gleich-

¹⁾ Auch Pape (60 f.) hat, dem Franzosen Scherer zustimmend, eine ähnliche äußerliche Ansicht. Er verlegt den Augenblick der Uebernahme in die Zeit der Arbeit an German Romance, verbindet also richtige Beobachtungen mit einer falschen Deutung, wie unten klar werden wird. — Seine Ausführungen stützen sich zu einseitig auf den Sartor.

²) Vgl. auch Pape 49. — Am auffallendsten sind gelegentliche absonderliche

³⁾ Kellner 140. — Scherer. — Pape 59. — Streulis Ansicht (137), er habe sich der damals üblichen Ausdrucksweise angeschlossen und sich besonders den Stil Johnsons zum Muster genommen, enthält einen Widerspruch in sich.

 ⁴) Dict. of Nat. Biogr.
 ⁵) Froude 1 37. — Murray sight in diesem Brief schon Carlyles Größe voraus. — Carlyle selbst berichtet, daß Tristram Shandy eins seiner frühesten Lieblingsbücher war (Froude 1 396).

falls mit dem Johnsons zu vergleichen ist 1) und daß Richter, dessen Stilverwandtschaft mit Carlyle durch die allgemeine Vorstellung einer Uebernahme erwiesen ist, gern mit Sterne verglichen wird; so von de Quincey (11 262 ff.), der Richter 1821 zuerst in England einführte und der seinen Stil begeistert weit über den Sternes stellt. Aber bei Richter wie bei Johnson ist zu betonen, daß ihr Stil der klare Ausdruck ihres Wesens ist; de Quincey tut das für Richter in eingehender Erörterung. Wenn die Muster, mit denen man Carlyles Stil in beiden Abschnitten vergleicht. die gleichen sind, leuchtet es ohne weiteres ein, daß wir bei Carlyle nicht zwei verschiedene Stile, sondern einen und denselben in verschiedenen Stufen der Entwicklung anzunehmen haben.

Damit fällt die Frage hin, ob unser Aufsatz vor oder nach dem Stilbruch liegt; er ist als ein Glied in eine fortlaufende Entwicklung hineingestellt, und es wurde oben schon angedeutet, daß von ihm Verbindungslinien ebenso zu dem schlichten Jugendstil wie zu der bewegten Ausdrucksweise seiner Reifezeit zu ziehen sind. Vielleicht wird die innere Einheit der verschiedenen Entwicklungsstufen seines Stils nirgends deutlicher als im State of German Literature.

Wenn wir den Stil dieses Aufsatzes näher betrachten, ist die erste Eigentümlichkeit, an der unser Blick haftet, die Ausschmückung der Sprache mit ungewöhnlich anschaulichen Bildern aller Art. Wir erfassen durch sie im Augenblick den Sinn und den Gefühlswert seiner Anschauungen, indem unser künstlerisches Empfinden zugleich durch die Lebhaftigkeit und Farbigkeit seiner Bilder erfreut wird. So schildert er etwa, daß der Humor der deutschen Dichter auf ihrem inneren Ernst ruhe wie eine blumige Rasendecke auf dem tiefgegründeten Felsen (St. 82 4-5); oder daß die Xenien auf die deutsche Dichterwelt herniederströmten wie eine Flut ätherischen Feuers (67 31). Die verschiedensten Seiten seines Wesens lassen sich schon in den Bildern erkennen: seine idealistische Begeisterung — wenn er den Tempel der Wissenschaft in erhobener Sprache schildert (92 26); seine Einfühlungsgabe - wenn er uns Lessing als den Kämpfer vorführt, der zufrieden ist den Kampf, wenn nicht den Sieg zu gewinnen; seine Heldenverehrung - wenn er uns in überschwenglichen Bildern Fichte nahezubringen sucht (93 f.); sein warmes Gefühl - wenn er den Wahrheitskämpfer mit einem Bauern vergleicht, der durch seine Arbeit bewirkt, daß zwei Aehren sprießen, wo vorher nur eine wuchs, denn er denkt bei diesem Bild an seinen Vater, von dessen Tätigkeit er in denselben Worten spricht 2). Wie dem geschickten Redner, der seine Hörer durch einen Scherz gewinnt, folgen wir ihm be-

vgl. Cambridge History 10 187 f.).

2) Rem. 1 62 (1832): 'Two ears of corn are now in many places growing where he found only one.'

¹⁾ Kellner (142) hat auf die Dreiheit der Beiwörter bei beiden aufmerksam gemacht. Man könnte außerdem den lateinischen Einschlag in Wortschatz und Satzbau, die Kühnheit der Prägungen, die Genauigkeit des Ausdrucks, die Gedrungenheit der Sprache, die geistreiche, einprägsame Formung der Gedanken, das häufige Pathos vergleichen und würde dabei als Hauptergebnis finden, daß bei beiden ihr Stil der genaueste Ausdruck ihres Wesens ist. Das wird uns eine Handhabe für die Erklärung der Aehnlichkeiten geben. (Ueber Johnson

lustigt in ernste Dinge, wenn er uns zuvor beispielsweise in launiger Schilderung den Philosophen Stewart vorführt, wie er, statt sein Feld zu bestellen, es nur einzäunt, Eindringlinge fernhält und sich oft lange mit den Vorübergehenden unterhält, um zu beweisen, daß es tatsächlich ein Feld ist (96 16). Wir lächeln auch noch, wo seine Laune einen spöttischen Anstrich erhält: wenn er z. B. den armen Vater Bouhours über dem dunkeln Pfuhl der Vergessenheit aufgehängt zeigt, dem er zustrebt. ohne ihn erreichen zu können, weil er einmal die fürwitzige Frage gestellt hat, ob ein Deutscher Geist haben könne (39 6-7); oder wenn er boshaft die oberflächliche Hoffnungsfreudigkeit und Selbstzufriedenheit der Aufklärer mit der Stimmung des Moses auf dem sonnigen Berge Pisgah vergleicht, wie er rückwärts über dunkle wilde Wüsten blickt und vorwärts in ein Land, da Milch und Honig fließt (83 31). Auch wo er nicht ausgeführte Gleichnisse bringt, ist seine Sprache oft von großer Anschaulichkeit; er liebt es, schlagende Beispiele anzuführen und eindrucksvolle Einzelfälle herauszugreifen, die oft ziemlich weit hergeholt sind und durch Ueberraschung wirken. Hier ist schon ein deutlicher Ansatz zu seiner späteren Neigung für absonderlichen Ausdruck 1).

Die gleiche seelische Wirkung wie die Bilder 2), nämlich Eindringlichkeit, haben die kurzen, schlagenden Fassungen, die im Gedächtnis haften, die Entsprechungen (Parallelismen), Gegenüberstellungen (Antithesen) und geistreichen Prägungen:

'acquainted .. with the character of the matter, and the character of England (95 16 f.);

'which to the wiser minds .. is still unknown, and by the unwiser is

spoken of .. in such manner' (102 7 f.);
'an ideal world, and yet the world we even now live in';

'Let us know what to love, and we shall know also what to reject; what to affirm, and we shall know also what to deny: but it is dangerous to begin with denial, and fatal to end with it' usw. (52 22-30);

"it is proposed to school the Germans in the Alphabet of taste; and the Germans are already busied with their Accidence! (63 33—64-2);

'not for the judge of Art, but for the judge of Police' (71 7);

'We have heard Kant estimated as a spiritual brother of Böhme: as justly might we take Sir Isaac Newton for a spiritual brother of Baron Swedenborg, and Laplace's Mechanism of the Heavens for a peristyle to the Vision of the

New Jerusalem.' (93 14);
'not a philosophy, but a making ready for one' (96 15);
'Shakspeare is a poet, and Boileau is none' (100 24) 3).

Diese Beispiele, verschiedenartig wie sie sind, haben gemeinsam den Grundzug der Eindringlichkeit; in manchen wird man deutlich die Hinneigung zum Wunderlichen und Seltsamen spüren, die später seinem Stil verhängnisvoll werden sollte. Auf gleicher Linic liegt eine Vorliebe für verblüffende Zusammenstellungen; wer anders als Carlyle könnte in vollem Ernst Verbindungen bringen wie:

¹⁾ z. B. 40 10. 43 13 f. 44 20 f. 51 17-20. 52 16. 68 12.

²⁾ Weitere Bilder: 38 25-29, 39 26-28, 40 27, 44 9-13, 45 14-16, 32-34, 46 10-12,

³⁾ Vgl. weiter 38 3-6 u. ö.

'Gunpowder, Printing and the Protestant Religion' (38 12); love of moonlight, and mossy fountains, and the moral sublime' (48 21-22) 1)?

Durch derartige Vorstöße gegen die Trägheit des Lesers kommt schon ein Zug der Unruhe in den Aufsatz, der sich in früheren Schriften weniger zeigt, aber später stark um sich greift. Wechsel, Veränderung, Beleuchtung desselben Gedankens von verschiedenen Seiten ist eine weitere Eigentümlichkeit des Stils in unserm Aufsatz; sie fällt auf den ersten Blick weniger auf als die bisher genannten Kennzeichen; bei näherer Betrachtung wird sich aber zeigen, daß sie eine sehr große Rolle spielt und tief in Carlyles Wesen verankert ist Unermüdlich dreht er jeden Gedanken in den Händen herum und zeigt ihn uns von allen Seiten, bevor er ihn fortlegt und zu einem neuen greift. Bald zeigen sich diese Abwandlungen (Variationen) in Beiwörtern, bald in Satzteilen, bald in ganzen Sätzen; immer ist er bemüht, ganz klar zu machen, was er sagen will, und sucht deshalb alle auf ihn eindrängenden Einzelzüge der Dinge schnell noch mitzuteilen, bevor er zu anderm übergeht. Oft äußert sich das Spiel seines Geistes nach seiner schon mehrfach angedeuteten Eigenart in einschlagenden Gedankenblitzen, in der Aufdeckung von Feinheiten, die uns manchmal gekünstelt, ja bisweilen in ihrer störenden Unnötigkeit lästig erscheinen mag. Man vergleiche einige der folgenden Beispiele Carlylescher Abwandlungen:

'regarded as approximations to the truth, or modifications of it' (66 15); with mere readers for amusement, therefore, this Criticism has, and can have, nothing to do' (708);

'what each of the two contending parties really means to say or to contra-

dict regarding it' (864);

'nor is it understood, that, in their own country, these men rank higher

than they do, or might do, with ourselves' (90 s);

'He will make nothing of them; perhaps less than nothing' (91 27);

'he must be alert, and strain every faculty, or it profits nothing' (92 18);

'making no estimate and little qualified to make any' (95 24 f.);

doppelte Abwandlung:

'in Kant's system, or in the modifications it has since received, and is still receiving' (95 23 f.)2).

Es ist klar, daß diese Abwandlungen jedesmal eine Unterbrechung in dem gleichmäßigen Fluß der Gedanken bedeuten. Es entsteht dadurch eine gedankliche Spannung³), die sich auf den mitdenkenden Leser überträgt. Wie nun ein Wanderer, der eilig einem bestimmten Ziel zustrebt - und Carlyle hat gewiß ein festes Ziel und fühlt sich von frommer Begeisterung vorwärts getrieben -, seine Anstrengungen verdoppelt, wenn

1) Vgl. weiter 63 15. 65 31-66 1. 71 7. Vgl. auch oben S. 26.

²⁾ Weitere, z. T. sehr kennzeichnende Beispiele: 57 22 f. 66 17-19. 28 f. 69 28. 79 25. 85 28 f. 86 7-9. 91 13. 99 18. 103 3. 5.

3) Vgl. Gustav Hübener, Die stilistische Spannung in Miltons Paradise lost'. Halle 1913 (= Morsbachs Studien zur englischen Philologie Bd. 51). Für Carlyle verlangt Beachtung nicht nur die Tatsache der Spannung und ihre seelische Erklärung, auf die sich Hübener beschränkt, sondern besonders ihre Wirkung und deren Erklärung.

er seine Schritte einmal hat hemmen müssen; wie ein Ton uns lauter erscheint, wenn sein erwartetes Erklingen sich verzögert hat, weil unsere Aufmerksamkeit gesammelt und gespannt ist - so fällt auch im Stil nach dem einfachen seelischen Gesetz, daß Verzögerung eine Verstärkung des Eindrucks zur Folge hat, auf das Satzglied, dessen Erscheinen durch die Abwandlung verzögert ist, ein stärkerer Nachdruck. und zwar ist der Nachdruck um so größer, je größer die Spannung ist 1).

Die Spannung bewirkt also, daß auf das folgende Satz- und Gedankenglied (denn Satzglieder sind Gedankenglieder), in dem sie sich löst, ein starker Nachdruck fällt. Diese beiden Merkmale werden uns als Grundzüge von Carlyles Stil noch näher beschäftigen; als drittes gesellt sich zu ihnen die Fülle, welche die Ursache der Spannung ist. Carlyles Stil erhält sein Gepräge deutlich dadurch, daß er die Ueberfülle der auf ihn einströmenden Gedanken kaum zn bewältigen vermag. Da er jeden Gedanken festzuhalten strebt, ergibt sich eine starke Verschachtelung des Stils, Einschiebung von langen Relativsätzen (67 14), Partizipialfügungen (794), Einräumungs- (463f. 14) und Bedingungssätzen (68 29); alle diese Einschaltungen, in denen sich die Gedankenfülle ausprägt, erzeugen Spannung und verleihen dadurch dem Satzschlußstarken Nachdruck.

Die Einschiebung neuer Teilgedanken in den angefangenen Satz ist nun eine Eigentümlichkeit, die in Carlyles Schreibweise nicht nur gelegentlich vorkommt, sondern sie ist eins der Hauptkennzeichen seines Stils. Bald sind diese Einschaltungen erklärend:

'It were strange if among so many high merits, this lower one of a just and elegant style, which is indeed their natural and even necessary product, had been wanting' (61 29-31);

'Instead of attempting, which they consider vain, to prove the Existence

of God . . .' (98 18) 2),

bald einräumend:

. reject . . all forms, be their material splendour what it may, where no gleaming of that other shines through' (65 22-24);

'Sensation, even of the finest and most rapturous sort, is not the end, but the means' (70 13-15)3),

bald näher bestimmend:

'Among all the writers of the eighteenth century, we will not except even Diderot and David Hume, there is . .' (59 32-60 2);

'No right treatise on anything . ., least of all on the nature of the human mind, can he profitably read, unless . . ,' (92 14),

²) Weitere Beispiele: 95 9 (erklärende Einschiebung, verlängert durch eine geistreiche Abwandlung) 56 20 f. 59 18-20. 64 17 f. 65 22.

¹⁾ Man beachte als Beispiel die überstarke Spannung in diesem Satz, die sich auf dem Wort "Nachdruck" nachdrücklich löst! — So stark gespannte Sätze, die auch Carlyle bisweilen hat, darf man jedoch, wo sie sich häufen, als Zeichen eines schlechten Stils ansehen, denn sie beweisen eine ungenügende Meisterung der Form und zerstören durch ihre Unübersichtlichkeit einen Teil ihrer eigenen Wirkung.

³⁾ Weitere Beispiele: 59 14-17. 62 10-13. 62 14-63 8.

immer bringen sie eine Steigerung des Gedankens. Bisweilen sind gar mehrere dieser Formen verbunden (83 2-6). Das Ergebnis ist stets eine größere oder geringere Spannung 1).

Auch abgesehen von diesen Einschaltungen spielt die Steigerung, das Uebertrumpfen einer Angabe durch eine andere, wobei das zweite Glied oft nicht nur eine Verstärkung des Nachdrucks, sondern auch eine Vertiefung des Inhalts bringt, schon in diesem frühen Werk eine große Rolle. Ich kann nur einige Beispiele aus einer großen Fülle herausgreifen 2):

'the greatest, perhaps the only true improvement' (96 23);

'This is a weighty item, and indeed the weightiest of all (55 30 f.);

'in Europe, still more in Germany' (619);

'could not measure without difficulty, or rather not at all' (63 23 f.); 'a complete, much more a certain science' (66 10 f.); 'in each or all of these writers' (66 20); 'in Italy too, in France itself' (67 11 f.; hier wie oft Zerlegung eines einstelf') fachen zweigliedrigen Gedankens in zwei durch Steigerung getrennte Sinneinheiten; der einfache Gedanke ist: "auch in Italien und Frankreich").

Aus der Fülle der Möglichkeiten, in deren Ausnutzung Carlyle unbewußt eine schöpferische Findigkeit entfaltet, heben sich bei ihm zwei Stilmittel zur nachdrücklichen Steigerung heraus. Das eine ist die Einleitung des zweiten Gliedes durch das eindringliche Wörtchen nay. Auch bei geringer Aufmerksamkeit fällt es dem Leser bald auf, wie Carlyle mit dem Wörtchen nay immer wieder auf ihn einhämmert:

'a thoroughly cultivated writer; nay, entitled to rank with the most distinguished writers of any existing nation' (60 14-18);
'a pure glory, nay a divineness' (67 9);
'A nation which appreciates such studies, nay requires and rewards them'

'a Science, nay the living principle and soul of all Sciences' (92 19); 'its results are no less certain, nay, rather, they are much more so' (99 28) 3)

In dem letzten Beispiel haben wir gleichzeitig eine Anwendung des andern Mittels: Zerlegung eines Gedankens in eine bejahende und eine verneinende Hälfte. Der einfach ausgesprochene Gedanke ist ihm nicht nachdrücklich genug. Er setzt deshalb das Gegenteil oder eine schwächere Fassung in verneinter Form voraus und erzielt dadurch eine doppelte Ausdrückung des Gedankens, verbunden mit Spannung und der Steigerung, die das Bejahen gegenüber dem Verneinen bedeutet. Not ... but, not only ... but sind Wendungen, die sich immer wiederholen:

'the companion, not of nobles but of princes' (576); 'painted not in colours, but in crayons' (61 2 f.);

'nearly every one, we do not say of their distinguished, but even of their tolerated contemporaries' (61 21 f.);

2) Weitere Beispiele: 85 3-5 (mit nachdrucksteigernden Einschaltungen) 51 25-28. 52 2-6. 59 29-32. 63 3-4. 68 6-9. 69 29-31.

^{1) 83 10-14;} sehr stark: 84 10-14. — Kleinere Einschaltungen (wie 61 20 f. 25) finden sich nahezu in jedem Satz.

³⁾ Weitere Beispiele: 52 19-21. 56 1-4. 62 10-14. 92 29. 97 13. 98 31 u. v. a.

not verisimilar only, but true' (65 2 f.);

'not only of Shakspeare, but of all his contemporaries' (67 s f.; statt: of Sh. and his contemporaries);

doppelte Steigerung:

'the Religion of Germany is a subject not for slight but for deep study, and, if we mistake not, may in some degree reward the deepest' (102 33).

So wird der Gedanke, den die Franzosen in die knappe Form "l'art pour l'art" gefaßt haben, bei Carlyle (allerdings in wesentlich anderer Auffassung) zu: 'Art is to be loved, not because of its effects, but because of itself (70 15)'). Bisweilen wirkt diese Eigenart fast abgeschmackt, wenn er z.B. sagt: 'To apprehend this beauty of poetry . . . is not easy, but difficult' (70 1)!

Zu dieser ausgesprochenen Neigung stimmt es sehr gut, daß in Carlyles Wortbildung vom Sartor an die verneinenden Bildungen außerordentlich häufig sind²). Dementsprechend findet sich auch die einfache Litotes hier öfter (46 ₂₄. 48 ₃₂. 83 ₁₆). Die Neigung zur Zerlegung (Disjunktion) zeigt sich auch sonst: eher . . . als (50 ₃₀ f.), sowohl . .

als auch (69 2).

Abgesehen davon, daß eine Gedankenabwandlung in der Steigerung an sich enthalten ist, finden sich Abwandlung und Steigerung bei Carlyle in mannigfacher Verknüpfung. Da jede mit zwei Gliedern arbeitet, ergibt die Verbindung beider eine Mindestzahl von drei Gliedern. Diese Dreiheit nun ist tatsächlich ein Zug von größter Bedeutung in Carlyles Schreibweise. Da die Dreiheit für derartige Verknüpfungen nur eine Mindestzahl ist, finden sich auch vier- und mehrgliedrige Gruppen von Sätzen und Satzteilen, zumal die Gedankenüberfülle Carlyle oft zu wiederholten Abwandlungen, Einschaltungen und Erweiterungen verleitet. In der Mehrzahl der Fälle nötigt ihn die Rücksicht auf die Uebersichtlichkeit, sich mit der Dreizahl nebengeordneter Satzglieder zu begnügen, sodaß diese allein zu einem wesentlichen Bestandteil seines Stils werden konnte. Die Dreiheit seiner Beiwörter hat schon Kellner (142) bemerkt und mit der gleichen Eigenart Johnsons verglichen. Viel weitergehend haben wir nun diese Dreiheit auch für den Satzbau gefolgert und werden sie sogleich an Einzelfällen feststellen. In vielen Fällen werden wir auch eine Dreiheit der Gedanken bemerken, ja es wird sich zeigen, daß die Gliederung in drei Teile sich bis in die Anlage des ganzen Aufsatzes hinein erstreckt, und zwar nicht zufällig, sondern in innerem Zusammenhang mit Carlyles eigenstem Wesen. Ich kann nur einige Beispiele anführen, auf andre verweisen; bei aufmerksamem Lesen drängen sie sich jedem auf Schritt und Tritt auf.

Die einfachste Form ist die, daß zu einem Gliede die Abwandlung des Gedankens als zweites, zu beiden eine Steigerung als drittes Glied tritt; auch hier spielt überall, wo es sich um Steigerung handelt, das

Wörtchen nay eine sehr große Rolle.

2) Schmeding 195-225.

¹) Weitere Beispiele: 47 16-18, 52 2 f. 7f. 60 12, 63 27 f. 64 17, 69 26 f. 70 28 f. 79 18, 80 3 f.; dem Sinne nach: 64 2-5, 65 26—66 6.

'the Germans are something; something independent and apart from others [Abwandlung, zugleich eine leichte Steigerung enthaltend]; nay something deep, imposing . . .' [Steigerung] (45 20—46 1) 1).

Die zweite Form ist die, daß das zweite Glied die Steigerung und das dritte die Abwandlung dazu, meist mit neuer Steigerung bringt. Die Steigerung im zweiten Gliede kann einfach neben das erste Glied gesetzt werden:

'It is always adventageous to think justly of our neighbours: nay, in mere common honesty, it is a duty: and, like every other duty, brings its own reward' (39 20),2);

sie kann auch durch die Lösung einer Spannung entstehen, die durch Zerlegung hervorgerufen ist ("nicht [nur] ... sondern" 65 2-5. 102 22-32. "zwar . . . aber", ausgesprochen 55 17-20 oder unausgesprochen 56 6-9):

'There is, no doubt, a spirit of martyrdom, . . which can sustain this too: but few indeed have the spirit of martyrs; and that state of matters is the safest which requires it least' (56 6-9):

'Are these dramas of his not verisimilar only, but true; nay truer than reality itself'? (65 2-5)3).

Oft steht die Dreiheit ganz im Dienste der Spannung. Sobald im ersten Gliede sich eine Spannung ankündigt, die erst im dritten Gliede gelöst wird, erfährt der Satzschluß eine nachdrückliche Hervorhebung. Die Spannung wird angebahnt durch die Voranstellung eines Nebensatzes mit "daß" (44 27-30. 66 10-12. 70 29-32), eines Infinitivsatzes (70 5-7), einer Verneinung (64 9-19. 70 16 f.) oder durch die gedankliche Fügung "zwar . . . und . . . aber" (42 12-15. 58 21-23. 59 3-6. 65 16-18. 74 22-25. 92 22). Das zweite Glied hat die Aufgabe, die Spannung zu verstärken, sei es durch einfache Abwandlung (Erhöhung der Spannung durch zeitliche Verzögerung):

'Pure Stupidity, indeed, is of a quiet nature, and content to be merely stupid. But seldom do we find it pure' (58 21-23) 4),

sei es durch eine eingeschaltete Begründung (zeitliche Verstärkung der Spannung): -

'Of unwise admiration much may be hoped, for much good is really in it: but unwise contempt is itself a negation' (593-6),

sei es durch Steigerung (inhaltliche und zeitliche Verstärkung der Spannung):

'That this new Criticism is a complete, much more a certain science, we

are far from meaning to affirm' (66 10-12);
'not because it is useful for spiritual pleasure, or even for moral culture, but because it is Art' (70 16 f.) 5)..

In der Satzgruppe:

Weitere Beispiele: 51 3-7. 57 31—58 6. 99 20-23.
 Weitere Beispiele: 41 21. 78 19-22. 27-30.
 Weitere Beispiele: 82 20-23.

⁴) Weitere Beispiele: 42 12-15. 64 9-19. 65 16-18. 70 5-7. 29-82. 74 22-25. 92 22. ⁵) Weitere Beispiele: 44 27-30 (mit nay).

'Our opponents are so widely astray in this matter, that their views of it are not only dim and perplexed, but altogether imaginary and delusive' $(63\ 30-33)^{1}$

wird die Spannung ("so ... daß") im zweiten Gliede gelöst, aber durch eine Verneinung sofort eine neue geknüpft ("nicht nur . . . sondern"), die sich im dritten Gliede löst, sodaß die drei Glieder ein Ganzes bilden wie eine Brücke, die sich auf drei Pfeilern in zwei Bogen über einen Fluß spannt.

Durch die Häufigkeit dieser Fügungen daran gewöhnt, einen Gedanken in drei Gliedern abzuhandeln, bedient sich Carlyle der Dreiheit auch in Gedanken- und Wortverbindungen, in denen die bisher herausgestellten Ursachen weniger deutlich zu erkennen sind. Sie sind der sprechendste Ausdruck für seine Gedankenfülle, und bei genauerer Untersuchung wird man auch in ihnen oft den Zusammenhalt durch Spannung, Steigerung, Abwandlung ähnlich den bisher behandelten Beispielen fühlen: die Sprache kann in den feineren Stufen diese Gliederung nicht mehr ausdrücken, ohne schwerfällig zu werden. Deswegen liegt auch hier häufig der schwerste Ton auf dem dritten Gliede; so erklärt es sich, daß dies oft besonders beschwert ist durch Länge, Zusammengesetztheit, Untergliederung oder spannungerzeugende Beifügungen.

Eine Dreigliederung des Gedankens liegt z.B. vor, wenn er erst von Wieland, dann von Klopstock spricht und sich schließlich mit besonderem Nachdruck über Lessing ausläßt (59); oder wenn er von Kleid, Körper und Seele der Dichtkunst redet (64 21-23). Dreizahl gegliedert ist ein Satz wie: 'Criticism has assumed a new form in Germany; it proceeds on other principles, and proposes to itself a higher aim' (64 7-9). Auch hier steht öfter nay an der Spitze des dritten

Satzes²).

Von der Dreigliederung des Satzes zur Dreizahl der Wörter führt hinüber die Dreiheit des Zeitworts:

'they may praise it, or censure it, or attempt to alter it' (68 24) 3).

In zahllosen Fällen finden sich bei Carlyle drei Hauptwörter verbunden:

'The charms of Nature, the majesty of Man, the infinite loveliness of Truth and Virtue' (52 sf.; Beschwerung des 3. Gliedes!);

'a genuine poet, thinker or other artist' (542); 'for senators, public speakers, political writers' (544f.); 'dullness, awkwardness and false susceptibility' (58 18);

'Klopstock, with his clear enthusiasm, his azure purity, and heavenly if still somewhat cold and lunar light' (59 24-26; Beschwerung des 3. Gliedes durch Beiwörter, die eine starke Spannung schaffen und selbst wieder nach der Dreizahl gegliedert sind!);

66 29-31. 71 11-21. 78 13. 82 29-32. 85 21-25.

¹⁾ Fassung der Edinburgh Review; in der endgültigen Ausgabe der Misc. Ess. ist das 'so widely' herausgenommen und zwischen erstes und zweites Glied eingeschaltet, sodaß die Spannung heftiger eingeführt und schneller gelöst wird; das erste Glied erhält dadurch größere Selbständigkeit.

2) Weitere Beispiele: 47 17 f. 57 14 f. 20-25. 61 1-5. 60 30-61 1. 65 19-24.

³⁾ Weiteres Beispiel: 804f.

'in depth, clearness, minute and patient fidelity' (75 36); 'The profoundness, subtlety, extent of investigation' (102 10) 1).

Schließlich finden wir diese Dreiheit sehr auffällig bei den Beiwörtern, wo sie schon Kellner (s. o. S. 77) bemerkt hat. Während die Dreiheit bei den Hauptwörtern nur architektonisches Mittel ist, gewinnt sie bei den Beiwörtern erhöhte Bedeutung durch die starke Spannung, die mit ihr verbunden ist, wenn die drei Beiwörter vor dem Hauptwort stehen und dessen Einsetzung verzögern. Eine besondere Beschwerung des dritten Beiworts ist in diesem Falle nicht so oft möglich, da sie die Spannung aufs höchste steigert und infolgedessen bei häufiger Anwendung lästig wirken würde. Carlyle nähert sich hier bisweilen der Grenze des Erträglichen. Abwandlung liegt in der Häufung der Beiwörter an sich enthalten, oft kommt Steigerung hinzu.

Alleinstehende Beiwörter (ohne Spannung):

'coherent, distinct and methodical' (66 s); 'to be strong, vehement, rapidly effective' (84 22) 2).

Verbundene Beiwörter (mit Spannung):

'a mild, manly, half-careless enthusiasm' (609);

in broken but purest and still heart-piercing beams' (78 as); by calm, earnest and deeply meditative men' (102 a);

'a passionate and rather fascinating, but tumultuous, uninstructed and but half-civilised Muse' (48 25-27)3).

In dem letzten Beispiel haben wir einen Fall höchster Spannung, indem das dritte Glied wieder in drei Beiwörter zerlegt wird, von denen das letzte beschwert ist. Da diese starke Spannung in keinem Verhältnis zu der erforderlichen Wirkung steht, haben wir hier einen frühen Fall barocker Ueberladung der Ausdrucksweise, die an Carlyles Stil so oft getadelt wird. Derartige Beispiele verdeutlichen, wie die heftige Sprache Carlyles sich allmählich aus der edlen Ruhe seines Jugendstils heraus entwickelt, und bekräftigen die Bedeutung unseres Aufsatzes für das Verständnis von Carlyles Persönlichkeit.

Als die wichtigsten Stileigenheiten in unserm Aufsatz haben wir also erkannt: Bildhaftigkeit, geistreiche, eindringliche Prägung, Verschachtelung. Einschaltung, Steigerung, Abwandlung, Spannung, Dreiheit, zu denen gelegentliche absonderliche Zusammenstellungen und ein ab und zu durchbrechender spöttischer Humor die Würze geben.

Nachdem wir uns das Wesen von Carlyles Stil im State of German Literature klargemacht und erkannt haben, daß es ein Stil von ausgeprägter Eigenart ist, gewinnt die Frage nach dem Ursprung dieses Stils neue Bedeutung. Man wird zugeben müssen, daß er die Keime für alle Eigenheiten seines späteren Stils enthält; ich habe im Vorhergehenden verschiedentlich darauf hingedeutet. Da anderseits noch keiner

¹⁾ Weitere Beispiele: 56 31. 57 12-14. 60 3. 61 26 f. 63 11 f. 71 1. 72 31. 78 7. 80 3. 88 21.

²⁾ Weitere Beispiele: 52 10 f. 60 21-24. 81 15. 91 8. 10.

³⁾ Weitere Beispiele: 60 11. 62 15. 76 10. 85 8. 88 4 f. 31. 97 6. 103 24.

der kennzeichnenden Züge übersteigert ist, leuchtet es jedem beim Lesen des Aufsatzes ebensosehr ein, daß der Stil sich von dem der früheren Schriften nicht wesentlich unterscheidet, sondern nur eine etwas weiter entwickelte Stufe desselben Stils darstellt. Nur zwei Beispiele aus dem Life of Schiller (1823—25) mögen zeigen, daß sich die Gleichartigkeit des Stils, deren nähere Darlegung aus dem Rahmen dieser Arbeit herausfällt, auch im einzelnen erweisen läßt:

'no man could have painted it more graphically, 'or better called forth

our emotions' (125; Abwandlung);

'Often a proposition of inscrutable and dread aspect, when, resolutely grappled with, and torn from its shady den, and its bristling entrenchments of uncouth terminology, and dragged forth into the open light of day, to be seen by the natural eye, and tried by merely human understanding, proves to be a very harmless truth, familiar to us from of old' (133; Abwandlung, Einschaltung, Dreiheit, starke Spannung).

Die vielfach geäußerte Ansicht, daß in seinem Stil ein Bruch festzustellen sei, die oben schon nach äußeren Gesichtspunkten zurückgewiesen wurde, kann damit aus inneren Gründen als erledigt gelten.

Wie aber steht es mit dem vielumstrittenen Einfluß Richters auf Carlyles Stil? Die Frage ist früh gestellt worden, sodaß sie schon Froude (1 396) 1882 behandelt; er lehnt jeden Einfluß Richters ab. Dagegen wandten sich, wie Streuli (135) berichtet, bald verschiedene Engländer und der Franzose Scherer, die mit geringerer oder größerer Bestimmtheit einen Einfluß Richters auf Carlyles Stil annahmen. Ihnen schloß sich (1895) Streuli selbst an, indem er ganz schroff die Ansicht vertrat, Carlyle habe vom Sartor an den Richterschen Stil übernommen, um seine philosophischen Gedanken in eine wirkungsvolle Form zu kleiden; nur ganz beiläufig stellte er fest, daß Carlyle in einem Punkte, der Art des Humors, sich von Richter unterscheide und daß seine starke Persönlichkeit auch ohne diesen Einfluß einen eigenen Stil hervorgebracht haben würde (140). Derselben Ansicht schloß sich im wesentlichen (1904) Pape (54 f.) an, indem er die Beziehungen weiter verfolgte. Er betonte etwas stärker, daß sich schon vor Richters Einwirken ähnliche Elemente in seinem Stil finden, nahm aber doch eine Uebernahme des Richterschen Stils an und erklärte sie abgesehen von der Geistesverwandtschaft durch Bequemlichkeit (!) und die Absicht Eindruck zu machen. Seitdem verzeichnen fast alle Beurteiler eine wesentliche Beeinflussung von Carlyles Stil durch Richter als feststehende Tatsache 1).

Die Verbindungslinien, die Pape zwischen Carlyle und Richter zieht (übrigens tut er es eigentlich nur in einigen Beispielen, die sich bedeutend vermehren und vertiefen ließen), mögen richtig sein, und doch bin ich der Ansicht, daß die Folgerungen, die er daraus zieht, das Wesen der Sache nicht treffen.

¹) Weitere, besonders englische Urteile sind auf den ersten Seiten bei Schmeding übersichtlich zusammengestellt; sie sprechen auch zum Teil von zwei verschiedenen Stilen und bringen nichts wesentlich Neues. — Nur Fehr GRM 1913 100 setzt mit Recht Zweifel in Papes Ergebnis: "Die Behauptung, die man in so vielen Büchern findet, Carlyles Stil rühre von Richter her, muß erst bewiesen werden".

Hören wir einige Aeußerungen von Carlyle selbst, 'As to my poor style, Edward Irving and his admiration of the old Puritans and Elizabethans — whom at heart I never could entirely adore, though trying hard - his and everybody's doctrine on that head played a much more important part than Jean Paul upon it. And the most important by far was that of nature, you would perhaps say, if you had ever heard my father speak, or my mother, and her inward melodies of heart and voice' 1). Diese Aeußerung sollte etwas mehr beachtet werden. Ergänzt wird sie durch Froudes Bericht (3 40): 'This style, which had been such a stone of stumbling, originated, as he often said to myself, in the old farm-house of Annandale. The humour of it came from his mother. The form was his father's common mode of speech, and had been adopted by himself for its brevity and emphasis2). He was aware of its singularity, and feared that it might be mistaken for affectation; but it was a natural growth, with this merit among others, that it is the clearest of styles. No sentence leaves the reader in doubt of its meaning'. — Carlyle tadelt 3) an seinem Vater, 'that he exaggerated (which tendency I also inherit)'. - Man darf auch nicht außer acht lassen, was Froude (in der fesselnden Schilderung 1 382 ff.) über seinen Gesprächsstil erzählt; in der Unterhaltung pflegt sich in der Regel kein künstlich übernommener Stil zu zeigen: 'He had a natural tendency to exaggeration, and . . . at such times his extraordinary metaphors and flashes of Titanesque humour made him always worth listening to'.

Ist es weiter wahrscheinlich, daß ein Mann, der verschiedentlich ausspricht, wie geringe Bedeutung er dem Stil beimißt, sich aus Berechnung einen fremden Stil aneignet? 'Know thy thought — believe it — front heaven and earth with it, in whatsoever words nature and art have made readiest for thee. If one has thoughts not hitherto uttered in English books, I see nothing for it but you must use words not found there, but make words, with moderation and discretion of course... But finally do you reckon this really a time for purism of style, or that style (mere dictionary style) has much to do with the worth or unworth of a book? I do not "Alingt das nach berechnender Uebernahme von Richters Stil?

Pape führt (41) als Beweis für Carlyles bewußte Aneignung des Richterschen Stils die Tatsache an, daß er in den Richter-Aufsätzen die Stilmängel des deutschen Dichters besprochen habe! Uebernimmt man von einem andern bewußt etwas, was man an ihm tadelt?

Nach alledem kann von einer absichtlichen Uebernahme des Richterschen Stils, die oben schon aus der Betrachtung des Stiles selbst heraus abgelehnt werden mußte, gewiß nicht die Rede sein. Nun fragt es sich weiter: hat vielleicht eine unbewußte Beeinflussung stattgefunden? Wir haben schon gesehen, daß Carlyle selbst diese Möglichkeit zwar nicht rundweg ablehnte, ihr aber keinerlei Gewicht beimaß; er suchte die Quellen

¹⁾ Froude 1 397.

²⁾ Das ist natürlich auch zu äußerlich vorgestellt, aber sachlich zutreffend.

³⁾ Kem 18

⁴⁾ Brief vom 4. 6. 1835 (Froude 341).

seines Stils anderswo. Sicher ist, daß er den Richterschen Stil nicht übernommen hat wie ein Kleid, das man heute anzieht, um damit zu glänzen, und morgen wieder ablegen kann, wenn es einem nicht mehr gefällt. Oder gefiel es ihm etwa dauernd? - Gewiß nicht, er hätte Gründe genug gehabt, es recht bald wieder abzulegen; denn die seltsame Form des Sartor war es, die ihn in die qualvolle Lage brachte, in London vergeblich von einem Verleger zum andern laufen zu müssen; der außergewöhnliche Stil war es, über den alle Kritiker stolperten, Feinde und Freunde; sein Stil hemmte ihm sogar den freien Zugang zu den Zeitschriften. Dabei war er damals einzig auf den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten angewiesen. Hatte er also etwa den Stil für den Sartor angenommen, um Eindruck zu machen, so mußte er bald sehen. daß er verkehrt gerechnet hatte, und das neue Kleid so schnell wie möglich wieder abzustreifen suchen, ehe er sich daran gewöhnte. In der Tat sah Carlyle diese Notwendigkeit sehr bald ein, aber er konnte sich des Stils nicht entledigen: 'The objections to phraseology and style have good grounds to stand on. Many of them are considerations to which I myself was not blind, which there were unluckily no means of doing more than nodding to as one passed. A man has but a certain strength; imperfections cling to him . . . ' (4, 6, 1835). Als er an French Revolution arbeitet, kommt ihm die Frage seines Stils als ernstes Bedenken wieder in den Sinn; er tut sie diesmal nicht mit einem Worte ab, aber vergeblich bleibt sein Kampf: 'though studying rather zealously to avoid cramp phrases and all needless cause of effect, I feel at every sentence that the work will be strange'1). - 'My familiar friends tell me farther that the Book is all wrong, style cramp, & c., & c.: my friends, I answer, you are very right; but this also, Heaven be my witness, I cannot help'2). Und am deutlichsten: 'The poor people seem to think a style can be put off or put on, not like a skin, but like a coat. Is not a skin verily a product and close kinsfellow of all that lies under it, exact type of the nature of the beast, not to be plucked off without flaying and death?'3).

Damit gibt er uns die Lösung der Stilfrage an die Hand. Nein, auch unbewußt hat Carlyle nicht den Stil Richters übernommen, sonst ware es ihm möglich gewesen ihn wieder abzulegen. Es ist eben sein eigener Stil, der vollkommenste Ausdruck seines Wesens. Es ist die Haut, die man ihm nicht abziehen kann. Carlyles Stil ist eine von innen heraus entwickelte Einheit, fortgebildet nur mit der Fortbildung seines Wesens, ohne Bruch und ohne Aufpfropfung eines fremden Reises. Stil ist Ausdruck; er kann bei einer starken, eigenartigen Persönlichkeit wie Carlyle nur echt und lebendig gewachsen sein. Was Fichte über die Beeinflussung von Handlungen durch Vorschriften ausführt⁴), gilt ebenso von der Beeinflussung des Stils durch Vorbilder: das Auswendige des Menschen wächst aus seinem Inwendigen und kann nur in beschränktem Maße und in tieferem Sinne von außen beeinflußt

1) Letters 2 237 f.

3) Froude 3 45.

²⁾ Carlyle an Emerson 192.

⁴⁾ Wesen des Gelehrten 2.

werden; "was aber im Menschen innerlich ist, tritt notwendig auch äußerlich in ihm hervor".

Wie erklärt es sich dann aber, daß Carlyles Stil solche Achnlichkeit mit dem Richters hat? Denn eine Achnlichkeit muß schon vorhanden sein, wenn eine Beeinflussung für möglich gehalten und allgemein geglaubt werden konnte. Darauf gibt es meiner Ansicht nach nur eine Antwort: durch die Achnlichkeit ihres Wesens. Pape selbst sucht angelegentlich die unleugbare Verwandtschaft in ihrem Wesen glaubhaft zu machen — was ist natürlicher, als daß zwei wesensverwandte Menschen mit verwandtem Wollen ihre Gedanken in eine verwandte Form kleiden? Stil ist Ausdruck der Wesensart eines Menschen, und bei ernsten Schriftstellern wie Carlyle und Richter unverfälschter Ausdruck; ist es da überhaupt anders denkbar, als daß ihr Stil viele verwandte Züge aufweist?

Genau so liegt die Erklärung für die Aehnlichkeit von Carlyles Stil mit dem Johnsons in den verwandten Zügen ihres Wesens; man denke nur daran, mit welcher Teilnahme Carlyle Johnson, den Helden in einer verneinenden Zeit, in seinem Kampfe gegen eine glaubenslose Welt darstellt!

Von untergeordneter Wichtigkeit ist dann die Frage, wie weit Carlyle seinen eigenen Stil etwa an der Hand Richters gefunden hat; es kommt darauf an festzuhalten, daß er ihn nicht äußerlich, bewußt oder unbewußt, übernommen hat. Richter mag die Entwicklung seines Stils gefördert haben, die Quelle für ihn ist er nicht; groß kann dieser Einfluß auch nicht gewesen sein, da Carlyles Stil sich ganz aus seinem eigenen Wesen ableiten läßt. Pape gegenüber muß betont werden, daß der Stil 1827 im State of German Literature schon voll entwickelt ist und nicht etwa erst 1831 im Sartor seine endgültige Gestalt gewonnen hat. Denkbar wäre, daß Carlyle in den Stil des Sartor, um die Vorspiegelung einer deutschen Quelle glaubhaft zu machen, mannigfache bewußte Fremdartigkeiten hineingebracht hätte; das nächstliegende Vorbild mußte ihm dann allerdings Richter sein als der deutsche Humorist, mit dem er sich am meisten beschäftigt hatte. Diese Frage ist noch nicht geklärt, da Pape, der den Sartor für seine Stilbetrachtung zu grunde legt, bei seiner Vergleichung diesen entliehenen Aufputz mit dem verwandten Eigengut über einen Kamm schert. Hätte er von seinen Ergebnissen alle Stilmerkmale. abgezogen, die sich noch in den späteren und schon in den früheren Schriften Carlyles finden, so wäre er zu einwandfreieren Schlüssen gekommen. Denn die bewußten Entlehnungen fielen von selbst wieder ab oder mußten spätestens bei den erwähnten Bemühungen Carlyles um einen unanstößigen Stil ausgemerzt werden. Papes Gesichtspunkte sind zu äußerlich, deshalb zieht er aus teilweise richtigen Voraussetzungen falsche Schlüsse. Selbst wenn Carlyle für den Stil des Sartor manches bewußt von Richter übernommen haben sollte — und das ist für Einzelheiten anzunehmen -, so bleibt der wesentliche, gestaltgebende Teil seines Stils doch sein Eigentum, und die übernommenen Zierate wirken nicht über den Sartor hinaus.

Carlyles Stil ist also, abgesehen vom Sartor, sicher aus seinem

eigenen Wesen heraus entwickelt, wobei Richter allenfalls die Dienste eines Spiegels geleistet hat. Denn wenn Carlyle sich auch viel, eingehend und liebevoll mit Richter beschäftigt hat — hat er sich nicht gleichzeitig mit Goethe noch viel mehr befaßt, hat er nicht stark unter seinem Einfluß gestanden 1)? Wie kommt es denn, daß sich von Goethes Stil nicht die Spur einer Einwirkung bei ihm zeigt? Streuli und Pape stellen diese Tatsache mit Betrübnis fest, ohne eine Erklärung dafür angeben zu können. Warum sollte Carlyle Richters Stil fast restlos übernehmen und sich dem Goethes ebenso restlos verschließen? Er übernahm eben von keinem von beiden etwas, sondern entwickelte seinen eigenen Stil, der zufällig — oder notwendigerweise — mit dem Richters große Aehnlichkeit hatte.

Nun ist Carlyle seinem Wesen nach Seher und Prediger. Er ist erfüllt von einem Gedankenreichtum, der mit unwiderstehlicher Gewalt nach außen drängt. Nie hat Carlyle sich zum Brotschriftsteller erniedrigt, er hat immer nur geschrieben, was er sagen mußte, und die gläubige Ueberzeugung die Wahrheit zu verkünden, der Ernst, der seine Worte beschwingt, machen es ihm zur heiligen Aufgabe, was er sagt, dem Hörer recht tief einzuprägen. Fülle und Nachdruck müssen daher die Merkmale seines Stils sein, und wirklich können wir alle oben besprochenen Eigenheiten seiner Ausdrucksweise auf diese beiden Triebkräfte zurückführen. Die drängende Gedankenüberfülle haben wir als die Macht erkannt, welche die zahllosen Abwandlungen, die Dreigliederung, die Steigerungen, die Einschaltungen und die Verschachtelung beherrscht. Gleichzeitig erschien uns diese Fülle als die Ursache für die starken Spannungen, indem immer neue Gedanken zum Ausdruck drängen, ehe die alten abgeschlossen sind. Diese Spannungen bewirken, so stellten wir fest, durch ihre Lösung eine starke Hervorhebung der Endglieder, und dadurch wird wieder der andere Grundzug seines Stils, der Nachdruck, wirksam gefördert. So sehen wir, wie Carlyles Stil eine deutliche Spiegelung seines Wesens ist: die innere Fülle des Sehers, die nach außen drängt und sich gewaltsam entlädt, die Fesseln der Form sprengend, muß sich in wuchtiger, eindringlicher Rede äußern. Daher könnte Carlyles Stil gar nicht anders sein als er ist, er ist aus seinem innersten Wesen lebendig herausgewachsen und spiegelt es bis in Einzelheiten wider, wie wir gesehen haben. Die einzige Entwicklung, die sein Stil später noch durchmacht, ist die, daß das Streben nach Eindringlichkeit und Nachdruck immer stärker hervortritt und alle andern Rücksichten aus dem Felde schlägt. Daher dann die ununterbrochenen Ausrufungszeichen in den späteren Schriften, daher das Aufwühlende und die gewaltsamen Entladungen seiner Rede, die an des Gewitters Urgewalt erinnern. Gerade diese Neigung zum Nachdruck ist es, die Carlyles unbestrittene große Wirkung erklärt, sie ist es aber auch, die hier nnd da feinere, künstlerische Gemüter zurückstößt.

Also das Wesen des Sehers prägt sich in seinem Stil aus, und das gibt uns auch den Schlüssel zu dem Geheimnis seiner Stilentwicklung.

¹⁾ Obgleich nicht so stark, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte.

Vor seiner Bekehrung, als er noch nicht den Drang zur Verkündigung einer großen Botschaft in sich fühlte, da konnte seine Rede noch ruhig und ebenmäßig dahinfließen. Da drückte nur die Begeisterung für einige Gedanken und Gestalten des deutschen Idealismus und vor allem seine angeborene Befähigung zum Lehren und Predigen seinem Stil die ersten Spuren der späteren Eigenart auf. Aber dann füllte sich durch die Bekehrung 1826 die Form mit einem kräftigen Inhalt, der einen unüberwindlichen Drang nach Ausdehnung in sich hatte, der gegen die engen Wände stieß und sie ausweitete, um sich Raum zu schaffen, der sich gewaltsam Luft machte und in übersprudelnder Fülle herausquoll. Als für Carlyle die Form mehr und mehr zum bloßen Fahrzeug seiner Gedankenwelt wurde, als es ihm nicht mehr darauf ankam, wie er etwas sagte, sondern was er sagte und sagen mußte, als ihm die Rede zu einem Werkzeug seiner Aufgabe ohne eigene Bedeutung wurde und dadurch der Aufsicht des Bewußtseins entzogen, einen um so getreueren Ausdruck seines Wesens darstellte - da wurde sein Stil so, wie wir ihn kennen, wie er werden mußte, da fanden die Keime, die in ihm schlummerten, eine Triebkraft, die sie zum Wachsen und zur Entfaltung brachte. Der plötzliche Ruck, den die Entwicklung des Stils durch die Bekehrung erfuhr, war so stark, daß er dem oberflächlichen Betrachter in der Tat als ein Bruch erscheinen mußte.

Deshalb hat das Leben Schillers (1823-25) noch den unentwickelten Jugendstil. Zwar hatte Carlyle sich mit Begeisterung in die deutsche Literatur gestürzt, wie er sich früher für Sterne oder Gibbon oder Cervantes erwärmt hatte; aber noch war es nicht die zwingende, anfeuernde, religiöse Begeisterung, die ihn nötigte zu sagen, was er nicht verschweigen konnte. Erst die Bekehrung brachte die Glaubensgrundlage, die ihm den ganzen Ernst des Bewußtseins einer göttlichen Sendung gab. Was im Leben Schillers noch sich hinter Einzelheiten versteckt: die persönliche Stellung zu dem Dichter - das tritt von German Romance (1825 bis 1827) und dem ersten Richter-Aufsatz (1827) an als Begeisterung für das in den Persönlichkeiten wirkende Göttliche in den Vordergrund. Im State of German Literature zuerst ist er frei von den Schranken eines zu schildernden Lebensganges. Hier hat er die gesamte deutsche Literatur vor sich, bei deren Betrachtung das einzelne hinter den Geist des Ganzen zurücktreten kann. Unser Aufsatz ist der erste größere, den Carlyle in dem Bewußtsein schreibt, daß er eine neue große Botschaft zu verkündigen hat; er will der englischen Literatur den Weg zeigen, auf dem sie gesunden und zu neuer Blüte gelangen kann; er spricht es hier zuerst aus, daß die Dichtung Offenbarung des Göttlichen und mit dem Wahren und Guten eins ist. So wächst dieser Aufsatz ganz aus seiner Seele heraus. In immer neuen Abwandlungen verkündet er später in einzelnen Dichterbildern seine Ueberzeugung, bis er ihr im Sartor zuerst eine eigene Gestalt gibt. - Hand in Hand mit dieser Entwicklung seines Seherbewußtseins geht die Entwicklung seines Stils, die Form paßt sich dem Inhalt getreu an. Damit erweist sich unser Aufsatz als eine gleich wichtige Zwischenstufe für Carlyles Stil wie für seine Persönlichkeit, die Stufe, auf der seine tiefste Weisheit zuerst hervorbricht und nach eindringlicher Aeußerung strebt.

In der letzten Wurzel ist also auch der Stil ein Ausfluß seiner

religiösen Ueberzeugung, seines kalvinisch-puritanischen Dranges nach Verbreitung der inneren Glaubensfülle und nach nachdrücklichem Wirken im Dienste Gottes.

Diese Erkenntnis gibt uns zugleich die tiefere Antwort auf die Frage, warum Carlyles Stil so große Aehnlichkeit mit dem Richters hat und warum ihm manche Züge mit der Ausdrucksweise Swifts, Johnsons, Sternes gemeinsam sind: sie sind alle Männer, die etwas zu sagen haben, bei denen die Form oft den Inhalt nicht ganz faßt. Am meisten gilt das für Richter, mit dem er die ganze idealistische Grundeinstellung und den inneren Zwang zum dichterischen Predigen gemeinsam hat. So ist es kein Zufall, daß man beide Dichter barock genannt hat. Beide haben mit der Kunst des Barock gemeinsam den starken Drang zur Verbreitung des Neuerworbenen, der in mächtiger Triebkraft die Formen ausweitet ') und sich schließlich ins Maßlose übersteigert und in Verschnörkelung verzettelt. Von da schweift unser Blick zu dem großen englischen Dichter des Barock, zu Milton²) hinüber, und wir wundern uns nicht mehr, daß Carlyle in schwärmerischer Verehrung an dem großen puritanischen Vorfahren hing³). Die geistige Verwandtschaft der beiden Glaubensstreiter wird wie selbstverständlich von einer Verwandtschaft der Form begleitet, indem Fülle, Spannung und Nachdruck auch die gestaltenden Kräfte in Miltons Stil sind. Die Gotterfülltheit des Puritanertums drängt zur Verkörperung in barocken Formen, in Größe, Fülle und Ueberladung.

Kellners (140) Stimmungsbild von Carlyles Stil, in dem er manche Einzelheiten (wie die Dreiheit der Beiwörter, die Abwandlung der Gedanken und die unterbrechenden Einschiebsel) richtig aufzeigt, ist also nicht ganz falsch, aber es scheint mir doch den Kern nicht zu treffen. Predigtstil ist in der Tat ein ganz glückliches Schlagwort, um Carlyles Stil zu kennzeichnen. Dazu stimmt auch sehr gut der Ton der Ergriffenheit, den er von Zeit zu Zeit anschlägt (92 26 der Tempel der Wissenschaft, 93 f. Fichte, 104 usw.), die Rolle des Mahners, die er schon hier öfter spielt (39 8-10, 47 10 f. 104). Aber unrecht hat Kellner in der Erklärung und Bewertung der Einzelheiten und des Ganzen. Das Gemeinsame ist weniger die Technik als der Geist der Predigt, nämlich einer guten Predigt, die wie Carlyles Schriften der Ausdruck überquellenden inneren Reichtums ist, nicht einer schlechten Predigt (an die Kellner zu denken scheint), in der die Stilmittel nichts als eine leere Form sind. Wenn man das im Auge behält, daß die Uebereinstimmung von Carlyles Stil mit dem einer guten Predigt auf der Uebereinstimmung im inneren Gehalt beruht, verlieren die Ausführungen Kellners, denen

¹⁾ Hübener a. a. O. 57.

³⁾ Vgl. z. B. Frühe Briefe 1 340 (März 1821) und Juli 1822; Goethe's Helena Misc. Ess. 1 222: 'on the light fantastic toe' aus Miltons L'Allegro; s. o. S. 48. — Im St.: Anspielung auf Miltons Teufel 84 30; Milton als Vergleichungsmaßstab für die größten Dichter 54 29. 80 8. 85 31; 'Pandemonium and the steadfast Empyrean' 80 32 nach Paradise Lost I 756. X 424 ('Pandæmonium') und VI'833 ('stedfast Empyrean').

tieferes Verständnis für Carlyles Wesen fehlt, den Boden. Carlyles Schwung ist nicht Ersatz für mangelnden Inhalt, sondern das Mitschwingen eines tief beteiligten Herzens; seine Wiederholungen, Abwandlungen und Steigerungen bedeuten nicht Ausflüchte aus Stoffmangel, sondern Ringen mit der Form aus innerer Ueberfülle; sein Streben nach Wirkung ist nicht bewußt, seine seherische Begeisterung nicht hohl und gemacht, sondern beides strömt aus dem übermächtigen Drang, seinem Volke etwas von der göttlichen Idee mitzuteilen — kurz, die Form der Predigt ist nicht gewohnheitsmäßig übernommen, sondern aus gemeinsamer Wurzel entsprossen: aus dem Getriebensein vom Geist.

Dazu gesellt sich Carlyles natürliche Veranlagung für das Lehrhafte, die er selbst in seinen frühen Briefen immer wieder als "Predigen" rügt: 4./2. 1822 an Johnstone: 'But this is not a homily: so I take leave of preaching — for which indeed I have no talent'. 2./6. 1822 an Alexander: 'But I am preaching, when I should be telling: let me cease for once!' August 1825 an Johanna: 'You perceive my preaching faculty is not a whit diminished, had I opportunity to give it scope'. Diese Veranlagung konnte er nicht unterdrücken, zu tief stak der Puritaner in ihm. Seit der Bekehrung, durch welche die lehrhafte Form mit einem religiösen Inhalt erfüllt wird, bekommt dann der Vergleich von Carlyles Schreibweise mit einer Predigt tieferen Sinn.

Die Bekehrung erklärt vollauf den Unterschied von Carlyles Schreibweise in der Jugend und in der Reife. Wenn wir die religiöse Wurzel seines Stils erkannt haben, ist uns auch die Tatsache nicht mehr befremdlich, daß im Leben Sterlings, in den Erinnerungen und in den Briefen an Goethe der Jugendstil wiederkehrt. Sie beweist nicht, wie Streuli (138 f.) meint, daß Carlyle über zwei verschiedene Stile nach Belieben verfügte, sondern sie erklärt sich aus dem abweichenden Grundton dieser Schriften. Es ist ohne weiteres klar, daß Carlyle in seinen Briefen an Goethe, den er als seinen Führer ansah. nicht den Drang zu bekehren, zu predigen hatte; er schreibt sie als der bescheidene Schüler. Wenn in ihnen Fülle, Spannung und Nachdruck fehlt, so ist das ein umgekehrter Beweis für die Richtigkeit unserer Auffassung. Achnlich liegt es bei den beiden andern Schriften: wer die Erinnerungen liest, wird keinen Augenblick zweifeln, daß Carlyle hier einen persönlichen Rückblick ohne jeden Gedanken an ein Einwirken auf seine Leser gibt; kaum anders ist es, wenn er seinem Freunde Sterling ein Denkmal setzt; doch fehlt im Life of Sterling mit seinem religiösen Inhalt die Spannung nicht ganz.

'So sehen wir, daß der gestaltgebende Teil von Carlyles Stil durchaus sein Eigentum ist. Unwesentlich ist dann, woher die aufgelegten Zierate stammen, obwohl der flüchtige Beschauer leicht diese für das Ausschlaggebende eines Stils hält. Haben wir Carlyles Satzbau, der auf die Gedankengliederung gegründet ist, als Ausdruck seines Wesens erkannt, so ist in der Wahl der einzelnen Wörter natürlich eine Beeinflussung von außen viel leichter denkbar; denn man kann von den meisten Einzel-

.

wörtern nicht sagen, daß sie das Wesen eines Menschen widerspiegeln. Dennoch werden wir auch in der Wortwahl die beherrschenden Züge seiner Eigenart als richtunggebend wiederfinden. - So kann nicht bezweifelt werden, daß Carlyles Wortschatz vielfach vom Deutschen beeinflußt ist; Bread-artist 71 11 und Power-men 81 17. 26. 85 3 sind einfach aus dem Deutschen übertragen, und bei der Bevorzugung mancher englischen Zusammensetzungen mag der deutsche Einfluß mitgewirkt haben. Erheblich wird diese Einwirkung erst im Sartor, wo sie durch den besonderen Rahmen gerechtfertigt ist. Aber auch hier hat das Deutsche nur den Stoff gegeben, der Trieb zu eigenartigen Wortbildungen, der aus derselben Quelle fließt wie sein übriger Stil, liegt in ihm selbst (s. o. S. 82). Das lehrt ein Blick in Schmedings ausführliche Zusammenstellung, die zeigt, daß Carlyle diesen Trieb noch weit mehr in romanischen als in germanischen Wortbildungsmitteln sich auswirken läßt. Leitend ist für ihn nur das Bestreben, den Gedanken, weil hinter ihm immer schon mehrere andere stehen und nach Aussprache drängen, möglichst kurz und schlagend abzumachen, und dazu greift er nach dem ersten besten Mittel, das sich ihm bietet. Sehr häufig ist bei ilm daher die kurze, bequeme Endung -ism (Illuminationism 84 3 für Aufklärerei). Aus derselben Neigung, verbunden mit dem Streben nach bildlicher Veranschaulichung, entspringen Verkörperungen wie Theosophus (90 2) als Inbegriff aller theosophischen Dinge (vgl. Frühe Briefe 2 171: 'that wretched Philomath with his sines and tangents'). Vielleicht darf man hierher auch Carlyles Vorliebe für große Anfangsbuchstaben rechnen, die sich allmählich, z. B. von dem ersten Abdruck des State of German Literature 1827 bis zum zweiten 1839, steigert; er sieht eben mehr Dinge als andre Menschen anschaulich, verkörpert, persönlich. Dahin sind psychologisch auch einige Fälle auffallender Verwendung des grammatischen Geschlechts zu stellen; so 65 18, wo er Criticism mit she wieder aufnimmt; solche Erscheinungen bestätigen den Eindruck, daß er Begriffe gern persönlich-anschaulich faßt. Man spricht Carlyle vielfach jede künstlerische Veranlagung ab 1). Derartige Züge wie überhaupt der ganze Stil von Carlyles früherer Zeit verraten aber zweifellos einen beachtsamen künstlerischen Einschlag in Carlyles Persönlichkeit, der dadurch nicht geringer wird, daß das Sittlich-Lehrhafte sich später als ein Riese darüber erhebt. Dies Stilmittel der Anschaulichkeit, das Carlyle wie alle andern unbewußt, aus seinem Wesen heraus anwendet, dient seinerseits zur Verstärkung der Eindringlichkeit. Es gewährt einen eigenen Reiz zu verfolgen, wie alle Einzelzüge seines Stils, so verschieden sie sind, nach dem einen Ziel des Nachdrucks hinstreben, für das Carlyle geboren zu sein scheint. Denn manche Kennzeichen seines Stils: Dreiheit, Abwandlung, Steigerung und Neigung zu starker Bildlichkeit, die alle die Eindringlichkeit fördern, sind schon vor der Bekehrung vorhanden und zeigen sich z.B. schon im Life of Schiller. Die Bekehrung bringt als Neues die Triebkraft der inneren Fülle und damit die Spannung, durch welche der Nachdruck zur bestimmenden Macht des Stils wird; unter dem Druck dieser

¹⁾ z. B. Gerhard von Schulze-Gaevernitz, Carlyle. Seine Welt- und Gesellschaftsanschauung. Berlin ² 1897. S. 178.

neuen Wirkungskräfte seines Stils werden die natürlichen Anlagen zu reicher Entfaltung gebracht und in den einen beherrschenden Zug zur Eindringlichkeit eingespannt. In diesem Sinne ist die Wirkung der Bekehrung überhaupt zu verstehen: sie bringt weder für Carlyles Stil noch für sein Wesen einen Bruch, sondern ein üppiges, geistbeflügeltes Aufblühen aller seiner Eigenschaften und ihre wirksame Zusammenfassung in der Einheit des beseelenden Glaubens; sie verursacht nicht eine Auflösung des Alten, sondern seine Erfüllung mit belebendem Geist. So zwingen bei Carlyle Veranlagung und Begeisterung alle Fähigkeiten in den Dienst der Eindringlichkeit, und in dieser doppelten starken Wurzel seiner Eigenart liegt die Erklärung für die ungewöhnlich starke Wirkung, die er ausübte.

Wenn Carlyles Wortschatz ziemlich stark romanisch gefärbt ist und die bei ihm sehr beliebte relativische Satzverknüpfung an das Lateinische erinnert, so rechtfertigt sich auch das durch die gleiche Neigung zu schlagkräftiger Kürze und spannungerregender Dreiheit. Im Wesen ist Carlyles Stil germanisch: Fülle und Nachdruck sind die hauptsächlichsten Wesenszüge -, Abwandlung, Spannung und Bildhaftigkeit die hervorstechendsten Stilmittel der altgermanischen Dichtkunst. So erweist sich Carlyle im tiefsten Grunde als ein Verwandter der alten Germanen, von deren Dichtung er noch nichts wußte. Die Erfüllung mit einem Inhalt, der sich die Form dienstbar macht, in Verbindung mit urwüchsiger Kraft - von jeher die wesentlichsten Merkmale germanischer Kunst im Unterschied von der romanischen - führt bei Carlyle zu denselben Auswirkungen im Stil wie ein Jahrtausend vorher bei unsern Vorfahren, seinen geistigen Ahnen, aber bei ihm gewaltig verstärkt durch die religiöse Triebkraft \seiner Ueberzeugung und seine puritanische Eigenart. Darum steht uns Carlyle so nahe, weil er in seinem Wesen ein echter Germane ist. Das Romanische liegt bei ihm ganz an der Oberfläche der Sprache und berührt sein Wesen gar nicht, wie er denn zeitlebens die Franzosen in ungünstigem Lichte gesehen hat. Auch die träumerische Weichheit, die reizbare Einbildungskraft und die tatlose Schwermut, die man wohl mit Recht als vererbte Wesenszüge der Kelten ansieht, findet man bei ihm nicht, sondern nur die Weichheit des Gemüts, die bei allen Germanen mit rauher Kraft verschwistert erscheint.

Germanisch ist der Kern seines Wesens, und dieser Kern verbindet sich zu einer Einheit mit dem Geist des Christentums, wie tausend Jahre früher bei dem Helianddichter. Die Bibel spielt daher in seiner Weltanschauung und in seinem Stil eine große Rolle; wir finden überall ihre Spuren in Gedanken, Bildern, Anführungen und Anklängen. So ist im State of German Literature 83 31 Pisgah der bei Carlyle häufig vorkommende Name des Berges, von dem aus der Herr Moses das gelobte Land zeigte (5. Mos. 341), und dessen Bezeichnung als das Land, da Milch und Honig fließt, findet sich im Alten Testament von 2. Mos. 38 an immer wieder. 65 22 'as of the earth earthy' ist als stehende Redensart 1) entnommen aus 1. Kor. 15 47: 'The first man is of the earth, earthy: the second man is of heaven', "der erste Mensch ist von der Erde und

¹⁾ Vgl. Life of Schiller 234 und in Umformung Misc. Ess. 1 308: 'Mignon . . . is of the earth, but not earthly'.

irdisch". 100 27 ist ein deutlicher Anklang an Ebr. 138: 'Jesus Christ the same yesterday, and to day, and for ever'. Schließlich stammt auch die bei Carlyle häufige Wendung 'the Holy of Holies' 55 1 1) für das Allerheiligste aus der Bibel, obgleich nicht aus der Authorised Version. die vielmehr 'the most holy place' (2. Mos. 26 34) oder '... house' (2. Chron. 3 10) hat; die dem Hebräischen nachgeahmte Form findet sich bei Wyclif und in Miltons Prosaschriften, auch gelegentlich im 18. Jahrhundert 2). Genau so stößt man in seinen andern Schriften auf Schritt und Tritt auf biblische Klänge3), ja eine von ihnen hat sogar ihren Titel von einer Bibelstelle erhalten: 'Signs of the times' (129) nach Matth. 16 3. So zeigt sich in Carlyles Stil äußerlich der starke Eindruck der Bibel. unter dem er auch innerlich stand. Sein Wesen, seine Weltanschauung seine Lehre erinnert in vielen Einzelheiten an die Bibel, an den Neuen wie an den Alten Bund. In der Bibel, obwohl er sie nur als eine Offenbarung neben andern gelten ließ, erkannte er das Walten desselben Geistes, von dem er sich erfüllt fühlte; sogar das Stilmittel der Abwandlung, das die Juden mit den Germanen gemeinsam hatten, teilt er mit ihr,

Ein Wort möchte noch zu sagen sein über die Uebersetzung. der aus deutschen Schriftstellern entlehnten Stellen im State of German Literature. Carlyle übersetzt getreu, doch frei genug, um gutes Englisch zu erzielen. Es ist lehrreich an einem Beispiel das Ergebnis zu untersuchen. Nehmen wir gleich die erste Anführung (St 37 22); es ist die Uebertragung eines Satzes bei Horn (1 35):

'Erasmus gehört zu der Gattung ' 'Erasmus . . . belongs to that spevon Schriftstellern, welche dem lieben Gotte gar gern eine vortreffliche Kirche bauen möchten, den Teufel aber auch nicht kränken wollen, weshalb ihm eine kleine artige Capelle daneben errichtet wird, wo man ihm gelegentlich ein wenig opfern, und eine stille Haus-Andacht für ihn treiben kann'.

cies of writers who have all the desire in the world to build God Almighty a magnificent church, - at the same time, however, not giving the Devil any offence; to whom, accordingly, they set up a neat little chapel close by, where you can offer him some touch of sacrifice at a time, and practise a quiet household devotion for him without disturbance'.

Man beachte, wie der feine, lutherisch kräftige, schlichte und warme Ton Horns durch die Uebersetzung vergröbert und verändert wird. Das bescheiden einen Wunsch andeutende "gar gern ... möchten" wird zu einem anspruchsvollen und hochtönenden 'have all the desire in the world'. Die innige deutsche Bezeichnung "der liebe Gott" ist überhaupt nicht ins Englische übersetzbar; ihre Ersetzung durch 'God Almighty'

¹) Vgl. z. B. T. 31. 2) New Engl. Dict.

³⁾ Vgl. unter zahllosen Beispielen: Sartor 201 'principalities and powers'.
203 'blind leaders of the blind'. 207. 212. 221. 228. 243. Oft auch, wie im Brief vom 5./7. 1817 (Jehu, der Sohn Nimsis, scherzhaft für einen Kutscher: 2. Kön. 9 20) Anklänge an uns ganz ungeläufige Stellen des alten Testaments.

mit seinem formelhaften alttestamentlichen Klang gibt einen bezeichnenden Eindruck von der Verschiedenheit deutschen und englischen, lutherischen und kalvinischen Christentums. "Eine vortreffliche Kirche" wird durch 'magnificent' aus dem Gemütlichen ins Pomphafte verkehrt. Der feine Stimmungston, den Horn dadurch erzielt, daß er den Satz "weshalb ihm eine kleine artige Capelle daneben errichtet wird" unpersönlich wendet, geht durch die englische Ausgleichung zum Persönlichen verloren. Achnlich vergröbert 'at the same time, however, not' das "aber auch nicht", 'give any offence' das "kränken", 'offer some touch of sacrifice' das "ein wenig opfern" und die doppelte Ausdrückung durch 'quiet' und 'without disturbance' das "still". Durch alle diese Verschiebungen wird der ganze Stimmungsgehalt der Stelle, obwohl der Sinn richtig wiedergegeben ist, vollkommen verändert, der feine spöttische Ton in einen schärferen satirischen verwandelt. Es ist sicher, daß diese Umsetzung ohne Absicht geschehen ist und daß Carlyle besser übersetzt, als mancher andere es tun würde; in dem 'neat little chapel' z. B. gelingt es ihm' sehr gut den Ton der Vorlage zu treffen. Wenn trotzdem die Uebersetzung solche Abweichungen ergibt, so eröffnet das einen Blick auf den Wert von Uebersetzungen überhaupt. Jede Uebersetzung ist eine Umformung, die sich auf weit mehr als nur die Worte, das Sprachkleid bezieht. Deshalb muß der wahre Uebersetzer etwas vom wahren Dichter in sich haben, damit seine Umformung wenigstens eine Umdichtung und nicht eine Verstümmelung wird, damit die Vielzahl der einzelnen Umgestaltungen, durch welche die Stimmungseinheit des Urbilds verloren gehen muß, in sich zu einer neuen Stimmungseinheit zusammengefaßt wird. Je besser die Uebersetzung ist, um so näher wird diese neuerzeugte Einheit der alten kommen; aber die dazu nötige Einfühlungsgabe ist selbst bei einem Carlyle, so stark sie auch in ihm ausgebildet war, erheblich durch Bedingtheiten des Volksgeistes eingeschränkt.

Haben wir so die Vorbehalte erkannt, die bei allen Uebersetzungen zu machen sind, und gesehen, daß jede Uebersetzung von ihrer Vorlage abweichen muß, so können uns doch anderseits eben diese Abweichungen Fingerzeige zu aufbauenden Erkenntnissen geben. Daß nämlich die Uebersetzung von der Vorlage abweichen muß, ist bedingt durch den verschiedenen Geist der Sprachen. Wie nun der Stil, nicht der äußeren Zusammensetzung, sondern dem inneren Bau nach der Ausdruck des Wesens eines Menschen ist, so ist die Sprache, nicht ihrem Wortschatz, aber ihrem inneren Gefüge, ihrem Stimmungsgehalt und den an ihrer äußeren Form wirkenden Gesetzen nach der Ausdruck des Wesens eines Volkes. Deshalb muß jede Uebersetzung die Wesensunterschiede zweier Völker verdeutlichen. Wie wir sehen, zeigt sich das selbst in einem so kleinen Ausschnitt wie dem oben besprochenen Satze. Der Stil dient uns hier wie in der ganzen Untersuchung als das zusammenrückende und verkleinernde Abbild weit größerer Dinge, zu denen er im Verhältnis von Wirkung und Ursache steht. Die Umsetzung des schlichten, gemütlichen, warmen Tons des deutschen Satzes in den großzügigeren, härteren, kühleren des englischen eröffnet uns einen kleinen Einblick in einen Teil der Verschiedenheiten beider Völker. Wir sahen, daß die verschiedene Ausprägung des Glaubens sich in der Uebersetzung eines einzelnen Ausdrucks deutlich und unvermeidlich widerspiegelt.

Dazu kommt noch ein anderes: in beiden Stücken strahlt der Geist der Sprache durch das Mittel einer Persönlichkeit. Die Verschiedenheiten dieser Persönlichkeiten bilden eine neue, größere Schwierigkeit für die getreue Wiedergabe. Sie müssen sich aber auch ihrerseits in der Uebersetzung ausprägen. So ist es nicht schwer, in obigem Satze die Spuren von Carlyles Wesen wiederzufinden: er kennt keine schlichte, nachdrucklose Erzählung, ihm setzt sich alles unwillkürlich in eindringliche, wirksame Form um; alle Farben werden stärker aufgetragen, und die unaufdringliche Ironie wird bei ihm zur scharfen Satire. Da das Englische, dessen Wirkung eben nachgewiesen wurde, einen Teil der Persönlichkeit Carlyles bildet, ist seine Uebersetzung also in Geist und Stil der Ausdruck seines Wesens; an der Entgegeusetzung zu dem andersartigen Gepräge der Vorlage wird das noch deutlicher als an seinem Originalstil.

Ganz ähnlich ist es in den andern Uebersetzungen innerhalb des State of German Literature, die hier nicht näher untersucht werden sollen: wenn er z. B. (St. 71 32) Schillers "Dämonische Natur" mit 'spiritual essence', "umfangen" mit 'assail' (72 11), das "Unbedingte" mit 'perfection' (72 15) übersetzt, so sind das nur die gröbsten Abweichungen, die das Wesen Carlyles am unmittelbarsten beleuchten; die feineren Unterschiede, die sich aus dem Sprachgeist erklären und weniger auffallen, finden sich in jedem Satze. Am stärksten sind die Abweichungen naturgemäß bei der Uebersetzung von Gedichten, wo das Versmaß zu größerer Selbstständigkeit zwingt; das gilt auch für die Uebersetzung einer Strophe von Goethes Künstlerlied 1) (St. 82 12). Die starken Abweichungen und die Einengung des naturgemäßen Ausdrucks durch den Zwang des Reims machen aber solche Uebersetzungen weniger geeignet für psychologische Untersuchungen. Es ist keine von den besten Versübersetzungen Carlyles, auch hat er wohl den nicht ganz einfachen Gedankengang nicht genau erfaßt.

Wir haben also gesehen, daß sich selbst in den Uebersetzungen Carlyles Persönlichkeit widerspiegelt. Damit hat sich sein Stil im ganzen Umfang als der getreuste Ausdruck seines Wesens erwiesen. Von außen nicht "Beeinflussungen", sondern nur Anregungen erfahrend, entwickelt er sich aus natürlichen Anlagen ohne Bruch bis zur Reife; die Entwicklung wird aber 1826 durch die Bekehrung gewaltig beschleunigt, alle Züge des Stils werden in den Dienst der Verkündigung des einen Erlebnisses gestellt und immer einseitiger auf diesen Zweck hin ausgebildet. Der State of German Literature steht (mit dem ersten Richter-Aufsatz) an der Spitze dieses neuen Abschnitts und ist von der frischen religiösen Begeisterung am unmittelbarsten beseelt. Er zeigt Carlyles Stil in seiner schönsten Entfaltung; denn während vorher der gefälligen, glatten Schreibweise noch die Kraft und Wärme der höchsten Begeisterung fehlt, verliert der Stil später, durch den Ueberdruck der inneren Spannung auf die Spitze getrieben und einseitig auf größte Wirkung hin von

¹⁾ Flügel (62) hat die deutsche Quelle nicht erkannt; er gibt die Strophe innerhalb der Uebersetzung einer längeren Stelle aus dem State of German Literature englisch wieder.

innen heraus zerarbeitet, die Rundung und Ruhe. Der künstlerische Zugden sein Stil in der Jugend hat, tritt seit der Bekehrung mehr und mehr zurück, infolge der zu lehrhafter Verkündigung drängenden Macht des Erlebnisses von dem predigtartigen Gepräge überwuchert. Fülle, Spannung und Nachdruck sind der Niederschlag des religiösen Geistes in Carlyles Stil; er zeigt uns im Grundriß seinen puritanischen Glauben, wie Carlyle sich von göttlichem Geist erfüllt zum Wirken in der Welt durch Verkündigung des Erlebten gedrängt fühlt, und erklärt uns die Stärke seiner Wirkung.

3. Gliederung und Inhalt des "State of German Literature".

'We have not *read* an author till we have seen his object, whatever it may be, as *he* saw it' 1).

Damit ist die Wirkung des Erlebnisses auf Carlyles Stil geklärt und sein Stil auf seine religiöse Wurzel zurückgeführt. Es bleibt uns nun noch zu untersuchen, ob die neue Einstellung sich auch in der inneren Gliederung ausprägt. Diese ist nicht ganz leicht zu erkennen: beim ersten Lesen des Aufsatzes hat man den Eindruck, als ob er planlos über Fragen der deutschen Literatur spricht, wie sie ihm gerade in den Sinn kommen. Bei näherem Zusehen findet man jedoch, daß der Darstellung ein z. T. bewußter, z. T. unbewußter Plan zugrunde liegt. Zweck des Aufsatzes ist die Widerlegung der gegen die deutsche Literatür erhobenen Vorwürfe, Nebenabsicht eine flüchtige Darlegung der deutschen Literaturgeschichte. Bewußt ist die Zusammenfassung der Vorwürfe in zwei Gruppen: schlechter Geschmack und Mystik (47 4 ff. 25 ff.). Unausgesprochen ist damit eine andere Zweiteilung verbunden, denn unter dem schlechten Geschmack bespricht er die deutsche Literatur und Kritik. unter der Mystik die deutsche Philosophie. Wichtiger ist für uns die unbewußte Gliederung, da sie, vom klaren Wollen unbeeinflußt, das Wesen des Verfassers viel ursprünglicher widerspiegeln muß. Der Gedankengang wird Carlyle natürlich vorher ungefähr klar gewesen sein, das Unbewußte betrifft nur die schematische Ordnung, die ihm ungewollt zugrunde liegt, das Gerippe, das nicht ohne weiteres erkennbar ist.

Wenn wir von der einleitenden Besprechung der Bücher Horns absehen, die nur durch äußere Umstände veranlaßt ist, erkennen wir in dem ganzen Aufsatz drei große Abschnitte mit dem Gedankengang: wenn die herrschende Verständnislosigkeit für die deutsche Literatur beseitigt wäre (A: S. 38—47) — wozu vor allem die Ueberwindung der Vorurteile nötig ist (B: 47—103) —, so würde man in England den tiefen Gehalt der deutschen Literatur erkennen und von ihr lernen (C: 103—104). Der dritte Teil ist nur kurz ausgefallen, weil Carlyle in der Anpreisung der deutschen Literatur seinen Landsleuten gegenüber vorsichtig sein mußte; wie begründet diese Vorsicht war, sollte er nur zu bald schmerzlich erfahren (S. u. S. 105 ff.). Er zog es deshalb vor, seine

¹⁾ Carlyle, Goethe's Helena (1828), Misc. Ess. 1 175.

Leser die Folgerung aus dem Vorhergehenden im wesentlichen selbst ziehen zu lassen. Die Spannung, die A und B erzeugt hatten (daß dies der Fall sein mußte, geht aus einfacher Anwendung der Gesichtspunkte der Stiluntersuchung auf obige Wiedergabe des Gedankenganges hervor). wurde also kaum gelöst. Das gab Carlyle aber den Vorteil, daß die Lösung, verzögert, sich mit um so größerer Wirkung in der Seele des weiterdenkenden Lesers vollziehen mußte; die Entladung war also, statt daß der Leser sie als Zuschauer vorgeführt bekam, in ihn selbst hineinverlegt. Das mußte den Eindruck viel lebendiger machen - allerdings nur bei dem weiterdenkenden Leser, der die Folgerung wirklich zog. Aber nur an einem solchen konnte Carlyle etwas liegen, und er durfte hoffen, durch die Wärme seiner vorhergehenden Ausführungen genügend Anteilnahme erweckt zu haben. Zudem hat er bei aller Vorsicht in diese wenigen Schlußabsätze doch so viel Inbrunst hineingelegt, daß der Leser wohl merkt: hier spricht einer, der über deutsche Literatur nicht schreibt, um über irgend etwas zu schreiben, sondern weil sie ihm ein wertvolles Gut ist, das er seinem Volke zu seiner Neubeseelung mitteilen möchte. Nur wer die religiöse Grundlage von Carlyles Frohbotschaft über die deutsche Literatur erkannt hat, kann diese Worte ganz verstehen, deren Wärme ihm sonst befremdlich erscheinen müßte.

Den inneren Nachdruck hat der dritte Teil (C) also durchaus; viel breiter ausgeführt sind aber die anderen Teile, welche die Spannung sammeln, die sich am Schluß entladen soll. Den Gedankengang des ersten Teils (A: 38-47, Unverständnis) möchte ich in folgenden Satz zusammenfassen: zwar herrschen vielfach Vorurteile gegen die deutsche Literatur (1: 38-40), und diese Vorurteile haben auch die Engländer (2: 40-45); aber seit Frau von Stael bemüht man sich die deutsche Literatur kennen zu lernen (3: 45-46). Auch hier wird der dritte Teil am kürzesten, weil er die Ueberleitung zu B bildet; infolgedessen gleitet noch ein Teil der psychologischen Wirkung in den neuen Hauptteil hinüber, in den der Leser dadurch mit Nachdruck hineingeführt wird. Dagegen sind auch hier 1 und 2 weiter ausgeführt. Als Beispiel für die Vorurteile gegen die deutsche Literatur (1) gibt er die bekannte Frage des Vaters Bouhours 1), ob ein Deutscher Geist haben könne 2). Dieser Angriff hat nicht nur keinen Sinn (a: 38) (zum Beweise führt er in ganz großen Zügen die wichtigsten ihm bekannten Erzeugnisse der deutschen Literatur bis zu Bouhours' Zeit, also Mitte des 17. Jahrhunderts, an), sodaß er seinen Urheber unsterblich lächerlich gemacht hat³) (b: 38-39), sondern die französische Gewohnheit sich fremden Einflüssen zu verschließen ist überhaupt verkehrt (c: 39-40). Diesen Standpunkt teilen die Engländer nicht (?), aber es herrscht auch bei ihnen manche Unkenntnis (2); diese erklärt sich jedoch nicht aus Ungerechtigkeit (a: 40), sondern aus der Schwierigkeit der Sichtung eines an sich unvollkommenen Stoffes (b: 40-42) und aus Vorurteilen, die durch die unvermeidlichen Einseitigkeiten in der Beurteilung fremder Völker ent-

¹⁾ Entretiens d'Ariste et d'Eugène 1671.

 ²) Vgl. auch Misc. Ess. 1 315.
 ³) Im Sartor (47) betrachtet Carlyle die unsterbliche Lächerlichkeit philosophisch.

stehen (c: 42-45). In diese Darstellung, die Carlyle als echten Engländer erkennen läßt, schiebt er als Anmerkung zur Widerlegung des Vorurteils, die Deutschen schrieben nur Erläuterungen und Wörterbücher, einige weitere Bemerkungen über die deutsche Literatur des 16.—17. Jahrhunderts, besonders Hans Sachs, ein, wie er denn überhaupt in dem ganzen Aufsatz tatsächliche Mitteilungen über die deutsche Literatur nur als Erläuterungen zu seinen allgemeinen Ausführungen gibt und nicht etwa eine geschlossene Darstellung der deutschen Literatur beabsichtigt.

In A haben wir also das Grundgesetz der Dreiteilung, das uns in seinem Stil als Widerspiegelung der inneren Fülle und als Ausdruck der Geistgetriebenheit erschien, im ganzen und im einzelnen wiedererkannt, und zwar mit den gleichen seelischen Auswirkungen der Spannung, Abwandlung und Steigerung in verschiedener Verbindung; ich brauche darauf nicht näher einzugehen, weil ich die Inhaltsangaben schon in die sprachlichen Formen gebracht habe, in denen uns die entsprechenden Er-

scheinungen bei der Stiluntersuchung entgegentraten.

Etwas anders liegt die Sache bei dem zweiten Hauptteil (B): Beseitigung der Vorurteile. Hier durchkreuzt, wie oben schon erwähnt, die bewußte Zweiteilung in schlechten Geschmack (I: 48-85) und Mystik (II: 85-102) die Carlyles Wesen entsprechende Dreiteilung. Wenn wir jedoch ins einzelne gehen, werden wir innerhalb dieser Gruppen der Dreiteilung wieder begegnen. Der Vorwurf des schlechten Geschmacks (1) trifft die deutsche Literatur nicht; denn für die niedere Literatur gilt er für alle Volker in gleicher Weise (1: 48-50), für die höhere deutsche Literatur stimmt er nicht nur nicht (2: 50-64), sondern diese ist überhaupt nicht mit einem solchen Maßstab zu messen, weil die Deutschen eine ganz neue, höhere Kritik entwickelt haben (3: 64 – 85). Für die niedere deutsche Literatur (1) besteht der Vorwurf zwar zu Recht (a: 48-49), aber er gilt in gleicher Weise für die englische niedere Literatur (b: 49), beweist daher nichts (c: 49-50). - Für die höhere deutsche Literatur (2) wird der Mangel an Geschmack erklärt durch die schlechte gesellschaftliche Stellung der deutschen Dichter (50-51); nicht nur diese Erklärung ist falsch 1) (a: 51-58), sondern auch die Behauptung muß bestritten werden (b: 58-63), ja sogar der Ausgangspunkt ist verkehrt (c: 63-64). Die Armut der Dichter (a) hat nicht nur keinen Einfluß auf ihren Geschmack (a: 51-55) - weil 1. Dichtung an sich nicht an Reichtum geknüpft ist, 2. die größten Dichter tatsächlich oft nicht die reichsten waren und 3. der wahre Dichter über den Mammon erhaben sein muß -, sondern sie trifft auch auf die deutschen Dichter gar nicht zu (β: 55-57), ja die Engländer können in dieser Beziehung sogar von den Deutschen lernen (y: 57-58). Hier spricht Carlyle aus besonders warmer Ueberzeugung, seine religiöse Weltanschauung bricht hier am reinsten hervor: er zeigt den hohen Beruf des Künstlers im weitesten Sinne, also des gotterfüllten Menschen, in edlen, hochsinnigen Worten und preist die Liebe als schöpferische Macht; das ewige Ja und das ewige Nein klingen deutlich an (52);

¹⁾ Carlyle fand sie wie die andern Vorurteile in Jeffreys Besprechung seiner Uebersetzung des Wilhelm Meister (s. o. S. 36), an die er in dem ganzen Aufsatz sichtlich anknüpft.

daher die außerordentlich starke Fülle und Spannung in der Form dieser Stelle.

Aber nicht nur die Erklärung des Vorwurfs ist hinfällig, auch der Vorwurf selbst ist leicht zu widerlegen (b: 58-59): äußert sich schon die Geschmacklosigkeit bei den Deutschen in ihrer düsteren Schwärmerei immer noch wertvoller als bei andern Völkern in ihrer unfruchtbaren aufgeblasenen Verachtung (α: 58-59), so haben die größeren deutschen Dichter Geschmack in reichem Maße (β: 59-61), ja auch den kleineren kann gerade der sogenannte Geschmack nicht abgesprochen werden (v: 61-63). Hier benutzt er die Gelegenheit, um auf Wieland und Klopstock hinzuweisen und Lessing ausführlicher zu besprechen. Als Beispiele für kleinere Dichter nennt er die beiden Jacobi, Hamann, Mendelssohn 1), die Anakreontiker und Bremer Beiträger ("Sächsische Schule") 2) und die Hainbündler ("Göttingische Schule") 2), alle mit einem Wort kennzeichnend.

Der dritte Teil (c) ist hier wieder ganz kurz geraten, denn sobald er zu Herder, Schiller, Goethe fortschreitet, muß er feststellen, daß auf diese der ganze Geschmacksmaßstab nicht paßt. Damit leitet er unmittelbar mit Nachdruck über zur Darstellung der neuen deutschen Kunstkritik (3). Dieser Abschnitt konnte nicht, wie sonst die meisten dritten Abschnitte, verkürzt werden; denn er führt nicht zu einem neuen Hauptpunkt weiter, in den die Lösung der Spannung hinübergleiten könnte, sondern hinter ihm wird der Faden abgerissen (85) und bei dem Vorwurf der Mystik (II) neu angeknüpft. Vielmehr mußte er im Gegenteil wohl ausgeführt werden, weil es der erste Abschnitt ist, der Bejahendes und Neues bringt. Da der Schlußteil des ganzen Aufsatzes (C) aus Klugheitsgründen beschnitten werden mußte, der Aufsatz also nicht in ibm gipfeln konnte, mußte die innerhalb von I aufgespeicherte Spannung schon in diesem dritten Unterabschnitt zur Entladung kommen. Er enthält deshalb als erster Höhepunkt des Aufsatzes eine eingehende Darlegung der neuen deutschen Kritik, wie sie in Verarbeitung der kritischen Philosophie durch die Romantik, besonders durch die beiden Schlegel, herausgebildet war. Da in diesem Abschnitt die aufgesammelte Spannung zur Lösung kommt, ist es einleuchtend, daß in ihm keine neue Spannung mehr erzeugt zu werden braucht; wir können deshalb hier in der Gliederung nur noch eine einfache, ungespannte Dreiheit feststellen: Darlegung des Wesens der neuen Kritik (a: 64-78), ihrer Wirkung auf die deutsche Literatur (b: 78-82) und ihrer Bedeutung für England (c: 82-85).

In der Behandlung des Wesens der deutschen Kritik (a) sind drei Unterabteilungen zu erkennen: die Aufgabe (a: 64-65), die Wege (β: 65-69) und die Lehren (γ: 69-78) der Kritik; letztere beziehen sich 1. auf das Wesen der Kunst, 2. auf das Idealbild des Künstlers und 3. auf die Auffassung der Kritik. — Als Grundlage der neuen deutschen Kritik³) (a), die sie weit über den Geschmacksstandpunkt er-

Von Mendelssohn, besonders von seinem Phädon spricht er ausführlicher, weil er ihn im Januar 1827 gelesen hat. (Froude 1 373).
 Nach Bouterwek und Horn. Die Bezeichnung findet sich nicht bei Erichham

³⁾ Für die nähere Betrachtung von Carlyles Kritik möchte ich ausdrücklich Studien zur engl. Phil. LXII.

hebt, bezeichnet er die tiefere Erfassung ihrer Aufgabe (α): sie soll sich nämlich nicht nur auf die Arbeitsweise erstrecken, auch nicht nur das Wesen des Künstlers aus dem Kunstwerk herausschälen, sondern das Wesen der Dichtung selbst zu ergründen suchen; sie soll Vermittlerin zwischen den Gotterfüllten und den Unerleuchteten sein, sie soll uns die ewige Schönheit sehen lehren, wo immer sie hindurchschimmert. Wie überall, wo er von seinem Eigensten gibt, schlägt Carlyle hier begeisterte Töne an; der Grundgedanke des Sartor beginnt sich sehon hier zu bilden, wo er von Kleid, Leib und Seele der Dichtung spricht (64). -Die Wege zur Erfüllung dieser Aufgabe (β) sind einmal ernste wissenschaftliche Forschung, die zwar auch in Deutschland noch nicht vollständig ausgebildet, aber doch den andern Ländern, deren Entwicklung nach demselben Ziele strebt, weit voraus ist, und anderseits liebevolle Versenkung in die Dichtungen der ganzen Welt, die z. B. in Deutschland zu einer anerkanntermaßen unübertroffenen Würdigung Shaksperes geführt hat. Hier schaltet er eine kurze Darstellung des Xenienstreits ein, den er aber nicht richtig beurteilt; er faßt ihn als Auseinandersetzung der neuen Schule mit der alten auf und versteht unter der neuen Schule nicht die Romantik, für welche diese Bezeichnung damals häufig gebraucht wurde, bevor die heute übliche sich herausbildete 1), sondern die ganze idealistische deutsche Dichtung einschließlich Goethe und Schiller²). Als hervorstechendste Lehre (y) der deutschen Kritik bezeichnet er 1. die tiefere Erfassung des Wesens der Kunst; Schönheit ist nichts äußerlich Abzuleitendes, sondern ein unabgeleiteter, religiös gegründeter Kern, der sich die äußere Form schafft. Infolgedessen muß die Kunst um ihrer selbst, nicht um ihrer Wirkungen willen geliebt werden, Unterhaltung und Nützlichkeit sind keine Maßstäbe für sie. Bei dieser Gelegenheit werden die verschiedenen Kunstlehren, die in England bis zu seiner Zeit galten, kurz erwähnt und abgetan. An dieser Stelle zeigt sich, daß Carlyles Urteil nicht in dem Sinne sittlich bestimmt ist wie bei andern Engländern, die rein äußerlich den Maßstab gesetzlicher Sittlichkeit an das Kunstwerk anlegen 3), sondern nur insofern, als sein puritanischer Sinn sich den tiefsten religiösen Kern der Schönheit nicht von sittlichen Gedanken getrennt vorstellen kann. Hier im Innersten ist die gewisse Einseitigkeit der Carlyleschen Kritik verankert, aber auch ihr Ernst und ihre Eindringlichkeit. - Mit dieser vertieften Auffassung vom Wesen der Kunst geht Hand in Hand 2. die Anlegung eines höheren Maßstabes an den Künstler: er muß von der göttlichen Idee beseelt, darf nicht Brotkünstler sein, muß Erlebtes zu künden wissen. Das ist der höchste Gesichtspunkt, der für Carlyles Kritik entscheidende Bedeutung hat, weil

auf die tiefschürfenden Untersuchungen Roes hinweisen, die sich zum großen Teil auf den State of German Literature stützen.

2) Diese Auffassung Carlyles ist ganz deutlich in German Romance, Misc.

Ess. 1 333 f.

¹⁾ Vgl. Horn I 199. 3 173, Bouterwek II 359. 486, Staël B. II 6. 13, Richter 44 46.
— Den Gedanken, die neue Schule sei gar keine Schule, betont Horn. Eine Carlyle verwandte Auffassung ist bei Frau von Staël angedeutet.

³⁾ Das beweist deutlich sein Satz St. 70 15-18, der für seine Stellung zur Kunst von Bedeutung ist: 'Art is to be loved, not because of its effects, but because of itself; not because it is useful for spiritual pleasure, or even for moral culture, but because it is Art, and the highest in man, and the soul of all Beauty'.

er auf das Erlebnis der Bekehrung gegründet ist. Als Leitgedanken des Idealismus fand er ihn besonders bei Schiller, Fichte und Schelling, und so übersetzt er hier mehrere längere Stellen aus Schillers Antrittsvorlesung (6) 1), aus seiner Aesthetischen Erziehung des Menschen (30 15-31 5, 13-29) 2) und aus Fichtes Wesen des Gelehrten (9. 11-13. 20-22). Bezeichnend ist, daß Carlyle (im State of German Literature und im Life of Schiller) einen Absatz Schillers (31 5-12) fortläßt, der ihm nicht paßt. Mit dem ganzen Abschnitt nämlich, den Carlyle als Beleg für Schillers hohe Auffassung von dem Beruf des Künstlers anführt, will Schiller vielmehr darlegen, welche Bedeutung die schöne Kunst hat und wie sie als schönferische Macht der Sittlichkeit vorausgeht. Mit dem Gedanken der Erziehung durch die Kunst konnte Carlyle seinem ganzen Wesen nach nichts anfangen; deshalb paßt die Stelle nicht ganz genau in seinen Rahmen, und es ist verständlich, daß er sich mit leichtem Unbehagen von ihr einer besser geeigneten Stelle Fichtes zuwendet. - 3. Das Ergebnis der hohen Auffassung von Kunst und Künstler ist eine vertiefte, dichterische, schöpferische Kritik, die auf alle Gebiete der Kunst angewandt wird. Hier bringt er, nicht ganz glücklich, eine Uebersetzung aus Goethes Wanderjahren (24 366-368) 3), die Kritik eines vorgeblichen Gemäldes.

Hiermit ist die Darlegung der deutschen Kritik (a) vollendet; sie gibt Anschauungen der deutschen Romantiker, besonders der Brüder Schlegel, in eigenartiger persönlicher Auffassung wieder. Am stärksten wird Friedrich Schlegel die Darstellung beeinflußt haben, der wie er sein Glaubensbekenntnis auf Goethe und Fichte aufbaute 4). Man glaubt den Geist seiner Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur (1812) im State of German Literature zu spüren. Die Betrachtung der Literatur unter den großen Gesichtspunkten der Weltanschauung und der Kulturzusammenhänge wie das verständnisvolle Eindringen in das Wesen der Dichtungen und der Dichter hat er von ihm gelernt. Eine wörtliche Anführung konnte ich schon nachweisen (s. o. S. 59); bei der Darstellung der umfassenden und verständnisvollen Literaturstudien der Deutschen (68) hat er offensichtlich besonders Friedrich Schlegels Vorlesungen im Auge; die Erwähnung des Namens Ferdusi in der gleichen Schreibung wie bei Schlegel mag als äußeres Zeichen dafür gelten. August Wilhelm Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (1807/08) zeigen nicht so große Gesichtspunkte, sondern mehr die Kunst feinsinniger Zergliederung von Dichtwerken; sie konnten aber dem bühnenfremden Puritaner Carlyle wegen ihres Stoffes nicht so viel geben. Auch aus den Charakteristiken und Kritiken beider Brüder, die er im State of German Literature (75 34-76 1) sehr lobt, machte auf ihn den größten

¹⁾ Ich führe nach der Säkularausgabe mit Seiten- und Zeilenzahl an.

 ²⁾ Den Anfang dieser Stelle, die schon fast wörtlich ebenso im Life of Schiller (235 f.) stand, führt er auch 1831 in dem Schiller-Aufsatz (T 220) an mit der Bemerkung: 'a noble passage, already known to English readers'.
 3) Ich führe nach der Weimarer Ausgabe mit Seiten- und Zeilenzahl an.

⁴⁾ Walzel in der Einleitung zur Kürschnerschen Auswahl aus den Werken der Schlegel, Nat. Lit. Bd. 143 — und Haym, Die romantische Schule, hgg. von Oskar Walzel. Berlin 3 1914, S. 286.

Eindruck Friedrichs Aufsatz über Wilhelm Meister, ein Muster nach-

schöpferischer Kritik, den er 1828 zu übersetzen plante 1).

Carlyle wendet sich nun zu der gewichtigen Frage: welches sind die Früchte dieser Kritik in der deutschen Dichtung? (b). Jetzt ist er an der Stelle, wo er bezeugen kann, daß ihm die deutsche Dichtung eine Offenbarung Gottes geworden ist. Tieck, Richter, Herder, Schiller und vor allen Goethe werden hier als Vertreter der höchsten deutschen Dichtung genannt, aber nur an Goethe denkt er bei der folgenden Kennzeichnung ihres Wesens. Diese Dichtung empfängt ihre Kraft aus der göttlichen Idee, aber sie wurzelt zugleich fest im Boden der Wirklichkeit - ein Lob, das mit Carlyles 'natural supernaturalism', dem englischen Gepräge seines Idealismus und der christlich-kalvinischen Grundlage seiner Kunstbetrachtung in engstem Zusammenhang steht und in gleicher Weise seine Ablehnung des einseitig wirklichkeitsbeschränkten 18. Jahrhunderts wie der haltlos idealistischen Romantik erklärt. Vergeblich versucht er daher diese seine eigenste Erkenntnis in gleichgültigem, sachlichem Ton vorzubringen: bald bricht die innere Erregung in beschwingten Worten hervor und steigert sich zu einem Loblied auf diese Künstler, die das Leben und das Leid kennen gelernt haben, die tür andere Führer werden können, die mit dem klaren Blick das liebevolle Herz vereinen, kurz: die Gläubige im tiefsten Sinne sind. An Goethe denkt er dabei, mit einem Gedicht Goethes, dem Künstlerlied. schließt er daher dies Zeugnis. Der Gedanke der Heldenverehrung bricht an dieser Stelle (79) schon deutlich durch, ja er ist schon bis zur Entdeckung der Helden Englands auf den verschiedenen Lebensgebieten klar herausgearbeitet: 'Surreys, Sydneys, Raleighs in court and camp, Cecils in policy, Hookers in divinity, Bacons in philosophy, and Shakspeares and Spensers in song'; noch scheint ihm aber der himmlische Geist, der sie alle treibt, 'best seen in the aerial embodiment of poetry'. Hier, wo es ihm auf das Tiefste ankommt, verzichtet er auf alle äußeren Mitteilungen über die Dichter, wie er sie bei seinen sonstigen Beispielen aus der deutschen Literatur gebracht hat.

Die Bedeutung dieser Literatur für England (c) behandelt er wieder kurz und überläßt es vorsichtig dem Leser die Folgerungen zu ziehen; er begnügt sich im wesentlichen mit vorbereitenden Erörterungen, indem er einmal den Verfallzustand der englischen Literatur vorsichtig andeutet und anderseits die gleichlaufende Entwicklung der beiden Literaturen in der Vergangenheit nachzuweisen sucht. Bei diesem Versuch einer vergleichenden Literaturgeschichte hat er Gelegenheit, in ganz großen Zügen noch ein paar Abschnitte der deutschen Literatur zu besprechen, nämlich die Aufklärung und besonders die Sturm- und Drang-Zeit, der er nicht ganz gerecht wird. Von Carlyle und dieser Stelle geht die englische Bezeichnung dieses Abschnittes: Storm- and Stress-Period aus 2). Tatsache, daß die deutschen Dichter, die in ihrer Jugend die Hauptwerke dieser Richtung schufen, Goethe und Schiller, nun so viel höher gestiegen sind, gibt ihm Anlaß, die gleiche Entwicklung für die englische Literatur zu erhoffen. Die vorbildliche Bedeutung der deutschen Literatur ist darin schon ausgesprochen, wird aber nicht viel weiter ausgeführt, viel-

¹⁾ Misc. Ess. 1 269 f.

²⁾ Streuli 136.

mehr eingeschränkt durch die Verwahrung, er wolle nicht etwa Nach-

ahmung empfehlen.

Damit sind wir am Ende des einen Arms der Carlyleschen Untersuchung angelangt, die von der Widerlegung des Vorwurfs schlechten Geschmacks (I) ausging und sich in der Verkündigung des tiefen Gehalts der deutschen Dichtung zu einem wuchtigen Gegenangriff erhob. Danach bricht er kurz ab und wendet sich dem zweiten Vorwurf: Mystik (II) zu.

Auf dem Gebiete der deutschen Philosophie ist Carlyle nicht so zu Hause wie auf dem der deutschen Literatur. Sie erfüllt ihn nicht so stark, hat nicht die gleiche persönliche Bedeutung für ihn wie jene. Wir müssen erwarten, daß der geringere innere Drang eine geringere Fülle und Spannung erzeugt, und so ist es in der Tat. Die Darstellung, schon äußerlich erheblich kürzer, fließt etwas glatter, leidenschaftsloser dahin, und wenn oben Beispiele für die Spannung des Stils aus dem zweiten Teil weniger angeführt sind, so ist das nicht nur Zufall. Immerhin hat Carlyle aber doch einen so tiefen Blick in die deutsche Philosophie getan, daß er ihre Bedeutung erkennt, und sie hat für ihn auch persönlichen Wert, weil er in ihr den Ausdruck mancher Einzelzüge seines Erlebnisses gefunden hat. Er berichtet also doch nicht ganz kühl, ohne jede Beteiligung über sie. Eine gewisse Spannung und die Grundform der Dreiteiligkeit findet sich daher auch hier.

Der Gedankengang ist in den Grundzügen der gleiche wie in I: der Vorwurf der Mystik trifft die deutsche Philosophie nicht; denn für die niedere Philosophie gilt er nicht in Deutschland allein (1: 85—89), für die höhere deutsche Philosophie stimmt er nicht nur nicht (2: 90—95),

sondern diese verdient sogar ernste Beachtung (3: 95-102)1).

Vielfach bedeutet die Bezeichnung "mystisch" nichts weiter als nicht verstanden"; der Grund dafür kann ebensowohl Unverstand wie Unverständlichkeit sein. Beides erklärt sich aus der Schwierigkeit Unsichtbares begreiflich zu machen. Wo wirkliche Mystik, d. h. Unverständlichkeit herrscht wie bei Georg Fox und Jakob Böhme, ist sie nur die unvollkommene Kehrseite bewundernswerter Vorzüge, nämlich das Zungenreden eines gotterfüllten Sehers, der mit der Form der Mitteilung seiner Erkenntnis erfolglos ringt (1).

Aber der Vorwurf der Mystik wird mit Vorliebe gegen die Transzendentalphilosophie erhoben (2), und hier ist er völlig unberechtigt: er wird widerlegt durch die Erwägung, daß ein schwieriger Stoff eine schwierige Sprache mit sich bringt, die nur zuerst unverständlich scheint (a: 90—92) — durch die kühlen, klaren Persönlichkeiten Kants, Schellings und Fichtes (b: 92—94); Fichte, dem Künder der göttlichen Idee, widmet er eine begeisterte Heldenschilderung wie Goethe — und durch

¹) Vgl. den ähnlichen Gedankengang bei Friedrich Schlegel a. a. O. 285: "Wenn man also jetzt bisweilen der deutschen Nation ihre Neigung zur Mystik zum Vorwurf macht, so ist dieser Fehler viel älter als die Tadler selbst vielleicht wissen; denn man könnte ihn von dem zwölften Jahrhundert, ja fast von den Zeiten Karl des Großen an, mit historischen Beweisen und Belegen als allerdings gegründet durchführen. Ob es aber in dem rechten und würdigen Sinne des Wortes wahrhaft ein Tadel sein sollte, und nicht vielmehr das höchste Lob, das will ich hier nicht weiter untersuchen".

den Einfluß, den ihre Gedanken auf die deutsche Literatur ausgeübt haben (c: 94-95).

Das alles beweist, daß die deutsche Philosophie im Gegenteil ernster Erforschung würdig ist (3). - Er schreitet nun zu dem aufbauenden Teil seiner Ausführungen, welcher der Darstellung der deutschen Kritik in I entspricht: zu einer Einführung in das Verständnis Kants. Diese ist nun allerdings nur eine sehr subjektive Wiedergabe von Anregungen, die er durch Kant, z. T. wohl noch dazu auf dem Wege über Fichte erhalten hat, mehr eine Darstellung Carlylescher als Kantscher Philosophie; daß ihm die idealistische Philosophie als eine Einheit erscheint, läßt ihn Kant unter falschem Gesichtswinkel betrachten 1). Mit diesen Andeutungen muß ich mich für die philosophische Seite der Frage begnügen 2). Immerhin bedeutet die Darstellung einen erheblichen Fortschritt gegenüber der im Lifé of Schiller vor der Bekehrung. Kurz vor der Hochzeit, im September 1826, las Carlyle 150 Seiten von der Kritik der reinen Vernunft und hatte jetzt einiges Verständnis dafür, sodaß er gleich den Plan faßte, seinen Landsleuten bei der ersten Gelegenheit etwas von diesem Licht zu bringen 3). Als Einführung für den unvorbereiteten Engländer mag Carlyles Darstellung daher trotz allem von Wert gewesen sein; jedenfalls konnte die subjektive Färbung die Lebhaftigkeit der Darstellung nur günstig beeinflussen. Carlyle geht aus von einer Auseinandersetzung mit den französischen, englischen und schottischen Philosophien (a: 96-99) - wobei auch Stewart, der erste Gegenstand seiner Heldenverehrung, geopfert wird -, um die Engländer vor allem von dem englischen Erfahrungsstandpunkt frei zu machen. Dann geht er weiter zur bejahenden Darstellung (b: 99-102), indem er die ihm grundlegend scheinende Unterscheidung zwischen Verstand und Vernunft auseinandersetzt. Hier kommt er ganz in sein eigenstes Fahrwasser, wenn er das Reich der Vernunft schildert, in dem Dichtung, Tugend und Göttlichkeit wohnen und wo zugleich die Quelle und die Grenze alles wahren Wissens ist. Hier ist der Gipfel des zweiten Abschnitts (II), der von der Widerlegung des Vorwurfs der Mystik ausging und in der Verkündigung der ungeahnten Tiefen deutscher Philosophie einen kräftigen Gegenstoß führt. Wie vorher bei der Schilderung der Erhabenheit der deutschen Dichtung (I), so durchglüht auch hier bei der Darlegung der Erhabenheit der deutschen Philosophie die Begeisterung seine Worte, nur in verminderter Stärke, seinem ganzen vorsichtigeren Auftreten auf dem unbekannteren Boden entsprechend. Hieran schließt sich wieder ein ganz kurzer Hinweis auf die Bedeutung dieser Philosophie für England (c: 102), noch anspruchsloser als bei der Dichtung, weil die Vorsicht der englischen Geistesart gegenüber hier durch die eigene Unsicherheit Unterstützung erhält.

Als Anhang erwähnt er noch kurz den Vorwurf des Unglaubens (102—103); er erklärt ihn für unbegründet, ja der deutsche Glaube sei

3) LL 2 324.

¹⁾ Bezieht sich auf den State of German Literature die Mitteilung (Froude 2 32): 'The papers on German literature had brought a pamphlet upon Jeffrey about Kant, from "some horrid German blockhead"'? Das wäre wohl verständlich.

²⁾ Ueber Carlyles Philosophie vgl. besonders Hensel.

vielmehr vorbildlich und tiefster Erforschung würdig — eine Feststellung, die dem nichts Neues bringt, der Carlyle kennt und gefühlt hat, wie in dem ganzen Aufsatz die religiöse Wertung der deutschen Literatur den Ausgangs- und Kernpunkt seiner Darstellung bildet. Die unscheinbare Bemerkung gibt uns aber eine Bestätigung für die Richtigkeit unserer Anschauung: daß Carlyle aus religiösen Gründen zum Vorkämpfer der deutschen Literatur wurde.

Mit dieser Andeutung des tiefsten Gehalts seines Aufsatzes endet die Darstellung; es folgt ihr nur noch die kurze, aber sehr ernste Schlußbetrachtung (C: 103—104), die oben schon besprochen wurde. Carlyle hat die Lösung einer starken inneren Spannung aus dem ersten Hauptteil (A) in B hinübergeleitet und dort auf zwei Arme (I und II) verteilt. Innerhalb dieser Arme entlud sie sich auf zwei Gipfelpunkten: der Darstellung der deutschen Kritik (I 3) und der deutschen Philosophie (II 3). Die Spannung der Gesamtdarstellung (A und B), die auf eine Nutzbarmachung der deutschen Literatur im weiteren Sinne (Dichtung und Philosophie) für England abzielt, wird, wie schon ausgeführt, in C nur zum kleinen Teile aufgehoben, um im wesentlichen erst nach dem Lesen in der Seele des Lesers die endgültige nachdrückliche Lösung zu erfahren. Eine ganz knappe Uebersicht über die Entwicklung der deutschen Literatur hat Carlyle in diese Darstellung geschickt verwoben; sie steht aber nicht im Vordergrund.

Wir haben also gefunden, daß die Auswirkungen der religiösen Wurzel von Carlyles schriftstellerischer Betätigung: Fülle und Nachdruck sich wie im Stil, so auch in der Gliederung des Aufsatzes deutlich ausprägen, indem sich in beiden Spannung, Abwandlung und Steigerung in der Form der Dreiheit verbinden. Diese Tatsache stellt sich uns gerade dadurch um so einleuchtender dar, daß diese Züge sich in den Teilen weniger ausgeprägt zeigen, hinter denen weniger stark der Nachdruck von Carlyles ganzer Persönlichkeit steht. Allerdings habe ich dies Schema erst nachträglich in den Aufsatz hineingebaut; Carlyle ist sich seiner nicht bewußt gewesen. Aber die Tatsache, daß er sich überhaupt - und, wie man wird zugeben müssen, ohne künstliche Pressung hineinbauen läßt und gerade daß es unbewußt zur Grundlage der Gliederung geworden ist, erweist es als den echten Ausdruck von Carlyles Wesen: der kalvinische Glaube Carlyles prägt seinen Stempel selbst der Form seiner Aeußerungen auf. Die Dreiteiligkeit ließe sich, wie aus meiner Inhaltsangabe an manchen Stellen ersichtlich ist, noch weiter in die Untergliederung hinein verfolgen, bis sie in den feineren Stufen allmählich in die Dreiheit des Stils übergeht: die Stildreiheiten sind die feinsten Verzweigungen der Gesamtgliederung; Stil und Gliederung sind verwandt als Ausdruck des gleichen religiösen Geistes, der in beiden wirkt.

4. Die Wirkung des "State of German Literature".

'Let him who would move and convince others, be first moved and convinced himself.' 1)

Wir haben gesehen, daß Carlyles Stil ungewollt auf Wirkung zugeschnitten ist, weil ihn eine Erkenntnis erfüllt, durch deren Verbreitung er zur Ehre Gottes auf seine Mitmenschen wirken will. Die religiöse Grundeinstellung in der besonders auf Wirken gerichteten kalvinischen Färbung, verstärkt durch den heiligen Ernst des Puritaners und die ungewöhnliche Wucht seiner starken Persönlichkeit, scheint mir letzten Endes die Erklärung für Carlyles starke Wirkung überhaupt zu enthalten. Die innere Fülle erzeugt Spannung, und die Spannung bringt durch die Verzögerung, die sie verursacht, Nachdruck mit sich; eigene Begeisterung wird daher die größte Aussicht haben auf andre zu wirken.

Wie steht es nun mit der Wirkung bei dem State of German Literature, der die besondere Bedeutung hat, der erste Aufruf des neubekehrten Sehers zu sein? - Sie entspricht durchaus dem, was man nach allem Vorhergehenden erwarten muß: der Aufsatz erregte großes Aufsehen. Für Carlyle selbst war es schon nicht gleichgültig, daß seine alte schlichte Mutter den Aufsatz an stürmischen Tagen bewundernd las, und er verzeichnet diese Wirkung mit Befriedigung²). Wichtiger aber war es, daß er auch auf die Fachkreise großen Eindruck machte: das Aufsehen. welches schon der Richter-Aufsatz gemacht hatte, 'was greatly heightened next number by the more elaborate and grave article on 'German Literature' generally, which set many tongues wagging, and some few brains considering, what this strange monster could be that was come to disturb their quiescence and the established order of Nature! Some newspapers or newspaper took to denouncing "the Mystic School": 3). - 'If you see the last Edinburgh Review you may read my Article in it, on the "State of German Literature", some time when you have opportunity. The people here seem to think abundantly well of it: I am in fact becoming a sort of Literary Man like my neighbours, and the people wonder at me more than enough' (26/11, 1827.) — 'The "Edinburgh Review" is out some time ago, and the "State of German Literature" has been received with considerable surprise and approbation by the Universe. Thus, for instance, De Quincey praises it in his "Saturday Post". Sir William Hamilton tells me it is "cap-tal", and Wilson informs John Gordon that it "has done me a deil o'good" (29/11. 1827)4). 'My poor article on Jean Paul . . excited a considerable, though questionable, sensation in Edinburgh, as did the next still weightier discharge of 'German Literature' in that unexpected vehicle, and at all events denoted me as a fit head for that kind of adventure. In London, shortly after, had arisen a 'Foreign Quarterly Review', and then in a month or two, on some booksellers' quarrel, a 'Foreign Review', on both of which

¹) Carlyle, Burns, Misc. Ess. 214. ²) 12/12., 22/12. 1827. ³) Rem. 1 22.

⁴⁾ Froude 1 415.

I was employed, courted, &c., till their brabble healed itself. This and the like of this formed our principal finance fund during all the Craigenputtock time' 1).

Aber nicht nur in England erregte der Aufsatz neue Teilnahme für deutsche Literatur, er wirkte auch stark in Amerika²) und in Deutschland. Goethe, der die Edinburgh Review regelmäßig las, besprach ihn in Kunst und Altertum! "Ein Aufsatz, der von obigen Schriften, welche Franz Horn angehören, ausgeht, beschäftigt sich, diese im Rücken lassend, gleichfalls auf eine höchst merkwürdige Weise, die Labyrinthe deutscher Denkart und Kunst zu durchwandern und darzustellen" 2). Der namenlos erschienene Aufsatz beschäftigte Goethe so sehr, daß er sich in der Nachschrift zu einem Briefe vom 1. Januar 1828 bei Carlyle erkundigte: "Können Sie mir vertrauen, wer den Aufsatz: State of German Literature im Edinburgh Review No. XCII, October 1827, geschrieben hat? Hier glaubt man, es sey Herr Lockhart, Herrn W. Scott's Schwiegersohn. Ernst und Wohlwollen sind gleich verehrungswerth". Man kann sich denken, wie stolz Carlyle auf dies ganz absichtslose Lob des verehrten Meisters sein mußte! Am 7. März teilt er diese Sätze wörtlich seinem Bruder mit 3). Erst am 18. April 1828 kommt er dazu Goethes Frage zu beantworten, nachdem ihn vorher die Angelegenheit der Professur (s. u.) daran gehindert hat: 'I must not forbear to mention that Mr. Lockhart certainly did not write that essay on the "State of German Literature" in the Edinburgh Review . . . If you have not already forgotten our dim notions on the "State of German Literature", it must gratify me much to say that they are in this instance due to myself'. Es mußte ihm der beste Lohn für seine Arbeit sein, sich von dem Manne verstanden zu sehen, auf dessen Anerkennung ihm in diesem Falle am meisten ankam; denn der Aufsatz war die Verkündigung einer persönlichen Offenbarung, und Goethe war es ja gerade, an dem er diese Offenbarung erlebt hatte.

'Carlyle was now famous in a limited circle, and might reasonably be selected for a professorship or other similar situation' 4). Damit kommen wir zu der Kehrseite der Wirkung unseres Aufsatzes. Carlyle war bekannt genug geworden, um sich Ende 1827 und Anfang 1828 um zwei Lehrstühle, in London und St. Andrews, bewerben zu können 5). Aber der Versuch schlug in beiden Fällen fehl. Und warum? — Im zweiten Falle lag der Grund in persönlichen Schiebungen, aber daneben sprach mit, daß Carlyle zu sehr von dem Durchschnitt abwich, um sich in eine durch lange Ueberlieferung erstarrte Körperschaft einzufügen. Deutlicher wirkte dieser Grund im ersten Falle: es war Carlyles Vorliebe für deutsche Art, die ihm den Zugang zur Londoner Hochschule verschloß. Jetzt war für ihn die Zeit gekommen, daß er, wie vor ihm Frau von Staöl in Frankreich, für seine Deutschfreundlichkeit leiden

¹) Froude 1 406. — Es macht Carlyles Wesen Ehre, daß er die gesteigerten Einnahmen trotz der Anforderungen seines jungen Haushalts dazu verwandte, seinen Bruder, der Medizin studierte, nach Deutschland zu schicken (Froude 1 414).

²⁾ Streuli 50.3) CGC 45.

⁴⁾ Froude 1 407. 5) Froude 1 411 ff.

mußte. Der Gründer der Universität, Brougham, -- 'seemed alarmed somewhat at my exotic predilections', schreibt er am 25. Oktober 1827. Jeffrey riet ihm, den State of German Literature als Empfehlung einzureichen. I have accordingly sent off to him last night my last long Paper, which is to come out in the next Edinburgh Review; but what effect it may have on the result of this business may still seem very uncertain' (20/10.) 1). Die Wirkung war durchaus nicht günstig, und zwar nicht nur bei Brougham, sondern auch bei andern Persönlichkeiten. mit denen er dieserhalb Fühlung nahm, z. B. 'Mill (the British India Philister)', bei welchem Buller '. . . found that my German metaphysics were an unspeakable stone of stumbling to that great thinker, whereby Buller began to perceive that my chances had diminished to the neighbourhood of zero. It appears, however, that I am become a sort of newspaper Literatus in London on the strength of these articles (bless them), and that certain persons wonder what manner of man I am. A critic in the "Courier" (apparently the worst in nature from the one sentence that I read of him) says I am "the supremest German scholar in the British Empire". Das hole der Teufel! However I am rather amused at the naïveté with which Crabb Robinson talks to me on this subject. He characterises the papers as a splendid instance of literary ratting on the part of the editor, and, imputing the whole composition to a Sir-Hamilton, advocate, says it has some eloquence, and though it cuts its own throat (to speak as a figure), will do Good' (7/3.)2).

Die Aufsätze, wobei vornehmlich immer an den State of German Literature zu denken ist, machten eben wohl einen großen Eindruck, aber sie trafen vorläufig überwiegend auf Ablehnung. Carlyles Zweck, England zur Beschäftigung mit der deutschen Literatur anzuregen, war damit durchaus erfüllt, er persönlich jedoch hatte den Nachteil davon. Das mußte ihm bitter klar werden, aber die schwere Versuchung, auf seine "deutschen Götzen" zu verzichten, das Leben leichter zu nehmen und mit dem allgemeinen Strome zu schwimmen, bestand er tapfer, selbst wenn sie ihm in Gestalt des wohlwollenden Rates seines Freundes Jeffrey entgegentrat. Durch diese Unbeugsamkeit verscherzte er sich auch die Stellung als Herausgeber der Edinburgh Review, für die er 1829 ernstlich in Frage kam³). Wir haben Grund Carlyle dankbar zu sein für diese Opfer, die er seiner Ueberzeugung brachte, für die Treue, die er der deutschen Literatur hielt. Man erkennt daraus aber zugleich, daß die Sache ihm weit mehr als ein zufälliger Lieblingsgegenstand war, daß sie vielmehr mit ihren Wurzeln bis in seine heiligsten Glaubensüberzeugungen reichte, um derentwillen er den Kampf gegen eine Welt aufnahm.

Nach und nach fand seine Verkündigung der deutschen Literatur offenere Ohren. Seine Aufsätze wirkten in ihrer Gesamtheit in diesem Sinne, und es ist nicht möglich festzustellen, welcher der einzelnen Hammerschläge die größere Wirkung getan hat. Daß der State of German Literature einer der stärksten, eindrücklichsten Schläge war, dürfte

¹⁾ Vgl. Brief vom 11/9. 1827.

²⁾ Froude 1 423 f.

³⁾ Froude 2 39. 55 ff.

klar geworden sein; wo also von der Wirkung des ganzen Trommelfeuers von Aufsätzen über die deutsche Literatur die Rede ist, können wir einen guten Teil dieses Einflusses dem State of German Literature zurechnen. Die Wirkung dieser Aufsatzreihe von 1827 bis 1832 kann nicht groß genug vorgestellt werden 1). Carlyle selbst stellt in der Einleitung zu seiner Taylor-Besprechung 1831 fest 2): 'Within the last ten years, independent readers of German have multiplied perhaps a hundredfold; so that now this acquirement is almost expected as a natural item in liberal education. Hence, in a great number of minds, some immediate personal insight into the deeper significance of German Intellect and Art; - everywhere, at least a feeling that it has some such significance . . . There is no one of our younger, more vigorous Periodicals, but has its German craftsman . . .: we have seen Jean Paul quoted in English Newspapers'. Im ersten Richter-Aufsatz 1827 schreibt er, es sei von Richter fast nur der Name in England bekannt; in Richter again 1830 kann er sich auf eine größere Teilnahme für Richter in England berufen.

Es ist selbstverständlich, daß diese Wirkung nicht nur von dem State of German Literature und Carlyles übrigen Aufsätzen ausging. Wir müssen zu ihrer Erklärung die gesamte Bewegung heranziehen, deren Gipfel und Krönung sie bedeuten. Aber ebenso sicher ist, daß die Strömung erst in Carlyle zu klarer Gestaltung gelangte; erst seine Aufsätze verbanden die unsicheren Striche, die seine Vorgänger gezeichnet hatten, zu einem großen geschlossenen Bilde. So ist doch Carlyle der eigentliche Vermittler deutscher Literatur in England, und der State of German Literature brachte die breite Grundlage für seine ganze Wirksamkeit auf diesem Gebiet. Er selbst ist sich nicht klar darüber, ob es sich um eine endgültige Erkenntnis des Wertes der deutschen Literatur oder nur um eine der unbeständigen Fluten handelt 3). War es auch z. T. nur eine solche Welle, die durch seinen starken Einfluß zu großer Höhe stieg, so hat er doch auch der deutschen Literatur dauernde Anerkennung in England gesichert, besonders seinem Helden Goethe, der durch ihn in gewissem Sinne in seinem Heimatlande so heimisch wurde wie Shakspere durch Lessing in Deutschland. In diesem Sinne schreibt Robinson (2390) schon 1829 an Goethe: 'Recently Des Vœux and Carlyle have brought other of your greater works before our public, and with love and zeal and industry combined, I trust they will yet succeed in effectually redeeming rather our literature than your name from the disgrace of such publications as Holcroft's "Hermann and Dorothea"' u. a. Im gleichen Jahre berichtet Carlyle selbst über die Lage in einem Brief vom 22. Dezember 1829 an Goethe, den dieser in seiner Einleitung zu der deutschen Uebersetzung des Lebens Schillers 4) ab-

¹⁾ Vgl. Streuli 53 und Nortons Anmerkung zu CGC XVI. — Mutschmanns Ansicht (a. a. O. 97), Carlyles Bemühungen in der zweiten Hälfte der 20 er Jahre hätten wenig Erfolg gehabt, ist nur sehr bedingt richtig. Kellners Behauptung (143 ff.), Carlyle habe überhaupt keine wesentliche Bedeutung für die Verbreitung der deutschen Literatur, ist haltlos.

 ²⁾ Misc. Ess. 3 286 f.
 3) Misc. Ess. 3 286 f.

⁴⁾ Life of Schiller 311.

druckte: "Es wird Ihnen angenehm seyn zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der auswärtigen, besonders der deutschen Literatur, sich mit wachsender Schnelle verbreitet so weit die englische Zunge herrscht; so daß bey den Antipoden, selbst in Neuholland, die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unsern beiden englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltpuncte der insularischen eigenthümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geschickten Uebersetzer gefunden [s. o. S. 30] und in Oxford haben zwei bis drei Deutsche schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer ihrer Sprache". - In den 30 er Jahren, als Carlyles Aufsätze zu wirken begannen, fand Robinson in seinen Gesprächen das alte Vorurteil gegen die deutsche Literatur weichen 1). Die Gegner verstummten mehr und mehr (Carlyle 23/5, 1830 an Goethe): 'thousands of my countrymen, who had need enough of such an acquaintance, are now also beginning to know you: of late years. the voice of Dulness, which was once loud enough on this matter, has been growing feebler and feebler; so that now, so far as I hear, it is altogether silent. and quite a new tone has succeeded it'. - In der Vorrede zur 2. Auflage der Meister-Uebersetzung konnte er schreiben 2): 'Goethe's position towards the English public is greatly altered since these Translations first made their appearance'.

Auch im Leben zeigte sich dieser Zug nach Deutschland in jener Zeit, besonders bei der Jugend; so zog Milnes 1830 Kemble und einigen andern Freunden an eine deutsche Hochschule (Bonn) nach, nachdem er das Vorurteil seines Vaters überwunden hatte, dessen Sinn noch ganz

auf Frankreich gerichtet war 3).

Dieser Einfluß Carlyles reichte über den Tag hinaus. Arnold und Lewes fühlten sich ihm verpflichtet ⁴). Letzterer widmete sein Leben Goethes 1855 Carlyle als dem Manne, der die Engländer zuerst gelehrt habe Goethe zu schätzen ⁵); so kommt es, daß das Goethebild, das jahrzehntelang auch in Deutschland das verbreitetste war, ein wenig mit Carlyles Augen gesehen ist; in manchem hat Carlyle auch uns Deutschen die Augen für Goethes Persönlichkeit geöffnet. Von zahlreichen anderen, auf die Carlyle in deutschfreundlichem Sinne einwirkte und durch die er die Fortsetzung der Pflege deutscher Literatur in England erreichte, seien nur noch genannt: Leigh Hunt, den Carlyles Aufsätze zu Goethe bekehrten, und Emerson, durch den Goethe in Amerika eingewurzelt wurde ⁶). Viele Ansichten Carlyles, besonders über Goethe, sind noch heute in

2) Misc. Ess. 1 386.

¹⁾ Roe 94.

³⁾ Walther Fischer, Die persönlichen Beziehungen Richard Monckton Milnes' ersten Barons Houghton zu Deutschland. Würzburg Hab. 1918, S. 2. — Dieser Dichter und Politiker liebte es, Gegner gemeinsam zu Tisch zu laden, sodaß Carlyle, den er aufrichtig, aber nicht blind bewunderte, ihn scherzhaft zum Vorsitzenden einer Heaven-and-Hell-Amalgamation Society ernannte.

⁴⁾ Roe 98.5) Köppel 18.

⁶⁾ Streuli 72. — Weitere Schüler Carlyles vgl. z. B. Schulze-Gaevernitz a. a. O. 39.

englischen Aeußerungen wiederzuerkennen, so bei Pater 1). Es entzieht sich der Feststellung, wie weit etwa Carlyles Wirken die Ursache davon ist, daß Deutschland in England bis zur Gegenwart zunehmende Bewunderung fand; muß doch selbst der Verfasser eines gehässigen Kriegsbuchs 2) feststellen: 'Enthusiasm for Germany's methods and institutions had mounted high in Great Britain twenty years ago. Widely respected, Germany was perhaps the most generally admired nation on the face of the earth . . . Every schoolboy was taught to revere the thoroughness, the efficiency, the assiduous and unremitting devotion to duty which characterised the sons of the great Empire, whose rise was the most remarkable event in European history after the French Revolution'.

Die Wirkung von Carlyles State of German Literature läßt sich also von der seiner übrigen Aufsätze, der Eindruck seiner gesamten Tätigkeit von dem Erfolg seiner Vorläufer und Mitstreiter und dem Eintluß der Zeitströmung nicht scharf sondern, das liegt in der Natur der Sache. Sicher ist aber, daß eine sehr große Wirkung davon ausging. Beiläufig mag erwähnt werden, daß Carlyles Name in Deutschland schnell bekannt wurde, zum großen Teil durch Goethes warme Fürsprache 3). Goethe schreibt u. a. in der Einleitung zu Schillers Leben (302 f.); indem er auch auf den State of German Literature anspielt: "In den Edinburgher Zeitschriften, vorzüglich in denen, welche eigentlich fremder Literatur gewidmet sind, finden sich nun, außer den genannten Autoren [bezieht sich auf German Romance], auch Ernst Schulz, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere von verschiedenen Referenten, am meisten aber von unserm Freunde, beurtheilt und eingeführt". - So berichtet Robinson (2 447) 1829, daß Schelling 'spoke of Coleridge and Carlyle as men of talent, who are acquainted with German philosophy. He says Carlyle is certainly the author of the articles in the Edinburgh Review'. - In den 40 er Jahren suchte ihn Erasmus Darwin, ein Bruder seines berühmten Gegenfüßlers, in London auf, weil er in Deutschland von ihm gehört hatte 4).

¹⁾ vgl. Fehr GRM 191395.

²) C. Sheridan Jones, The Unspeakable Prussian. London o. J. [Oktober 914].

³⁾ Vgl. Gespräche mit Eckermann und Briefe. 4) Rem. 2 207.

Rückblick.

Rückblickend fragen wir noch einmal: wie kommt es, daß die Aufsätze über die deutsche Literatur nach der Bekehrung (1826), und zwar gleich die ersten beiden: der Richter-Aufsatz und der State of German Literature — Carlyle so berühmt machten und solche starke und nachhaltige Wirkung ausübten, während seine ersten Schriften über den gleichen Gegenstand: der Faust-Aufsatz von 1822, das Leben Schillers, die Uebersetzung des Wilhelm Meister und noch German Romance — wirkungslos vorübergingen? Wo liegt der Grund dafür, daß erst Carlyle gelang, was so viele Vorgänger erstrebt hatten: das englische Volk in größerem Maße auf die deutsche Literatur aufmerksam zu machen? Es genügt nicht die stärkere Teilnahme der englischen Oeffentlichkeit für die deutsche Literatur als Erklärung für Carlyles Wirkung heranzuziehen, ebensowenig wie man die deutsche Welle als alleiniges Verdienst Carlyles ansehen darf. Ursache und Wirkung stehen da in Wechselbeziehung: die Geschichte macht die großen Männer, und die großen Männer machen wieder die Geschichte; das Rennpferd kann nicht ohne den Jockei und der Jockei nicht ohne das Rennpferd den Siegespreis gewinnen. So wurde Carlyle zwar von der Strömung der Beschäftigung mit deutscher Art emporgetragen, aber er hat dann diese Strömung mächtig vorwärts gerissen und in geordnete und fruchtbringende Bahnen gelenkt. Der Grund muß tiefer liegen: Carlyle setzte sich mit seiner Persönlichkeit für die deutsche Literatur ein, er schrieb nicht als gleichgültiger Beschauer über sie, sondern als innerlich beteiligter Bewunderer. Doch auch das genügt noch nicht, wirklich innere Anteilnahme ist z. B. schon bei Coleridge vorhanden, ohne daß er solche Wirkung ausübte. Bei Carlyle kam der religiöse Trieb zur Verkündigung hinzu. Es ist die religiöse Wurzel von Carlyles Botschaft über die deutsche Literatur, die ihr solche Wirksamkeit verlieh, die Geisterfülltheit, die bis in die Feinheiten des Stils zur Wirkung drängt, deren Fülle eine innere Spannung, und durch die Lösung der Spannung Nachdruck und Eindringlichkeit bewirkt. Nur die Auffassung dieser Verkündigung als Glaubenssendung von Gott konnte in ihm solche Begeisterung wecken, und nur durch eigene Begeisterung werden andre begeistert. Wo in einer Schrift ein göttlicher Funke lebt, da fühlen ihn edlere Geister heraus und lassen sich von ihm entzünden.

Dazu kommt eindruckfördernd die Grundeinstellung des Christen kalvinischer Färbung auf das Wirken in der Welt im Dienste Gottes und die Wendung des Puritaners zum Sittlichen und Uebersinnlichen, verbunden mit Carlyles natürlicher Veranlagung zum Predigen.

Schließlich darf nicht vergessen werden, daß Carlyle trotz allem ein kernechter Engländer war, mit allen Vorzügen, Eigentümlichkeiten und Beschränktheiten seiner Volkseigenart, aber ohne deren größte Fehler, sodaß er den Weg zu den Herzen seiner Landsleute leicht zu finden wußte. Die derbe Wurzelechtheit seiner schottischen Dorfheimat, auf die er immer stolz war, verlieh seinem Auftreten das Gepräge rauher, gesunder Kraft, gab seinem Wirken Nachdruck und erschloß ihm leichter als einem Engländer das deutsche Wesen; die schottische Volkseigenart steht diesem näher als die englische 1), wie denn die Schotten unter den Verbreitern und Uebersetzern der deutschen Literatur in England eine auffällig große Rolle spielen. Diese derbe Bauernkraft erinnert an Hebbel. dessen Vater wie der Carlyles Maurer auf dem Dorfe war, dessen Wesen aus einem ähnlichen Boden kerniger Stammeseigenart durch eine ähnlich harte Schule des Lebens zu einer Eigenart erwuchs, die in vielen Zügen Verwandtschaft mit der Carlyles zeigt.

Alle die Einzelzüge, die Carlyles Wirkung erklären können, fließen zu einer lebendigen Einheit zusammen in Carlyles Persönlichkeit. Seine Eigenart in allen ihren Teilen mußte ihn, sobald sie durch die religiöse Bekehrung von 1826 zur Fruchtbarkeit erschlossen war, zu dem machen, was er geworden ist: zu einem predigenden Seher von nach-

haltiger Wirkung.

Und was predigte er? - Nicht die deutsche Literatur, nicht die Rolle der Helden in der Geschichte und im Leben, nicht gesellschaftliche Neugestaltungen - das sind alles nur Einkleidungen der einen großen, schlichten, unwandelbaren Botschaft: von dem Wirken Gottes in der Welt und von unserer Pflicht zum Wirken in seinem Dienst. Seine klar erkannte Aufgabe, der er sein ganzes Leben weihte, war es, einer durch Glauben an den Stoff, Anbetung des Nutzens und Streben nach Glückseligkeit entgeisteten Zeit Gott wiederzubringen - eine Aufgabe von schier unüberwindlicher Schwere, aber auch von erhabener Größe, der er sich in fröhlichem Gottvertrauen mit Hingebung gewidmet hat, bis Erfolg das schwere Werk krönte. Darum kann man Carlyle nicht als Kritiker oder Biographen, nicht als Geschichtschreiber, nicht als Sozialpolitiker und auch nicht als Philosophen abstempeln; alle diese Betätigungen dienen ihm nur als Mittel zu dem einen Zweck: der religiösen Verkundigung, der Predigt - einer Predigt ganz eigner Art, in der das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in Kraft gezeigt wird. Wenn er in seinem Leben mehrmals von einem Gebiet des Wirkens auf ein andres springt, so handelt es sich dabei für den Tieferblickenden nur um einen geringfügigen Wechsel des Handwerkszeugs, das Wirken bleibt von Anfang bis zu Ende das gleiche, die Verkündigung dieselbe. ist auch zu verstehen, was Carlyle am 6. Mai 1834 ²) an Eckermann schreibt: 'With him [Goethe] aud his work, it appears that my labours

¹) Vgl. auch Hensel 9. ²) CGC 340.

in the field of German Literature may with advantage be brought to an end, or at any rate, to a pause. And moreover, as to my own England, my mission, in so far as it can be called my mission, may be regarded as fulfilled; as witness merely this, that we have had within the last twelve months no fewer than three new translations of Faust, of which two appeared in Edinburgh on one and the same day. In truth the fire is kindled, and we have enough of smoke, and more than enough there is here and there, even a little flame, as in Mrs. Austin's Characteristics of Goethe [s. o. S. 30] which you will no doubt have seen. All this is in the common course of things; it will at some time be all flame and clear light, on which account we will for the present cheerfully welcome the smoke. "And do thou take thy bellows and go elsewhere!" This is one of the aspects of the spiritual crisis I spoke of'. Nachdem er das Feuer an einer Stelle entzündet hatte, mußte er zu einer andern weitergehen; aber das Feuer, das er zu entzünden hatte, blieb das gleiche.

Das Gepräge der Predigt, das Kellner in Carlyles Stil im Grundzug richtig erkannt, das man als äußeres Kennzeichen seiner Schriften öfter gleichnisweise hervorgehoben hat, entspricht also tatsächlich dem Kern und dem inneren Wesen von Carlyles Wirksamkeit in Schrift und Wort:

Predigt im höchsten Sinne, Verkündigung Gottes.

Etwas Richtiges meint daher Fueter 1), wenn er vom Standpunkt der neueren Geschichtschreibung aus sagt, Carlyle sei nicht als Neues bringender Geschichtschreiber, nicht einmal als Biograph, sondern als Prediger zu "betrachten, der in der Geschichte Trost suchte und historische Gegenstände zum Text erbaulicher Betrachtungen machte". Nur war es nicht Trost, was er in der Geschichte suchte, sondern die Wahrheit in religiöser Gewandung, die sie ihm als Offenbarung Gottes bot, und nicht erbauliche Betrachtung; was er an geschichtliche Gegenstände anknüpfte, sondern leidenschaftliche Verkündigung. Der wissenschaftliche Wert seiner Geschichtschreibung ist vergangen; seine großen volkswirtschaftlichen Gedanken sind überholt; auch seine Schriften über Literatur und über deutsche Art werden mehr und mehr von der Bedeutung verlieren, die sie jetzt z. T. noch haben. Die Kleider seiner Verkündigung wandern eins nach dem andern in das Museum der Geistesgeschichte. Aber zu allen Zeiten wird der lebendige Inhalt seiner Verkündigung bleiben, wird seine Persönlichkeit, die von diesem Inhalt erfüllt war und durch jene Formen wirkte, ihre Frische und ihren Eindruck behalten für alle, die sie zu erfassen vermögen.

Carlyle hatte selber gar nicht die Absicht für die Ewigkeit zu schreiben. Er schrieb für seine Zeit²), und mit dieser veralten seine Gedanken, eben weil sie mehr und mehr in den selbstverständlichen Besitz der Allgemeinheit übergehen. Aber daß er aus vollem Herzen und von höchster Warte aus für seine Zeit schrieb, gibt seiner Persönlichkeit unveraltbaren Wert. Er bleibt für immer ein "Held" in seinem eigenen Sinne, und daneben sichert ihm die starke Wirkung, die er aus

2) Hensel 204.

 $^{^{\}rm 1})$ Eduard Fueter, Geschichte der neueren Historiographie. MünchenBerlin 1911, S. 455-459.

zuüben vermochte, einen dauernden Platz in der Geistesgeschichte Englands, ja der Welt. Er gehört der Weltliteratur an, gerade weil er mit beiden Füßen in seiner Zeit und seinem Volke steht — wie er selbst es, Goethes Gedanken einer Weltliteratur in eigener Fassung vorausnehmend, schon im Life of Schiller (123) aussprach: 'Perhaps, in a certain sense, the surest mode of pleasing and instructing all nations is to write for one'.

Der lebenstrahlende Kern seiner Persönlichkeit also ist es, der auch seiner Wirksamkeit für die deutsche Literatur Kraft und Nachdruck verleiht. Persönlichkeit und Wirken sind bei ihm nicht zu trennen. Deshalb bedeutet sein Auftreten den wichtigsten Abschnitt in der Geschichte der Beziehungen deutschen Geistes zu England.

Die erste Großtat auf diesem Gebiete und die erste größere "Predigt" nach der Bekehrung überhaupt war der State of German Literature. Das gibt diesem Aufsatz seine ganz besondere Bedeutung in der Geschichte dieser Beziehungen sowohl als auch im Leben Carlyles. Mit der Bekehrung hatte Carlyle sich selbst und Gott ganz gefunden; der erste größere Schritt, den er voller Fröhlichkeit, Zuversicht und Schaffensfreude in die neubeseelte Welt tat, das erste Werk, in dem er seinem Volke als Prediger im Vollbewußtsein seiner Verantwortung entgegentrat, der erste Abschnitt der frohen Botschaft seines Lebens — war der State of German Literature. So hatte noch keiner über die deutsche Literatur geschrieben, der Aufsatz mußte zündend wirken. — Dazu kommt die große inhaltliche Bedeutung des Aufsatzes, der mit den kleinlichen Vorurteilen aufräumte, zur Erkenntnis des Wesens der deutschen Literatur weiterführte und damit die englische Kritik einen großen Schritt vorwärts brachte.

So steht der State of German Literature an einem Wendepunkt sowohl in Carlyles Leben als auch in der Geschichte der deutsch-englischen literarischen Beziehungen und der englischen literarischen Kritik. Der Wert des Aufsatzes wird erhöht durch seine inneren Vorzüge. Er zeigt uns den ganzen Carlyle in allen seinen Eigenheiten, enthält alle Keime seiner Weltanschauung und gibt von manchen seiner Ansichten, so besonders von seiner Auffassung der Kritik, den ausführlichsten Bericht. Er hat noch die Milde, Vielseitigkeit und Rundung seiner Jugendwerke und verbindet damit schon die neue Begeisterung in der köstlichen Frische einer eben aufgebrochenen Knospe, auf die sich der Staub des Tages noch nicht gelegt hat. Die Nötigung zum Kampf drängt ihn vorerst nur zur Entfaltung aller seiner Kräfte, ohne schon seinen Blick in eine Richtung zu bannen und ihn in hemmende Einzelgefechte mit besonderen Gegnern zu verstricken. Das Verneinende seiner Sendung tritt hier noch ganz hinter das Bejahende zurück, der Aufsatz bietet das erfreuliche Bild friedlichen Aufbaus. Daß in Verbindung mit diesem ruhigen, edlen Gepräge der Abhandlung auch der Stil eine schöne Verschmelzung der Fülle, des Nachdrucks und der sprühenden Lebhaftigkeit der späteren Zeit mit dem stillen, klaren Fluß seiner Jugendschriften darstellt, wurde oben ausgeführt. Der State of German Literature ist infolgedessen das Werk, das am vollständigsten und am schönsten Carlyles ganzes Wesen widerspiegelt. Wenn die Engländer den Aufsatz über Burns, der aus der gleichen Zeit stammt, über alle andern Abhandlungen Carlyles stellen, so ist das zu verstehen, da er neben mancher dieser Eigenschaften den Vorzug hat, auch stofflich heute noch bedeutend zu sein. Der tiefste Gehalt ist in beiden Schriften der gleiche: die Verkündigung des Wirkens Gottes in der Geisteswelt. Legt man jedoch den größeren Wert nicht auf den äußeren Stoff, sondern auf die dahinter wirkende Persönlichkeit Carlyles, so gebührt dem State of German Literature der Vorrang. Für uns Deutsche zumal hat er weit größere Bedeutung, weil er seinem Stoffe nach die Grundlage für Carlyles spätere Aufsätze über die deutsche Dichtung und ein Markstein in der Geschichte des deutschen Geisteslebens in England ist.



STUDIEN

ZUR

ENGLISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

LORENZ MORSBACH

O. Ö. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT GÖTTINGEN

HEFT LXIII

HERMANN ALBERT

MITTELALTERLICHER ENGLISCH-FRANZÖSISCHER JARGON

HALLE A. S. VERLAG VON MAX NIEMEYER 1922

MITTELALTERLICHER ENGLISCH-FRANZÖSISCHER JARGON

VON

HERMANN ALBERT



HALLE A. S. VERLAG VON MAX NIEMEYER 1922 · MARKET AND MALL TAN

Inhaltsübersicht.

| | | e | Seite |
|----|----|--|-------|
| × | 1. | Einleitung | |
| | | | |
| 8 | 4; | Das Material | |
| | | I. Die Denkmäler des XIII. Jahrhunderts | |
| | | II. Das Denkmal des XV. Jahrhünderts | |
| | | III. Der Jargon | 19 |
| 3 | 3: | | 22 |
| | | I. Vokale | |
| | | Französisches A | 22 |
| | | Französisches E | 25 |
| | | Französisches schwachtoniges E | 26 |
| | | Französisches I, O, U | 29 |
| | | II. Die Diphthonge | |
| | | THE R. P. LEWIS CO., LANSING MICH. | 33 |
| | | | 34 |
| | | a) Die Mouillierung | 35 |
| | | | 36 |
| 3 | 4: | Die Flexion | |
| U | | 45 433 * | 37 |
| | | B) Genus | 41 |
| | | C) Nominalflexion | 46 |
| | | I. Substantiv | 46 |
| | | II. Artikel | 50 |
| | | III. Adjektiv. | 51 |
| | | IV. Pronomen | 53 |
| | | D) Verbalflexion | 56 |
| \$ | 5: | Der Akzent | 64 |
| | | Die Aphaerese | 67 |
| | | Die in den Text eingestreuten englischen Worte | 68 |
| S | | Zusammenfassung | 70 |
| 0 | | Literaturangahen | 79 |



Einleitung.

In der Zeit, deren literarische Produktion uns hier zu einem geringen Bruchteil beschäftigen soll, war das Verhältnis zwischen England und Frankreich alles andere eher als das einer "Entente cordiale". Als literarisches Produkt dieser Rivalität zwischen den beiden Ländern im XIII. bezw. XV. Jahrhundert sind uns einige kleine literarische Denkmäler überliefert, in denen französische Poeten den Gegner bei den eigenen Volksgenossen lächerlich zu machen suchen, indem sie radebrechenden Engländern ein entstelltes Französisch in den Mund legen. Diese Jargondichtungen sind in hohem Masse geeignet, uns weiteren Aufschluß zu geben über den Charakter der Sprache, die sich im englischen Mittelalter infolge der engen Berührung des Englischen mit dem Französischen seit der normannischen Eroberung herausgebildet hatte. Ueber die Geschichte des Anglofranzösischen in England und den Geltungskampf der beiden Sprachen mit dem schließlichen Siege des Englischen ist bereits von anderen eingehend gehandelt worden. Ich verweise hier auf die Darstellung "des Aufkommens der englischen Sprache in privatem und offiziellem Schriftverkehr nach der normannischen Eroberung" in Morsbachs Buch "Ueber den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache", Heilbronn 1888; ferner auf die Literatur, wie sie zitiert ist bei Behrens, Beiträge zur Geschichte der französischen Sprache in England, Französische Studien V, 1887, S. 1-6; Luick, Historische Grammatik des Englischen § 47; Morsbach, England und die englische Gefahr, 1917, S. 53 ff.; Remus, Die . . . romanischen Lehnworte Chaucers, Halle 1906, Einleitung. Ueber den Charakter dieses Aglfrz, hat sich zuerst am klarsten Morsbach geäußert in einem Aufsatz "Ueber anglofranzösische Konsonantendehnung" als Anhang zu der Schrift "Die angebliche Originalität des Frühmittelenglischen King Horn" in den Beiträgen für romanische und englische Philologie, Festschrift für Wendelin Foerster, Halle 1902.

"Das Anglofranzösische stellt weder eine rein erhaltene französische Mundart (gleichviel welche), noch auch eine Mischung verschiedener rein erhaltener französischer Mundarten dar, sondern hat sich, von einer noch nicht genau genug bestimmten altfranzösischen Grundlage aus, durch die vielen doppelsprachigen Individuen, die englisch und französisch zugleich sprachen, mithin durch die enge Berührung und Vermischung mit dem englischen seit dem XII. Jahrhundert immer mehr zu einem

eigenartigen französischen Jargon entwickelt, der noch ganz anders ausgeartet wäre, wenn nicht die anglofranzösische Literatursprache in England durch die konstante Berührung mit dem Kontinentalfranzösischen, besonders der sich rasch verbreitenden Zentralfranzösischen Gemeinsprache in Schranken gehalten wäre. Ob sich dieser Jargon in einigen Punkten organisch weiterentwickelt hat, ist dabei eine Frage von ganz besonderer Bedeutung. Wie dem aber auch sei: für diese mit englischen Elementen stark durchsetzte französische Sprache ist die Bezeichnung. "anglofranzösisch" der treffendste Ausdruck"). Diese Auffassung hat

vielmehr den allgemeinen durch die Eroberung geschaffenen und später durch die überlegene französische Kultur neu beeinflußten sprachlichen Zuständen".

Wenn Luick (Historische Grammatik, § 47, S. 69) annimmt, daß die eingewanderten Normannen zunächst ihren heimischen Dialekt, also Nordfranzösisch, gesprochen hätten und daß seit dem 12 Jahrh., als die Plantagenets auf den Thron gelangten, die inzwischen erstarkte zentralfranzösische Gemeinsprache zur Geltung gekommen sei, so hat das Zachrisson (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 133, S. 451) mit Berufung auf Vising und Morsbach mit Recht zurückgewiesen: "In his account of the French element in English, Luick makes one or two statements which are not well founded. Thus the theory that the Anglo-French dialect was superseded by Central French at the time of the accession of the Plantagenets is hardly correct. We have reasons to believe that one — comparatively homogeneous — dialect, i. e. Anglo-French, was spoken in England from the Conquest to the end of the

¹⁾ Ueber die Beziehungen des Zentralfranzösischen zum Agfrz. hat sich Morsbach ausgesprochen in der Rezension von Emerson "The History of the English Language" in Anglia, Beibl. VII, 1897, S. 332 ff.: "... Ebenso wie Freeman schlägt auch der Verfasser den letzteren (= zentralfranzösischen) Einfluß entschieden zu hoch an. Er steht in gar keinem Verhältnis zu dem Einfluß des Anglofranzösischen, das in England feste Wurzeln gefaßt und sich unter der Einwirkung der englischen Umgebung selbständig in me. Zeit weiterentwickelt hat. Auch ist der immerhin nicht unbedeutende Einfluß des späteren Kontinentalfranzösischen erst ermöglicht worden durch den günstigen Boden, den das Normannentum in England dem fremden Idiom schon bereitet hatte. Die reiche anglonormannische Literatur im 12. Jahrh. legt doch von einem starken und blühenden Franzosentum in England unwiderlegliches Zeugnis ab ... Der Verlust der Normandie (1203) setzt zwar einer ungestörten sprachlichen Wechselwirkung zwischen England und dem Kontinent einen Damm entgegen, hindert aber das Anglofranzösische nicht, in England weiter Fuß zu fassen und sich auszubreiten. Robert of Gloucester (um 1300) wie andere Schriftsteller bestätigen, zum Teil nicht ohne Bedauern, einen wie breiten Raum das Französische damals, abgesehen von den niederen Ständen, im Leben der englischen Nation einnahm Auch spricht nicht dagegen, daß der Abstand des Anglofranzösischen von dem Pariser Französisch bald empfunden wurde. Es beweist das aber nicht, daß das Anglofranzösische an Einfluß schon verloren hatte. Es war eine sprachliche Dekadenz, aber darum noch kein sinkender Einfluß des Anglofranzösischen. Daß aber, wie einmal erwähnt wird, ein englischer Ritter für seinen Sohn einen Lehrer aus Frankreich kommen läßt, beweist nur, daß der Sohn das Pariser Französisch lernen sollte, weil es in höfischen und höchsten Kreisen für feiner galt. Wie zäh sich das in England gesprochene und weiterentwickelte, freilich durch das Kontinentalfranzösische nicht unbeeinflußte Anglofranzösische die Jahrhunderte hindurch erhielt, beweist unter vielem anderen auch die Priorin Chaucers. Der Dichter will an der bekannten Stelle wohl kaum dem in England immer mehr verfallenden Anglofranzösischen einen Hieb versetzen, als vielmehr bloß die Priorin charakterisieren, deren sonstige feine Manieren und Vornehmtuerei mit ihrem Anglofranzösischen nicht im Einklang stand. Der feingebildete Engländer gab sich damals ohne Zweifel Mühegutes Pariser Französisch zu sprechen. Der lange Gebrauch des Französischen in England ist also weniger dem englischen Konservatismus zuzuschreiben, als

Morsbach später durch folgende Feststellungen erweitert, die aus Burghardts Untersuchungen über den Einfluß des Englischen auf das Agn. (Studien zur engl. Phil. 24, 1906) unzweifelhaft hervorgehen:

1) daß das Agn. sich unter englischem Einfluß selbständig, also

organisch weiterentwickelt hat,

2) daß die Zersetzung und teilweise Umformung des Agn. nach englischem Muster sowohl den französisch sprechenden Engländern, als auch den englisch sprechenden Franzosen in England zu verdanken ist,

3) daß das Kontinentalfranzösische, besonders das Zentralfranzösische, einen hemmenden Einfluß auf das sich rasch zersetzende Französisch in England (das Anglofranzösische) ausgeübt hat. Dieser hemmende Einfluß war natürlich am stärksten in der anglofranzösischen Literaturund Schriftsprache, am geringsten in der anglofranzösischen Alltagssprache.

Die folgende Untersuchung der Jargondichtungen ist geeignet, die Ansicht Morsbachs in klarer Weise zu bestätigen; ja, es wird sich auch hier herausstellen, daß dieser Jargon sich tatsächlich "organisch" weiterentwickelt hat und zwar in der Weise, daß er im Laufe der Zeit ganz in das Fahrwasser der englischen Sprachentwicklung geraten ist. Es ist bisher bei Untersuchungen über das Anglofranzösische meistens auf den Einfluß des Französischen auf das Englische hingewiesen worden. Die Kehrseite der Frage, nämlich die nach dem Einflusse des Englischen auf das in England gesprochene Französisch, ist lange Zeit überhaupt nicht aufgeworfen worden. Abgesehen von kleineren Bemerkungen Toblers und Suchiers, über die Stimming in seiner Ausgabe des "Anglonormannischen Boeve de Haumtone" berichtet, hat sich in einer längeren Untersuchung Burghardt 1) mit dieser Frage beschäftigt. Meiner Untersuchung sind zugrunde gelegt einige Texte des XIII. sowie ein größerer des XV. Jahrhunderts. In diesen Texten finden sich eingestreut Teile eines entstellten Französisch, wie es von radebrechenden Engländern im Mittelalter gesprochen sein mag. In seiner Untersuchung "Zur Lautlehre der französischen Lehnworte im Mittelenglischen", französische Studien V, 1886, nimmt Behrens des öfteren aus zwei Jargontexten des XIII. Jahrhunderts Belege zur Erklärung von Eigentümlichkeiten lautlicher Art des Anglofranzösischen. (So S. 65, 71, 95 u. ö.) Außerdem hat John E. Matzke bereits eine kurze Studie dieser Denkmäler mit Ausnahme der Bataille des Vins geliefert²). Abgesehen davon, daß Matzke aus diesen Denkmälern längst nicht das herausholt, was herauszuholen ist (dürfte

 $^{15^{}m th}$ cent., after which date French ceased to exist as an independant spoken dialect on the other side of the Channel". Ebenso irrig ist Luicks Ansicht dort (mit Berufung auf Jespersen, S. 67). "daß erst von der Mitte des dreizehnten bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Hauptmasse der französischen Lehnwörter ins Englische gekommen sei, soweit sie im mündlichen Verkehr übernommen wurden". Gegen diese Ansicht macht Zachrisson (a. a. 0.) mit Recht die Zeugnisse geltend, wie sie die Arbeiten von Behrens u. Reichmann hieten Allarding ist seh Zechrischen aben engeführte Charakterisierung des bieten. Allerdings ist auch Zachrissons oben angeführte Charakterisierung des "Anglo-French" als eines "comparatively homogeneous dialect" nicht zutreffend. Das in England gesprochene Französisch war keineswegs "homogeneous"; wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen.

¹⁾ Burghardt: Ueber den Einfluß des Englischen auf das Anglofranzösische, Morsbachs Studien zur englischen Philologie, Bd. XXIV, Halle 1906.
2) John E. Matzke: Some Examples of French as spoken by Englishmen in old French Literature. Mod. Phil. III, 1905—6, p. 47 ff.

auch wohl nicht beabsichtigt gewesen sein), stellt er manche Behauptungen hinsichtlich der Echtheit des Jargons auf, zu denen ich meine Zustimmung versagen muß. Mod. phil. III, p. 6 sagt er: "The dialect in these passages is not strictly an English brogue. In fact, it would be difficult to say, not perhaps what should be present, but what should be absent from such speech. The Authors make use of inaccuracies of all sorts, such as are common in the mouths of foreigners speaking a language incorrectly. These may affect the pronunciation or the morphology and syntax. The former can be reproduced but imperfectly without the aid of phonetics; the latter are not subject to definite rules. It is evident, however, that in the thirteenth century, as to day, three main types of brogue seemed humorous to the Frenchman — that of the Provencal, the German, and the Englishman; a fact which is clearly brought out by the question of the Frenchman in the "fabliau", 51: "Es-tu Auvergnaz ou Tiois?" Each of these brogues has distinct traits of its own, but careful observation is necessary to reproduce them. In the passages under consideration they are confused, and the language of these Englishmen contains traits that belong properly to the Auvergnat or the German".

Matzke kommt dann schließlich zu einem negativen Resultat mit folgenden Worten: "There are many other particular errors that might be cited, some of which give a rather humorous turn to the language of these Englishmen speaking French. But enough has been brought out to show that the brogue attributed to Englishmen in Old French literature is to a certain extent made up of various sources, that some are the result of exact observation of the pronunciation, and that the greater part of the humor comes from morphological and syntactical errors which do not belong solely to the French of Marlborough or the school of Stratford atte Bowe".

Diese Auffassung Matzkes stützt sich auf manche Erscheinungen lautlicher und flexivischer Art, die nach seiner Ansicht aus anderen französischen Dialekten oder sonstigen Jargons zusammengesucht sind und sich nicht mit englisch-französischem "brogue" identifizieren lassen. Indessen werden wir im Laufe der Untersuchung sehen, daß alle diese Punkte sich sehr einfach aus anglofranzösischen Eigentümlichkeiten oder durch Einfluß des Englischen auf das in England gesprochene Französisch erklären lassen. Ich verstehe manchmal nicht, wie Matzke eine lautliche oder flexivische Eigentümlichkeit mit einer leichten Handbewegung als "German" oder "Provençal" abtun kann, wo ein Blick in die Literatur über das Anglofranzösische genügt hätte, sich von dem Gegenteil zu überzeugen. Gewiß ist die Sprache unserer Jargontexte nicht mit dem Phonographen aufgenommen worden, sie ist eben Karrikatur, aber doch nicht in dem Maße, daß sie einfach ein regellos verderbtes. Französisch bieten, wie es jeder Pariser Komiker damals hätte produzieren können durch Zuhilfenahme von lächerlich wirkenden Dialektizismen und Vulgarismen. Im Gegenteil, ein näheres Zusehen wird uns überzeugen, daß in dem Jargon unserer Texte System liegt. Die Untersuchung wird zeigen, daß alle Unregelmäßigkeiten, besonders die Verstöße gegen die altfranzösische Flexion, nur im Munde eines Engländers entstehen konnten; die Eigenart des Englischen hat in deutlicher Weise auf den Jargon abgefärbt.

Wir wollen uns vor Augen halten, daß für die Zeit der Doppelsprachigkeit in England wir vier Sprachen unterscheiden müssen:

1. Das Englisch der Engländer,

2. Das Französisch der Franzosen (sowohl der in Frankreich wie der in England geborenen),

3. Das Englisch im Munde der Franzosen (das bald reiner, bald

gemischter gesprochen wurde),

4. Das Französisch im Munde der Engländer.

Die Zahl derer, die das Französisch als Muttersprache redeten, wird bald abgenommen haben (in den unteren Schichten eher als in den oberen). Dagegen muß die Zahl der Doppelsprachigen sehr stark gewesen sein und sich im Laufe der Zeit vermehrt haben. Die beiden letzteren Idiome bildeten naturgemäß bald unter Begünstigung durch die wachsende Zahl der Bilinguen jenen eigenartigen Jargon heraus, von dem Morsbach redet, und wie er sich in karrikierter Form in unseren Texten findet. Daß unser Jargon kein totes Sprachgemisch ist, das zeigt die lebendige Tendenz zur Fortentwicklung, wie sie sofort in die Augen springt bei einem Vergleich der Denkmäler des XIII. Jahrhunderts mit dem des XV. Im letzteren ist das verderbte Französisch seiner ganzen Struktur nach weiter nichts als eine sozusagen auf den Leisten des englischen Sprachgefühls geschlagene Sprache.

Als zweite Tatsache lehrt uns in unzweideutiger Weise unser Jargon, daß wir bei der Beurteilung des Anglofranzösischen davon auszugehen haben, daß das Französisch in England nicht im Munde eines jeden Engländers gleich lautete. Wir müssen hier Unterscheidungen sozialer Art treffen nach Bildungs- und Gesellschaftsklassen. Die Arbeit von Dolle 1) z. B. über Dan Michel teilt die Lautlehre des französichen Wortschatzes nach dem Vorgehen von Behrens ein in Laute, die im Englischen die französische Betonung behalten, und solche, die sie verlieren bezw. nach germanischem Akzentsystem eine andere Betonung erhalten. Diese schematische Anwendung des Betonungswechsels, wie sie Behrens für das gesamte Lehnwortmaterial einer längeren Periode wohl anwenden konnte, auch auf einen einzelnen Autor, ist denn doch verfehlt. Bei der Beurteilung des tranzösischen Wortschatzes eines me. Denkmals müssen wir eine ganz individuelle Methode anwenden, in erster Linie ein Bild gewinnen von der sozialen Stellung des Autors und von seinem Verhältnis zum Französischen. Es ist klar, daß in den Schichten, die nur in losem Konnex zu einem korrekter gesprochenen Französisch standen, sich die Tendenz zur Entstellung des Frz. und zur Umformung des fremden Idioms nach eigenem Sprachgefühl viel eher und radikaler durchsetzt, als in gebildeten Kreisen, die doch in näherer Beziehung zur französich redenden Hofgesellschaft und den französisch sprechenden Regierungsbeamten standen, oder doch wenigstens danach strebten, die Sprache des Kulturlandes Frankreich - und ein solches war Frankreich damals im Vergleich zu England in der Tat - sich einigermaßen korrekt anzueignen. Wir werden im Laufe der Untersuchung viele Eigentümlichkeiten von diesem Gesichtspunkte aus beurteilen müssen. Daß dieser

¹⁾ Rudolf Dolle: Graphische und lautliche Untersuchungen von Dan Michels Ayenbite of Invit, Diss. Bonn 1912.

Jargon nicht nur ein von Seiten des Engländers entstelltes Französisch ist, sondern auch englische Bestandteile enthalten haben muß, lehren die englischen Brocken, die sich hier und da in den Text eingestreut finden zur deutlicheren Markierung des speziell englischen "brogue". Wie im folgenden der die Anglizismen behandelnde Abschnitt zeigen wird, erscheinen diese englischen Worte zum größten Teil in der charakteristischen Form, wie sie nur im Munde von Franzosen geklungen haben können. Näheres hierüber wird der betreffende Abschnitt bringen.

Hauptzweck dieser Arbeit ist nicht etwa, eine vollständige Lautund Flexionslehre des Jargons zu geben; ich beschränke mich daranf, die vom kontinentalfranzösischen Gebrauch abweichenden Formen zu behandeln uud vor allem hoffe ich klar darzulegen, wie der Engländer über das uns überlieferte Schrift-Anglofranzösisch hinausgreifend rücksichtslos dazu übergeht, das fremde Idiom seinem eigenen Sprachgefühl flexivisch, syntaktisch und in Betonungsverhältnissen unterzuordnen.

Daneben betrachte ich das Material dieser Untersuchung unter einem höheren Gesichtspunkte allgemein sprachlicher Art. Wir sehen hier nämlich in plastischer Weise die Umformung einer Sprache nach Gesetzen einer anderen; wir sehen hier ferner, um mit Meyer-Lübcke (Hist. Gramm d. frz. Spr. I 2 § 18) zu reden, wie "das wirkliche sprachliche Leben in den mittleren und unteren Schichten allein vor sich geht". "Die Unterschicht, die ein natürliches Sprachleben führt, die noch mit den Ohren hört und mit dem Munde spricht, die nicht wie die Oberschicht einen großen, vielleicht den größten Teil ihres Sprachstoffes durch die Augen in sich ausnimmt und mit der Feder in der Hand von sich gibt, die bildet die Sprache weiter, ohne Absicht und auch in zunächst unmerklicher Entwicklung, und da sie der Oberschicht an Zahl überlegen ist, so folgt diese ihr meistens, wenn auch nur langsam und oft erst nach heftigem Widerstreben, oft auch nicht einmal ahnend, daß sie nicht mehr so spricht, wie sie nach ihrer Ansicht sprechen sollte, d. h. wie sie nach einem veralteten, durch die Sprachentwicklung vielleicht längst überholten Gebrauch zu schreiben gewohnt ist. Wenn dem Gebildeten aber zum Bewußtsein kommt, daß Wort und Wortbild sich nicht mehr decken. dann gilt eben das Wortbild als Norm, und Schule und Haus halten streng darauf, daß die Kinder "jeden Buchstaben richtig aussprechen", vor allem auch keinen "verschlucken". So gehen denn beide Sprechweisen neben einander her: Auf der einen Seite die alte, die "mustergiltige", d. h. die unnatürliche der Oberschicht, auf der andern Seite die neue, die sog. "vulgäre", "ungebildete", die natürliche Sprechweise der Unterschicht, die meistens auch die Zukunftssprache der Oberschicht ist" 1).

In unseren Texten nun sehen wir weiter klar, nach welchen Grundsätzen und Tendenzen die Sprache des Volkes wirtschaftet in ihrer Fortentwicklung. Es sind nicht physiologische Ursachen (Accentwirkung, Aussprache-Erleichterungen, Abschleifungen usw.), die in erster Linie Veränderungen des Lautkörpers und damit des ganzen Sprachcharakters herbeiführen; das entscheidende Agens ist vielmehr der Bedeutungsinhalt,

¹) Aus einem Aufsatz von Dr. Heinrich Schröder — Kiel, "Hyperkorrekte (umgekehrte) Schreib- und Sprechformen bes. im Niederdeutschen". Germ. roman. Monatsschr. Jan./Febr. 1921, Heft 1/2.

den die einzelnen Lautgruppen für den Sprecher haben. Diese Ansicht ist in großen Zügen zuerst klar ausgesprochen von Morsbach in der Schrift "Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen", Berlin 1913 ¹). Im Verlaufe dieser Arbeit werden wir sehr oft auf dieses Problem zu sprechen kommen. Gehen wir doch von der lebenden Sprache aus. Wer Gelegenheit gehabt hat, in der vor dem Kriege ziemlich internationalen Arbeiterwelt des westlichen Ruhrkohlengebietes in Gespräche zu kommen mit Arbeitern italienischer, ungarischer, polnischer, amerikanischer oder sonstiger Herkunft, der wird diese Ausführungen unterstreichen können. Diese Leute radebrechen ein verworrenes Deutsch, das indessen je nach der Herkunft des Sprechers individuell und national verschieden ist in Lautgebung, Modulation, Accentuierung, flexivischer und syntaktischer Eigenart. Als oberstes Gesetz für die Sprachverwirrung dieser Leute gilt, daß Besonderheiten des Deutschen flexivischer und syntaktischer Art, die in ihrer Bedeutung für den Ausländer undurchsichtig sind, in erster Linie vernachlässigt und verwirrt werden. So sind z. B. amerikanische Arbeiter (es sind das meist in Amerika aufgewachsene Polen) besonders geneigt, die für sie in ihrer Bedeutung unklaren zahlreichen Unterscheidungen des Deutschen nach Genus, Numerus und Casus durcheinander zu werfen; abgesehen davon, daß sie auf das Deutsche ihre eigene Lautgebung und Modulation übertragen, zeichnen sie sich außerdem aus durch eine uns komisch klingende Wortstellung nach englischer Art. Ungaren fällt es gleichfalls sehr schwer, sich an die Genusunterscheidungen des Deutschen zu gewöhnen; man gestatte mir hier einen besonders krassen Fall aus meiner Erfahrung anzuführen. An einer norddeutschen Universität ist ein Privatdozent ungarischer Abstammung tätig, der sich in seinem Vortrag dadurch auszeichnet, daß er die deutschen Relativa "der, die, das" auf ein neutrales Wort "was" reduziert. Aus seinem Vortrage habe ich mir einige Sätze mit dieser Eigentümlich-

"Die Struktur des amerikanischen Geld- und Kapitalmarktes, was sich durch eine weitgehende Dezentralisation auszeichnet", oder "Der Diskont der deutschen Zentralbank, was während des ganzen Krieges konstant geblieben ist", und für das Neutrnm das:

"Das deutsche System der Kriegsfinanzierung, was hauptsächlich in

Emissionen langfristiger Anleihen besteht".

Wir haben hier eine Parallele zu der in unserem Jargon sehr beliebten Reduktion auf einen Typus.

¹) Außerdem wird die wichtige Rolle der Bedeutung für die Existenz der Wortsilben seit Jahren von Prof. Morsbach in Uebungen und Vorlesungen gelehrt. Viele Erscheinungen, besonders der engl. Sprachgeschichte, finden, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, einleuchtende und einfache Erklärung. Inzwischen haben die Ausführungen Morsbachs in der genannten Schrift Schule gemacht. Durch Morsbachs Schrift angeregt, (wenigstens besagt das die vorauszusetzende Kenntnis der Fachliteratur und die kurze Erwähnung Morsbachs p. 131), hat Horn neuerdings sich diese Anschauung zu eigen gemacht und in einer sehr dankenswerten Abhandlung (Sprachkörper und Sprachfunktion, Berlin 1921) an Hand zahlreicher Beispiele aus der Sprachgeschichte das Verhältnis von Wortsilbe und Bedeutungsinhalt breit ausgeführt.

Unter den hier dargelegten zwei Hauptgesichtspunkten:

a) können wir von einer organischen Fortentwicklung des in England gesprochenen Französisch reden und wie ging sie vor sich?

b) das Prinzip des Bedeutungsinhalts als bestimmender Faktor bei

Veränderungen des Lautkörpers ist die Arbeit durchgeführt.

§ 2.

Das Material.

Ich zitiere hier aus Matzke (Modern Phylology III) und den Ausgaben der Texte, wo das zum Verständnis des Zusammenhangs nötige in knapper Form gesagt ist.

I. Die Denkmäler des 13. Jahrhunderts.

1) Das "Fablian de deux Anglois et de l'Anel" hrsg. von Montaiglon et Raynaud: "Recueil général des Fabliaux des XIII° et XIV° siècles", Tome II, p. 178—182, Paris 1877.

Der Inhalt des Fabliau ist nach Matzke folgender:

"The Fabliau of the two Englishmen is a jest in the style of this category of literature, turning upon au Englishman's pronunciation of the word aignel as anel. During a visit which two Englishmen make to France one falls sick and is nursed by his comrade. When the crisis is past and the patient begins to recover his health and appetite, he says to his companion

> Triant . . . par seint Tomas, Se tu avez i anel cras Mi porra bien mengier, ce croi (25—27).

The comrade sets out at once to find the desired delicacy. Entering a house, he addresses the owner in French:

Au mielz qu'il onques pot parler; Mais onc tant ne s'i sot garder Que n'i entrelardast l'anglois Ainsi farsisoit le françois (35-38).

In his best French he asks for an anel cras, but the Frenchman fails to understand him. He says to him:

Ge ne sai quel mal fez tu diz: Va t'en, que tes cors soit honiz! Es tu Auvergnaz ou Tiois? (49—51).

And the answer comes back .

Nai, nai ... mi fout Anglois (52).

Then he explains his errand, that he desires to purchase an anel for a sick friend. Now the she-ass of the Frenchman has just presented him with a young donkey, and, understanding the Englishman to be in search of such an animal, he sells it to him. The stranger takes it home and prepares it for his convalescent countryman. When the meal is over, the patient begins to suspect the mistake and accuses his friend of having served him some other animal than an anel. The skin, with head, ears, and feet is produced, and when he sees it, the patient exclaims:

Si fait pié, si faite mousel Ne si fait pel n'a mie ainel.

Cestui n'est mie fils bèhè (99-103).

The friend agrees:

Tu dites voir, par seint Felix, Foi que ge doi à seint Joban, Cestui fu filz ihan, ihan (106—8).

When the patient sees what has been done, he laughs so heartily that he recovers his health".

2) Die Geschichte vom Fuchs, der unter der Maske eines englischen Jongleurs ein entstelltes Französisch spricht.

(Ausgabe von Martin: Roman de Renart Band I, p. 62 ff.)

"The passage in point in the Roman de Renart occurs in the second half of the first branch, commonly known as Renart tein-

turier; a better title would be Renart jongleur.

For his offenses Renart has been put under public ban. Anyone finding him is ordered to kill him. During his flight he arrives on the top of a hill, and, turning his face to the east, he prays God to aid him to find a disguise that will conceal him from his pursuers. Presently he arrives before the house of a dyer, who has just prepared his colors for the purpose of dyeing some cloth yellow. Finding the window open, and not aware of the vat which stands on the other side, he jumps into it. When the dyer returns, he induces him very skilfully to aid him to clamber out of the involuntary bath, in which he has almost found his death, and runs away colored a beautiful yellow.

Now he meets his arch-enemy, Ysengrin, but, reassured by the

Now he meets his arch-enemy, Ysengrin, but, reassured by the thought that he will not be recognized in his disguise, he resolves to change his language. When the wolf comes up and asks him who he

is, Renart replies:

Gode helpe ... bel sire Non saver point ton reson dire (2351, 2352)

and upon the further question whether he is a Frenchmann, he answers:

Nai, mi seignor, mais de Bretsing (2357).

He has lost his companion and his way, has hunted for him through France and England, and wishes now to return to his home, but would first visit Paris, since he has learned to speak French. Ysengrin asks him what his business is, and he replies:

Ya, ge fot molt bon jogler (2370)

but he has been robbed the day before and has lost his viel (i. e., vielle). If he could recover it, he would sing; he has not eaten for two days, and his name is Galopin. He inquires after the king, suggests that Ysengrin might supply him with a vielle, and continues:

Je fot servir molt volenter Tote la gent de ma mester. Ge fot savoir bon lai Breton Et de Merlin et de Noton, Del roi Artu et de Tristran, Del chevrefoil, de saint Brandan (2387—92).

Upon the question whether he knows also the lay of dam Iset, he replies:

Ya, ya: goditoet, Ge fot saver . . . trestoz (2394, 2395).

Ysengrin then asks whether by chance he has seen Renart, and the fox has to listen to a very uncomplimentary description of himself.

Finally the two set out to steal a vielle in the house of a vilain, and during this expedition Ysengrin is as usual maltreated, while Renart escapes with the booty. He goes into retirement for a fortnight, learns to play the instrument, and at the end of this period, still in disguise, he arrives at his own home just as his wife, who thinks him dead, is about to marry Poncet, the cousin of Grinbert, the badger. Renart serves as jongleur at the wedding. In the evening he plays one of his characteristic tricks upon the bridegroom, and in the end makes his identity known to his wife".

3) Eine Episode aus Philippe de Beaumanoir's: Jehan et Blonde (Ausg. von Herm. Suchier: "Oeuvres poétiques de Phil. de Remi, Sire de Beaumanoir, Tome II, Paris 1885) Vers: 2639—40, 2643—6, 2649—51, 2658—61, 2685—6, 2697—2702, 2778—9, 2816—2820, 2831—40, 2845—6, 3103—68, 3358—78, 4497—8, 2703—5, 4491—96.

In Jehan et Blonde the English dialect comes in with one of the characters of the story. Jehan de Dammartin had left his home to seek fortune in England, had found a protector in the Count of Oxford, and had won the love of Blonde, the count's daughter. Called back to his home by the news of this mother's death and the serious sickness of his father, he makes an agreement with Blonde that he will return to carry her away a year from their night of parting. In the meantime the Count of Oxford decides to marry her to the Duke of Gloucester, and, as Jehan returns to fulfil his promise, he falls in with the duke, who is on his way to the wedding. The picture of this Englishman is drawn by Philippe de Beaumanoir with not a little skill. He is loud and boisterous, overbearing and patronizing, the very opposite of the sharp, sly, and quiet Frenchman. From the moment that he sees him, he is ready to laugh at the Frenchman, yet his natural stupidity prevents him from appreciating the jokes which the latter aims at him. He receives them with bursts of stupid laughter, and later in the day, when he relates the incidents to the Count of Oxford, he laughs again at the stupid fellow, who had given him such amusement. He is a typical picture of the French conception of the English character.

Meeting the young Frenchman on the highway, he asks him for his name:

Si vaut a lui parler franchois Mais sa langue torne en Englois (2635, 2636).

Jehan answers that he is called Gautier, and he replies: Gautier? Diable: ce fu non sot (2643).

Then he offers to buy the palfrey which Jehan's squire is leading along upon which Blonde is to escape with him:

Voelle vous vendre? Je cater, Si vous vol a raison donner. Il fout mout bel prendre deniers (2649—51).

Jehan sets a price so high that he exclaims:

Nai, par la goiffe biu, nai, nai!

Quo deble! ce sera trop chere. En vous a bone sote entere.

N'en voelle plus, tiene vous pes (2658-61).

Presently it begins to rain, and the duke's finery becomes soaked. Jehan laughs, and when the duke asks for the reason of this levity, he replies that a man as rich as he ought always to carry his house with him, and the Englishman bursts into a shout of stupid laughter. His companions agree:

... tout voir Francis sont Plus sote c'un nice brebis (2704, 2705).

On crossing a ford the duke misses the way and falls into the water. Jehan suggests that, if he were as rich as he, he would always carry his bridge with him, and this remark calls forth new shouts of laughter from the English party.

Arrived at their destination, the duke invites Jehan to go with him to the castle He replies that a year ago he had set a trap to catch a bird, and he now wishes to see whether he had caught him. The English laugh again and the duke adds:

Laisse vous pes, viene vous fete Garder de le plus bel porcel Dont puisse homme baisier mosel. Demain la puès veoir bouser A moi, se tu voeles aler (2836—40).

The duke goes to the castle, where he relates to the Count of Oxford the good jokes which he had heard from the foolish Frenchman (3103—68). In the meantime Jehan meets Blonde at the appointed place, and together they escape to Dover, where a ship lies in waiting for them. They are pursued by the duke and his men, but Jehan performs miracles of bravery, and the duke is forced to give up the fight. His men counsel him to desist.

Ce sont debles et anemis
En combatre de par Francis.
Deble puissent vers aus aler!
Lesse vous vo pourcel pouser.
Vous trouvera pourcel plenté;
N'as plus vers ceste volenté (4491—96).

And the duke accepts the advice:

Vous disa bien ... nai; Mauvais sont, et que faire n'ai (4497, 4498).

Jehan is allowed to bring Blonde in safety to France.

4) Song of the peace with England.

Ausg. von Thomas Wright: The Political Songs of England from the reign of John to that of Edward II, London 1830 p. 63 ff. Dieses Gedicht ist überliefert in einer Hs. des 13. Jahrhunderts und ist dort begleitet von der:

5) Chartre de la Pais aus Anglois.

Ausg. von Jubinal: Jongleurs et Trouvères, Paris 1835 und im Anhang zu der oben genannten Ausgabe des "Song of the Peace with England", p. 360.

6) Ein der Chartre ähnliches Dokument aus dem Jahre 1299.

Ausgabe von Gaston Raynaud: Romania, Vol. XIV, p. 280, daselbst gibt Raynaud eine Charakteristik der drei zuletzt genannten Texte, die ich hier zitiere:

"La Pais aus Englois, petit poème satirique, qui semble avoir été composé au commencement de l'année 1264, à l'occasion de l'intervention de Louis IX. dans les affaires d'Angleterre, est accompagné, dans le manuscrit qui le contient, de la chartre de la pais aus Englois, sorte de parodie burlesque des proclamations de traités de paix faites par les hérauts d'armes sur les places publiques. Cette pièce, rédigée dans le mauvais français que les auteurs du moyen âge placent d'ordinaire dans la bouche des Anglais, quand ils veulent provoquer le rire d'auditeurs faciles à amuser, se rapporte comme la précédente à la protection donnée par Louis IX. à Henri III. contre ses vassaux ... Une autre pièce du même genre se trouve sur un des feuillets de garde du ms. fr. 1933 de la Bibliothèque nationale de Paris. En comparant cette pièce à la précédente, il est facile de voir que c'est une simple imitation où les personnages seuls ont changé; la paix se fait ici entre Edouard Ier, roi d'Angleterre, et Philippe le Bel. La date de 1299 nous indique qu'on a voulu parodier le traité de Montreuil, par lequel Philippe le Bel rendait la Guyenne à l'Angleterre."

7) Auf einen bisher in Bezug auf den Jargon noch nicht ausgewerteten Text machte mich Herr Prof. Morsbach freundlichst aufmerksam:

Henri d'Andeli: Bataille des vins (hsg. von Héron: "Oeuvres de Henri d'Andeli", Paris 1881, p. 23 ff.). Hier finden sich drei Verse (174—76), wo der den Wein kostende "prestres anglois" in demselben Jargon spricht.

II. Das Denkmal des XV. Jahrhunderts.

8) Eine Episode aus dem Mistère de Saint Louis (hsg. von Francisque Michel: Le Mistère de Saint Louis, Westminster 1871). Das Mistère ist überliefert in einer schlechten Handschrift vom Jahre 1472; künstlerisch ohne jeden Reiz hat es an Interesse gewonnen lediglich durch die Partie, wo der König von England und seine Ritter ein gebrochenes Französisch reden (p. 55—74).

Der Herausgeber bemerkt hierzu (p. II-V): "Quant aux autres personnages, ils sont historiques ou imaginaires, et tous, ainsi que l'on doit s'y attendre, apparaissent sur la scène avec les idées et le langage qui avaient cours au XVº siècle. A cette époque, les Français n'avaient pas encore perdu le souvenir de la guerre de cent ans, et, si les flèches des archers anglais avaient cessé de siffler à leurs oreilles, ils continuaient, cependant, à l'exemple de leurs ancêtres, à décocher à l'ennemi les traits du ridicule, à lui prêter un langage barbare, émaillé de jurons pareils à ceux que Ben Jonson devait présenter plus tard comme une importation française. Ces traces de l'ancienne prononciation de notre langue par les Anglais, pareille, selon toute apparence, à celle du français de Stratfordle Bow parlé par la prieure de Chaucer, ont semblé aux membres éclairés du Roxburghe Club bonnes à recueillir, . . . Sans de pareilles considérations, il faut bien l'avouer, l'ouvrage ne méritait guère les honneurs de l'impression: on n'y découvre aucune espèce de plan, et le style en est plat et sans couleur."

Beim Zitieren der einzelnen Jargontexte verwende ich folgende Abkürzungen:

F = Fabliau de deus Anglois,

P = Song of the Peace with England,

B = Philippe de Beaumanoir: Jehan et Blonde,

R = Roman de Renart,

Ch = Chartre de la Pais aus Anglois,

C = das der Chartre ähnliche Dokument vom Jahre 1299,

A = Henri d'Andeli: Bataille des Vins,

M = Mistère de Saint Louis.

III. Der Jargon.

Wie schon in der Einleitung bemerkt, ist die Jargonsprache unserer Texte keineswegs ein totes, traditionelles, verderbtes Französisch, das man im Mittelalter Engländern in den Mund zu legen pflegte, sondern sie ist ein durch die enge Berührung von französisch und englisch Redenden in England, 'besonders in den unteren Schichten des Volkes, entstandener Jargon. Dieser Jargon entwickelt sich organisch weiter mit einer starken Tendenz zur Anglisierung, wie das ein Vergleich der Sprache in den Texten des XIII. Jahrhunderts mit der des Mistère aus dem XV. Jahrhundert in unzweideutigster Weise lehrt. Die Hauptzüge des Jargons sind zunächst mancherlei lautliche Abweichungen von der kontinentalfranzösischen Sprechweise, sodann zahlreiche grobe Verstöße gegen Genus, Flexion und Syntax des Altfranzösischen. Indessen sind alle diese Abweichungen vom Französischen durchaus nicht in regelloser Weise verwendet zur Erzielung einer komischen Wirkung, sondern näheres Zusehen wird zeigen, daß sie unbedingt auf tatsächlich vorhandenen Verhältnissen beruhen müssen. Die konsequente Durchführung mancher Erscheinungen in den Texten (besonders Verstöße gegen die altfranzösische Flexion) schließt jeden Zweifel an dem Vorhandensein eines solchen Jargons in England aus. Alle vom kontinentalfranzösischen Gebrauch abweichenden Eigentümlichkeiten des Agfrz. finden selbstverständlich auch im Jargon ihren Niederschlag. Diese Besonderheiten des Agfrz. (besonders auf dem

Gebiete der Flexion und der Syntax) erklären sich ja an und für sich auch wieder, wenigstens zu einem großen Teil, durch Einfluß des Englischen auf das in England gesprochene Französisch (vgl. die Arbeit von Burghardt und die zahlreichen Anmerkungen Stimmings zu der Ausgabe des "Anglonormannischen Boeve de Haumtone"). Es ist klar, daß der Jargon in diesen Anglizismen bedeutend weiter geht als die Literatursprache des Anglofranzösischen; auch die Besonderheiten des Agfrz., die sich in interner Entwicklung herausgebildet haben, werden vom radebrechenden Engländer, insofern sie seinem Bedürfnis nach Vereinfachung des in seinem Formenreichtum ziemlich komplizierten fremden Idioms entgegenkommen, in weitgehendem Masse angewendet. Der Jargon in der krassen Form, wie er uns in den hier behandelten Texten vorliegt, hat sich, wie schon bemerkt, besonders in den unteren Schichten der Bevölkerung herausgebildet. Daher werden wir es verstehen, daß ziemlich oft Gebrauch gemacht wird von den Erscheinungen des Afrz., die wir als volkstümlich bezeichnen; so, um ein Beispiel herauszugreifen, das Ineinanderübergehen der verschiedenen Tempora, insbesondere die Bevorzugung des Präsens. Der ungebildete Engländer, der eben meist nur das von der französischen Unterschicht gesprochene Französisch zu hören Gelegenheit hatte, übernahm so diese dem gebildeten Franzosen vulgär klingenden Eigentümlichkeiten des volkstümlichen Afrz. Ueber die Art des Prozesses, wie der Jargon sich herausgebildet hat und welche Faktoren dabei mitbestimmend gewesen sind, wird unter den einzelnen Abschnitten eingehender gehandelt werden. Es möge hier genügen, den allgemeinen Gang des Prozesses anzudeuten: Es entsteht zunächst eine starke Verwirrung im Gebrauch der zahlreichen afrz. Formen auf flexivischem und syntaktischem Gebiet, daneben gehen vielfache Lautsubstitutionen einher: dann setzt allmählich eine Entwicklung ein mit der Tendenz auf stärkere Umformung des fremden Idioms nach englischer Weise (Vereinfachung des Formenreichtums), das Produkt ist schließlich ein zum großen Teil in die Eigenart des Englischen aufgegangener Jargon. In den Texten des XIII. Jahrhunderts haben wir schon in starkem Maße die Umformungstendenz nach englischem Sprachgefühl, im M. des XV. Jahrhunderts liegt uns das Produkt zum größten Teil vor: Es ist ein stark anglisiertes Französisch. Eine auffällige Erscheinung in unseren Texten ist, daß sich neben extremsten Jargonbildungen hin und wieder ganz korrekte Formen finden, die der kontinentalfranzösischen Sprechweise durchaus entsprechen. Diese Formen sind nicht etwa aufzufassen als willkürliche Aenderungen, die ein Kopist in den Text hineingetragen haben könnte; denn stellenweise sind sie durch einwandfreie Reime gesichert. So findet sich, um einen Fall herauszugreifen, in F., dessen Pointe ja gerade auf der Aufgabe der Mouillierung im englischen Munde beruht, die Form: "merveilles" im Reim auf "oreilles" (letzteres Wort im jargonfreien Teil). Verfehlt wäre auch, in ihnen einen Grund zu sehen, an der Echtheit des Jargons zu zweifeln. In der Beurteilung dieses Nebeneinander von vulgärer Jargonsprache und korrekten Formen gehen wir am einfachsten vom lebenden Material aus. Ich verwies in der Einleitung auf das gebrochene Deutsch der ausländischen Arbeiter des Ruhrkohlengebietes; man höre einmal den Jargon eines Polen oder Italieners: hier haben wir genau dasselbe Bild. Hin und wieder klingen aus dem gebrochenen, mit

ausländischem Akzent gesprochenen Deutsch dieser Leute merkwürdig korrekt gebildete Worte heraus; es sind das eben Worte, die der Sprecher aus dem Umgang mit deutschen Arbeitskollegen oder Vorgesetzten öfter zu hören bekommt und die er dann unwillkürlich korrekt wiedergibt. In derselben Weise lassen sich die einwandfreien schriftsprachlichen Formen unseres Jargons erklären. Berücksichtigen wir auch dabei, daß doch dauernd eine Herüberwirkung des Kontinentalfranzösischen auf das in England gesprochene Französisch bestand, die bekanntlich mit besonderer Stärke seit dem XIII. Jahrhundert einsetzt! Sind die Erscheinungen flexivischer und syntaktischer Art des Jargons in unseren Texten im großen und ganzen den Tatsachen entsprechend wiedergegeben, so finden doch auch viele für den englischen Mund charakteristische Züge leider keinen Ausdruck, zum Teil aus Mangel an graphischen Bezeichnungen. Es ist wahrscheinlich dem Vortragendem oder dem Leser überlassen gewesen, diese damals allgemein bekannten Momente des englischen Jargons in den Vortrag hinein zu legen, bezw. sie sich bei der Lektüre zu vergegenwärtigen. Diese Inkonsequenz in der Schreibung wird ums bei der Behandlung der einzelnen Laute näher beschäftigen. Manche für die Aussprache des Agn. charakteristischen Züge, die man auch für den Jargon voraussetzen sollte, finden in unseren Texten keine oder graphisch doch nur sehr inkonsequente Verwendung. So findet z. B. die bekannte eigentümliche Erscheinung des Agn., das frz. nasal gedeckte a durch au wiederzugeben, im Jargon keinen Ausdruck, ebenso die Tatsache, daß im Agn. nasales frz. ō eine dunklere Färbung erhält. Andere Fälle, wie beim frz. ü oder ei, oi berühren in der Mannigfaltigkeit ihrer Wiedergabe eigentümlich. Ersteres z. B. findet sich graphisch ausgedrückt durch o, ou, u und einige Male i. Haben wir es hier mit tatsächlich vorhandenen Verhältnissen zu tun oder ist der Grund hierfür in bewußter Inkonsequenz der Autoren oder Schreiber aus Gründen der Bequemlichkeit zu sehen? Diese Leute waren keine geschulten Phonetiker, und eine phonetisch einigermaßen genaue Wiedergabe des Jargons werden sie sich aus dem Grunde gespart haben, da eben gerade die Haupteigentümlichkeiten des in England gesprochenen Jargons, wie etwa eine Aussprache au für frz. nasal gedecktes a, u für frz. ü etc., damals in Frankreich allgemein bekannt gewesen sein werden. Hin und wieder setzen sie dann in den Text eine phonetisch genauere Schreibung, so on für frz. ü, und glauben damit das Jargonfranzösisch genügend angedeutet zu haben, das weitere dem Leser oder dem Vortragenden überlassend. Andererseits weist gerade die inkonsequente graphische Wiedergabe für das frz. ü den Weg zu einer anderen Erklärung. Wie unter dem Abschnitt über das frz. ü näher ausgeführt ist, kann man für das in England gesprochene Französisch weder eine einheitliche Aussprache [u] noch [y] für frz. ü annehmen. Die verschiedene gesellschaftliche Stellung und Beziehung der einzelnen Engländer zum Französisch, sowie das vorauszusetzende dialektisch verschiedene Verhalten in der Substitution gerade dieses Lautes verbieten die Annahme eines - wie Zachrisson sagt - "homogenous dialeet" in England. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet stellt sich die wechselnde graphische Bezeichnung der Laute dann als Reflex für die Tatsache heraus, daß unsere Autoren neben einem extrem nach englischem Munde entstellten Französisch von gebildeten Engländern auch ein lautlich korrekteres Französisch hörten. Bei den einzelnen Lauten wird zu dieser Frage noch Stellung genommen werden. Außerdem wird zweifellos die vom normalen Französisch abweichende Modulation der Rede eine große Rolle gespielt haben. Daß der Engländer auch die französischen Vokale mit ganz anderen dem Franzosen fremdartig klingenden Quantitäten gesprochen haben muß, hat der oben zitierte Aufsatz Morsbachs "Ueber anglofranzösische Konsonantendehnung" gezeigt. Daß der Nordfranzose öfter Gelegenheit gehabt hat, radebrechende Engländer zu hören, bedarf bei den damaligen regen Handelsbeziehungen zwischen England und Nordfrankreich keiner Frage.

§ 3.

Die Laute.

I. Die Vokale.

Französisches A.

Das betonte orale A bietet zu wenig Bemerkungen Anlaß; es ist in allen Texten genau entsprechend der französischen Lautung wiedergegeben durch die graphische Bezeichnung A. An Einzelheiten sind zu bemerken: C: chavel für cheval, eine Form, die sich aus der Vorliebe des Altfranzösischen für ein A in der Vortonsilbe erklärt; es bestanden so nebeneinander: cheval und chaval, daneben konnte sich wohl eine Jargonform chavel entwickeln. Allerdings kann man diese Form auch der übertreibenden Komik des Verfassers zuschreiben, der dem radebrechenden Engländer hier eine Vertauschung (chavel = chevel "Haar" für cheval "Pferd") in den Mund legt. Die Form deble hat sich aus dem französischen diable, deable wahrscheinlich unter Einfluß des Englischen devel entwickelt; sie ist auch der agfrz. Literatur nicht fremd (vgl. Boeve: deble Vers 1977 u. 3684).

Bekanntlich ist für das vulgär Pariserische des Mittelalters der häufige Uebergang von a zu e vor r eine bezeichnende Erscheinung (so perler, erme, noch heute vulgär erriere für arriere). In einigen Fällen ist diese vulgäre Aussprache auch in die Schriftsprache eingegangen. Wenn unsere Denkmäler von dieser damals sehr vulgär annutenden Aussprache des Parisers keinen Gebrauch machen, so ist das in negativer Weise ein Beweis dafür, daß unsere Autoren sich bemühen, nach Möglichkeit ein Französisch zu bieten, wie es im Munde des Engländers geklungen haben muß und daß sie sich nicht damit begnügen, die Sprache durch Zuhilfenahme aller möglichen Dialektizismen und Vulgarismen jedweder Herkunft zu entstellen. Die Versuche Matzkes, einige lautlishe Erscheinungen aus dem Deutschen oder Südfranzösischen stammend zu erklären, treffen, wie wir sehen werden, durchaus nicht zu.

Französisches nasales A.

Auffällig ist, daß französisches a vor gedecktem Nasal in allen Denkmälern stets mit a wiedergegeben wird, nie mit au. Bekanntlich ist in agfrz. Texten au die häufigste graphische Bezeichnung für das französische nasale a in gedeckter Stellung (vgl. Stimming, Boeve p. 174). Ein lautlicher Uebergang von französischem a in dieser Stellung zu einem dunkleren Laut, wie ihn wohl die Schreibung au bezeichnen soll, läßt sich phonetisch wohl erklären. Die Engländer, die überhaupt keine Nasalierung kannten, substituierten wahrscheinlich eine Aussprache [au] für das französische a in nasal gedeckter Stellung; zudem war ja auch in den nordfranzösischen Dialekten die Aussprache dieses Vokales die eines dunklen a mit deutlichem u-Nachklang (vgl. Burgaß: Darstellung des Dialekts im XIII. Jahrhundert in den Départements Seine-inférieure und Eure (Haute Normandie) auf Grund von Urkunden ... Halle 1889 p. 29). Indessen muß auch im Agfrz, eine ausgesprochen diphthongische Aussprache dieses französischen a durchaus nicht die Regel gewesen sein, andernfalls würde sich die zwischen au und a schwankende Wiedergabe in den agfrz. Literaturdenkmälern nicht erklären. So hat die aus dem XIV. Jahrhundert stammende Hs. B des agn. Boeve de Haumtone sehr oft die Schreibung au, während die aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts stammende Hs. D desselben Denkmals nur einmal die Schreibung au hat (vgl. Stimming p. 173). Für den Gebrauch in Urkunden des XIV. Jahrhunderts kommt Busch (a. a. O. p. 13) zu dem Resultat: "Es scheint demnach aun + Kons. für an + Kons. . . . gegen Ende des XIV. Jahrhunderts mehr und mehr außer Gebrauch gekommen zu sein." Wie schon bemerkt, zeigt sich in der Lautgebung, wie sie uns in agn. Denkmälern entgegentritt, der Einfluß des Englischen, das den Nasallaut durch ein dunkelgefärbtes [au] oder durch einen Diphthong ersetzte; indessen wenn wir diesen Einfluß annehmen - und dazu neigen ja wohl heute die Meisten - dann muß auch unbedingt in der zwischen a und au schwankenden Schreibung sich eine Eigentümlichkeit des vom englischen Munde gesprochenen Französisch dokumentieren.

Wie klang nun dieses a im Munde des Engländers? Behrens kommt in seiner Untersuchung über das französische Lehnwortmaterial im Me. zu dem Resultat (p. 78/79), daß das französische a + nas. + Kons. im Mittelenglischen dialektisch verschieden behandelt sei; die südlichen Dialekte neigten mehr zur Verdunkelung wie die des Nordens und des Mittellandes; im Einklang hiermit stehe die Behandlung des a in gleicher Stellung in germanischen Worten. Jedenfalls finden wir auch in englischen Denkmälern in der graphischen Wiedergabe dieses französischen Lautes ein beständiges Schwanken zwischen den Zeichen a, au, o, (oa). Vom Neuenglischen aus kann man nach Morsbach unter Berücksichtigung quantitativer Unterschiede zwei Qualitäten dieses me. a im französischen Lehnwortmaterial unterscheiden, die im ne. nach teilweisem Schwanken, wie folgt, ihren Niederschlag gefunden haben (vgl. auch Ekwall, hist. Lautund Formenlehre, S. 28).

1. me. a [ŭ] entwickelt sich wie sonstiges ŭ, etwa in Worten wie flank, stank, jangle, language, languish etc.

2. me. au [aŭ] entwickelt sich wie spät me. au des 15. Jahrhs. in englischen Worten wie: half, calf:

a) in Worten wie: branch, command, dance, chance etc.
b) nur [\$\bar{a}^0\$] haben aus me. au: luwn, spawn, tawn, pawn

Schwankende Aussprache findet sich in einigen Wörtern, bei denen ein stimmloser dentaler Verschlußlaut oder ch die Tonsilbe abschließt: haunt, daunt, launch etc. Vor m (chamber, sample) scheint nach Luick (hist. Gr. § 414, 2 und § 427, 1) früh neben die Aussprache [au] die Lautung [ā] getreten zu sein.

c) me. au zu frühneue. [ei] durch Einfluß eines palatalen Konso-

nanten: etwa Worte wie: change, angel, stranger, ancient.

Auszugehen haben wir also bei der Entwicklung zum Ne. von einer doppelten Lautung a und au, die wieder mannigfache Aenderungen erfährt auf dem Wege zur Fortentwicklung durch die Art der Umgebung. Wie früher bemerkt, führen unsere Jargontexte konsequent die Schreibung a durch. Will man nicht annehmen, daß die Verfasser auf eine graphishe Bezeichnung einer englischen diphthongischen Wiedergabe [au] des franzözischen nasalgedeckten a verzichteten, weil diese Eigentümlichkeit vielleicht genügend und allgemein in Frankreich bekannt war, so möchte ich folgende Erklärung für das Verhalten des Jargons versuchen: Wir müssen eben von dem Standpunkt ausgehen, daß das Französisch in England nicht im Munde eines jeden Engländers gleich lautete. Gewiß spielen dialektische Verschiedenheiten eine Rolle; doch müssen wir in weit größerem Umfange gerade bei dem Eindringen einer Fremdsprache in ein Land bei der Beurteilung ihrer Behandlung seitens der ansässigen Bevölkerung unterscheiden nach Bildungsstufen und sozialen Kreisen; wir dürfen auch wohl annehmen, daß der Engländer, der in näherem Umgang mit der französischen Hofgesellschaft stand, oder der sich auf sonst irgend eine Weise eine genauere Kenntnis des Französischen angeeignet hatte, ein anderes, reineres Französisch zu sprechen sich bemühte als die ungebildete, niedere Klasse der Bevölkerung, die viel leichter dazu neigt, das ihr fremde Idiom ihrem Munde anzugleichen, abgesehen davon, daß sie meistens mit solchen Franzosen in Berührung kam, die eben auch ein vom Französisch der gebildeten Franzosen sehr abweichendes Idiom sprachen. Für jene Engländer, die sich bei der Einstellung des Französischen auf ihren Mund keine Schranken auferlegten, war es doch das Natürliche, daß sie die Nasalierung aufgaben und den einfachen Vokal sprachen. Unsere Soldaten in Frankreich sprachen auch nicht die in französischen Ortsnamen sehr häufig vorkommende Silbe grand -- etwa in Nachahmung der französischen Nasalierung — [graund], sondern [grant]. Ist [a] die Aussprache der ungebildeten mit dem guten Französisch nur in loser Berührung stehenden Engländer, so ist jene des [au] die Lautung des französischen [a] im Munde der gebildeteren Bevölkerungsschichten Englands gewesen, wobei ich unter "gebildet" in erster Linie die Leute verstehe, die in näheren Beziehungen zur höheren französischen Gesellschaft standen oder überhaupt sich eines besseren Französisch befleissigten. Diese Kreise bemühten sich in ihrer Aussprache, diesem franz, a möglichst einen nasalen Klang zu geben. Der charakteristische normannische dunkle Laut mit dem schwachen u - Nachklang bewirkte dann im engl. Munde eine stärkere Betonung des u-Elementes, eine Aussprache, die sich in

ihrer weiteren Entwicklung leicht unter völliger Anfgabe der Nasalierung zu einem diphthongischen [au] entwickeln konnte. Eine Vermischung der beiden Aussprachen trat dann natürlich bald ein; daher in engl. Sprachdenkmälern das Durcheinander in der Schreibung. Die Aussprache [a] erfuhr in Dialekten (vgl. Behrens) entsprechend der Entwicklung des germanischen a stellenweise Trübung zu [o]. Die weitere Entwicklung zum Ne. geht dann nach Maßgabe der oben angeführten zwei Punkte vor sich.

Französisches E = vgl. E.

Das aus dem vgl. e hervorgegangene franz, e wurde im XII. und XIII. Jahrhundert zu einem offenen Laut und fiel damit lautlich zusammen mit dem frz. e aus vgl. e. Dieser Laut weist in seiner graphischen Wiedergabe keinen Unterschied von der kont. frz. Lautgebung auf. Die selten belegten Fälle, wo dem kontinentalfranzösischen e in der Schrift ein ie entspricht (z. B. P 37 Ingletiere, Ch saiele = sigillum) finden ihre Erklärung in der gleichartigen Erscheinung in der agfrz. Literatursprache; einige Fälle belegt Busch (a. a. O. p. 17): chastiel, tiere (terra). Behrens nimmt als Erklärung für diese Eigentümlichkeit Einfluß des Pikardischen an, für das bekanntlich der Uebergang von e zu ie charakteristisch ist. Hierbei mag auch fördernd eingewirkt haben die teilweise gleiche dialektische Vertretung des me. für älteres e, eo in englischen Wörtern (Dolle p. 54).

Französisches E aus vgl. A.

ist in unseren Texten nur in wenigen Fällen belegt und im allgemeinen graphisch durch e ausgedrückt. Daneben tritt allerdings die, indessen auch im agn. sehr häufige Schreibung ie auf: Ch: donier (doner), piere (pere), P: portier (porter), corronier.

Stimming gibt Boeve p. 176 weitere literarische Belege für diese Schreibung und erklärt sie als "sog. umgekehrte Schreibung". Wie bei der Schreibung ie für franz. e wird man auch hier englischen Einfluß nicht von der Hand weisen können; so ist der Uebergang von ē zu ie vor r in genuinenglischen Wörtern eine dialektische Erscheinung des Kentischen (vgl. Dolle § 112). Demzufolge gibt Behrens eine zutreffende Formulierung:

"Wir dürfen dieselbe Erscheinung (= Vertauschung des ie mit ē) auf die analogen Formen im Mittelenglischen auwenden, da auch hier für das aus dem ursprünglichen franz. Diphthong ie entwickelte ē die Schreibung ie und ē nebeneinander im Gebrauch waren. Für kentische Schreiber lag es um so näher, franz. e gelegentlich durch ie wiederzugeben, als sie auch in genuinenglischen Wörtern neben e in traditioneller Schreibweise ie gebraucht zu hahen scheinen, um einen aus älteren io (eo), ie hervorgegangenen ē-Laut zu bezeichnen."

Insofern bin ich anderer Ansicht als Behrens, als diese Schreibweise is in englischen Wörtern bei den kentischen Schreibern nicht etwa "traditionell" für einen e-Laut war, sondern tatsächlich auch einen [i°] Lautbezeichnete (vgl. Morsbach, Me. Gramm. § 9 p. 22).

Zu dem Uebergang der Verbalendung -er zu -y in M wird das Nähere bei der Flexion gesagt werden.

Französisches schwachtoniges E.

A) Vor der Tonsilbe.

Das Verhalten des Jargons in diesem Punkte entspricht durchaus den Eigentümlichkeiten des agfrz. In Stimmings Ausgabe des agn. Boeve p. 176 ff. sind diese zusammengestellt. So "das agn. hat eine Vorliebe für a an dieser Stelle. Demnach ist hier mehrfach ursprüngliches a erhalten, das im zentralfrz. zu e geworden ist" (daselbst Hinweis auf zahlreiche andere agn. Texte). Im Jargon findet diese Erscheinung umfangreiche Verwendung: P 7 Adouart u. s. ö., 12 asperon, 14 navel, 19 u. ö. farra (= fera), 9 chaviaus, 36 sarra (= sera), 57 dafandre, 76 Amont (= Edmund); Ch sarra (= sera), Adouart, saiele (= sigillum); F 83 Almon (= Edmund); C chavaugier, Dadoarz, (= Edward), chavel (= cheval); M harau (= hérau).

Zahlreiche Beispiele gibt Stimming (p. 177) für ein i statt e in der Vortousilbe. Hin und wieder so auch im Jargon: P. 21 profita, 78 Saint Dinis, 30 lipart, 6 chivaler M Damisel (= damoisele). Auch die Eigentümlichkeit des agfrz., vortoniges e ganz schwinden zu lassen", "namentlich zwischen zwei Konsonanten, deren einer, gewöhnlich der zweite, ein r ist", findet sich im Jargon. Ebenso die umgekehrte Erscheinung, nämlich das Einfügen eines e zwischen gewissen Konsonantengruppen, "um diese bequemer aussprechen zu können, ein Vorgang, der auch auf dem Festlande, namentlich im Pikardischen, vorkommt (Svarabhakti)". In der Mehrzahl der Fälle ist auch hier der zweite Bestandteil der Konsonantengruppe ein r (so: F 56 vos saverez, M je scavery. P 71 arrderra u. a.). Auch die Eigentümlichkeit des agfrz., Hiatus e fallen zu lassen, ist im Jargon vertreten (so R joglere = jogleor, decher = lecheor, B 31 pecheurs = pecheeurs = peschiere durch Vertauschung von pecheor mit pescheor).

B) Nach der Tonsilbe.

Es handelt sich hier größtenteils um das schwachtonige e des Aus-Wir können annehmen, daß in diesem Punkte, der Behandlung des auslautenden e, mitbestimmend für den Jargon der Zustand des Englischen in Bezug auf das -e war. Nach Morsbachs Me. Gramm. S. 109 ff. und den Forschungsergebnissen der "Studien für die engl. Philologie" gebe ich im folgenden in kurzen Sätzen das Resultat dieser Untersuchungen. Das End -e war in englischen Worten nach Haupt- und nebentoniger Silbe seit ca. 1300 in Schottland geschwunden, seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts auch im nördlichen England. Mittelland konstatieren wir um 1300 bereits Schwanken in der Behandlung des auslautenden -e. Im XIII. Jahrhundert ist es dagegen in den Denkmälern im großen und ganzen noch fest. Um 1300 und im XIV. Jahrhundert kann es fakultativ verstummen: völlig verstummt war es dagegen erst um die Mitte des XIV. Jahrhunderts. Konservativer in der Behandlung des -e als Norden und Mittelland war der Süden. London und in der Londoner Schriftsprache ist es vielfach noch erhalten, auch bei Chaucer wird es noch fakultativ gesprochen. Erst zur Zeit Caxtons scheint jedes auslautende -e stumm zu sein. Im übrigen Süden Englands ist das auslautende -e im Frühmittelenglischen noch intakt; um 1300 kann es, abgesehen von Kent, in manchen Fällen

schon fakultativ verstummen. Fest ist es noch als unterscheidendes flexivisches Zeichen. Am längsten hat sich das End -e, noch bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts, in Kent erhalten. Die me. Sprachdenkmäler verhalten sich also in der Behandlung des -e im Süden durchaus konservativer als im Norden und Mittelland, eine Erscheinung, die sich im Zusammenhang mit der Lage des literarischen und kulturellen Schwerpunkts für alt- und mittelengl. Zeit im Süden erklärt, und auf die ich hier wohl nicht näher einzugehen brauche.

Diese summarische Darstellung ist geeignet, den Anschein zu erwecken, als ob das Unfestwerden des auslautenden -e im Mittellande und Süden nicht vor ca. 1300 anzunehmen wäre. Fragen wir zunächst: Welches sind die Gründe für das Verstummen des End- e? Es ist eine weitverbreitete Ansicht, als ob das Verstummen auslautender schwachbetonter Silben im Engl. eine Folge des germanischen Akzentsystems sei, das den Hanptton mechanisch auf die erste Silbe des Wortes lege; durch diese Betonung sei zunächst eine lautliche Reduktion der Endsilben, dann allmählich ein Verstummen des auslautenden Vokals erfolgt. Auf Grund dieser Ansicht gibt Suchier (Auban p. 39) in der Beurteilung des Verstummens des -e in franz. Wörtern im Englischen folgende Ausführungen:

"Verführerisch ist die Annahme, die Verstummung des auslautenden esei in mehrsilbigen Worten dadurch veranlaßt worden, daß man die germanische Betonung auf die romanischen Worte anwandte. Dann hätten wir eine schöne historische Parallele zu der vorhistorischen Verlegung des Tones auf die erste wurzelhafte Silbe im Urgermanischen, von welcher die Verstümmelung der letzten Silbe des Wortes eine Folge war."

Diese hier geäußerte Ansicht Suchiers, die auch heute noch von Vielen vertreten wird, ist nicht mehr haltbar, es ist nicht eine mechanische Wirkung der Betonungsstärke, bezw. -Schwäche, die eine Silbe reduziert oder schwinden läßt; gewiß spielt diese neben anderen physiologischen Ursachen eine Rolle, aber doch erst in zweiter Linie. Ueber die Existenz einer Silbe entscheidet in erster Linie die Stärke ihres Bedeutungsinhaltes für den Sprechenden. Gerade unsere Jargontexte sind zur Bestätigung dieser Ansicht sehr geeignet (wie wir besonders später bei der Behandlung der Flexion sehen werden). Doch wir brauchen ja nur vom Material der lebenden Sprachen auszugehen. Die Umgangssprache bietet uns Beispiele hierfür. Wenn die Umgangssprache im Vergleich zur Schriftsprache sich öfter lautliche Erleichterungen und Wortverkürzungen gestattet, so wird man das nicht in erster Linie mit irgend welchen Akzentwirkungen in Zusammenhang bringen können. Die Schwere des Bedeutungsinhalts ist es, die über das Auslassen von Silben und Worten entscheidet ('Telegrammstil!). Umgangssprachliche Bildungen wie 'n Tag, er fint statt findet, rauf, runter usw. erklären sich einfach daraus, daß in der Umgangssprache nur die Lautgruppen ausgesprochen werden, die mit ihrem Bedeutungsinhalt zum Verständnis unentbehrlich sind. Betonungsstärke oder -Schwäche, die übrigens auch wieder mit Bedeutungsstärke oder -Schwäche zusammenhängen, wirkt wohl auf die Qualität eines Vokals ein, entscheidet indessen nicht über das "Sein oder Nichtsein". Wenn wir zumal in Süddeutschland sehr oft ein Schwinden des auslautenden -e bei der Vergangenheitsform der schwachen Verben (er glaubt') beobachten, so ist auch dieses e nicht etwa infolge der Un-

betontheit gefallen, sondern es ist geschwunden, weil es für die Volkssprache seine Bedeutung verloren hat. Man greift in der Volkssprache zur dentlicheren Bezeichnung der Vergangenheitsform dann zur Umschreibung (er hat geglaubt) 1). Diese Abschweifung möge genügen, um unsere Stellungnahme in der Beurteilung des auslautenden -e zu rechtfertigen. Die Ergebnisse der Forschung über die Behandlung des End -e im Englischen, die ich oben zusammengestellt habe, stützen sich nun vornehmlich auf das Material, wie es uns in den überlieferten me. Sprach- und Literaturdenkmälern geboten ist. Das ist Literatur- oder von der Tradition stark beengte Schreibstubensprache, nicht Volks- oder Umgangssprache. Zweifellos ging die radikalere Entwicklung in der Volkssprache viel weiter, infolgedessen werden wir die Daten des Verstummens des End- e für die Umgangssprache um ein Beträchtliches hinaufrücken können. Behrens sagt p. 71 sehr richtig: "Chaucer hält -ie und -i außer in Sir Thopas im Reime streng auseinander, woraus wir folgern dürfen, daß in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts beide Endungen nicht im Munde jedes Engländers gleichlauteten". In der "roheren Kunst des Minstrels" sehen wir die Volkssprache durchschimmern. Chaucer, der sonst Worte wie face, space, grace etc. nur unter sich bindet, läßt im Thopas reimen: plas (place): solas, gras (grace): Thopas. Aus dem Gesagten glaube ich folgern zu dürfen, daß wir für die englische Umgangssprache des XIII. Jahrhunderts bereits eine starke Tendenz annehmen können für das Verstummen des auslautenden -e, der dann die Literatursprache im allgemsinen seit 1300 beginnt, Rechnung zu tragen. Nun zum Material unserer Jargontexte. Die Behandlung des auslautenden -e paßt durchaus in das Bild des Prozesses der Herausbildung des Jargons, wie es § 2 III in großen Umrissen gezeichnet ist: Im XIII. Jahrhundert Verwirrung im Gebrauch mit schon deutlicher Tendenz zur Vereinfachung, zum Abfall, eine Tendenz, die sich dann im XV. Jahrhundert vollständig durchsetzt, wie das Material in M zeigt.

Im Fabliau mischen sich korrekte Formen mit solchen, wo das -e abgefallen und solchen, bei denen es pleonastisch angefügt ist. Wenn wir ein -e öfter dort gesetzt finden, wo es nicht hingehört, so bezeichnet dies einerseits gesteigerte Verwirrung im Gebrauch, andrerseits erklärt sich dies auch aus dem Bestreben der Autoren, durch Anfügen eines -e Genusvertauschung anzudeuten. So hat F

a) korrekt: 19 tote nuit, 84 mie, 99 si fait pie, 102 cort und Verbalformen wie 58 proie. 42 paie.

b) zur Andeutung der Genusvertauschung: 42 bones deniers, 99 si faite mousel, 101 petite l'os und andere.

Dasselbe Verhältnis bietet B: 2819 besoing, 3123 busoing = be-

¹⁾ Die wissenschaftliche Forschung hat bisher die moderne Umgangssprache zur Beurteilung lautlicher Veränderungen und deren Gründe in stärkerem Maße nicht herangezogen; der größere Nachdruck liegt noch durchaus auf dem geschriebenen Wort der Schriftsprache. Ich verweise hier auf den Aufsatz von Dr. Alfred Schirmer, "Die deutsche Umgangssprache. Stand und Ziele ihrer Erforschung". (Germ. rom. Monatsschr. Jan/Febr.-1921 p. 42 ff.). Der Verfasser berichtet hier über den Stand der Erforschung der modernen Umgangssprache und fordert mit Recht eine intensivere wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr.

soigne, 3141 merveil = merveille, dagegen unorganisch angefügtes -e: 2659 chere = chier, 3156 complie = accompli, 2660 entere = entier, 2686 fute = fut (3. sg. ind. perf.), 3358 lasse = las (sg. mscl. voc.), 2835 oiselete = oiselet.

Auch in R neben Formen mit Abfall des -e solche mit erhaltenem -e: 2361 Engleter, 2362 quer (= querre), 2364 trestot, 2372 viel (= viele), 2363 en cest contre = en ceste contree, 2385 novel = novele, 2461 lecheri = -e, 2852 fer = faire, 2935 dir = dire usw. Aber: 2364 france, 2352 dire, 2388 tote la gent, 2526 en moie foi. Ebenso in P, wo allerdings die Formen mit abgefallenem -e in der Mehrzahl sind: 1 ros = rose, 4 u. ö. chos = chose, 5 ingleters, 9 frans = france, 10 und 40 Normandi = Normandie, 14 navel = novele, 23 ters = terres, 29 ingleter, 23 mi = mie aus micam, 44 test = teste, 73 vil = ville (villam), 83 best (bestiam). Daneben korrekt: 31 il suspire, 37 ingleterre, 20 terres. Ein -e dient zur Bezeichnung der Genusverwechslung: 2 beles, 9 cestni longue baron, 36 troute (= toute) mestre.

Die heiden "Chartres" des XIII. Jahrhunderts fügen sich mit der

Behandlung des -e ganz in diesen Rahmen ein.

Im M des XV. Jahrhunderts ist dagegen der Abfall des -e, wie wir erwarten, bereits konsequent durchgeführt. Einige Beispiele:

guer = guerre, docet = docestre, franc = france, commer = commere, my = mie aus amicam, fam (femina), mer (matrem), foly = folie,

mere, my = mie aus amicam, fam (femina), mer (matrem), foly = folie, damisel = damoiselle, bouteil = bouteille, vac = vaches, batail = bataille, flech = fleches, ac = haches, banier = baniere, lans = lance, arm = armes, test = teste, gleter = angleterre, frer = fratrem usw. Die Form pas = passer ist bereits ganz neuenglisch.

Französisches I.

Französisches i jeder Herkunft und in jeder Stellung ist, abgesehen von Einzelheiten, in der graphischen Wiedergabe vom agfrz. oder kontinentalfrz, nicht verschieden. In einigen Fällen geht i in der Stellung vor dem Hauptton in e über: deable (F 87), Phelippote (C); diese Erscheinung ist indessen auch im Agfrz. nicht selten (vgl. Busch p. 22: deable, Phelipe ... bei Langtoft u. a.). Auffällig ist die Reimgruppe: concier: pier: rier: crier in P. Die ersten drei vertreten mit ie afrz. i (concire aus concil, pire, rire), aber [i] in crier ist nicht denkbar, da es auch sonst regelmäßig wiedergegeben ist. Hierher gehört auch die Form fielz (= fils aus filius) in F. Eine ähnliche Form findet sich im Boeve de Haumtone (Ausg. von Stimming Vers 3032 fiez = filios, daneben fez (3018); dortselbst gibt Stimming noch weitere Beispiele und urteilt dann: "In einzelnen dieser Wörter liegt vielleicht ein einfacher Schreibfehler vor, am wahrscheinlichsten in fiez, doch wohl auch sonst; allerdings läßt sich dies nicht mit Sicherheit entscheiden." Daß es sich nicht nur um Schreibfehler handeln kann, sondern daß dieser Schreibung auch ein lautlicher Vorgang zugrunde liegt, lehrt die Schreibung ie in P.

Französisches O.

Das Französische $[\varrho]$ aus vlt. $[\bar{\varrho}]=$ klass, au und vlt. $[\varrho]=$ klass, gedecktem \check{o} ist in unseren Texten stets graphisch durch o ausgedrückt.

Dieser Laut behielt im Agfrz, und in franz. Lehnworten des Mittelenglischen im ganzen dieselbe Aussprache wie im Kontfrz, (vgl. Stimming, Boeve p. 189). In freier Stellung nimmt o im Englischen an der Dehnung teil und geht in seiner weiteren Entwicklung mit dem genuinenglischen $[\bar{q}]$. Vor nasalen Konsonanten hat franz, o indessen in franz. Lehnworten früh eine dunklere Färbung erhalten, ebenso im Normannischen. In unserem Jargon ist dies jedoch nicht zum Ausdruck gebracht.

Französisches U aus vglt. o, o.

Dieses vglt. o wird bekanntlich im Zentralfranz, schon im XIII. Jahrhundert zu [u]; im Agfrz, ist dieser Uebergang zu [u] bereits früher eingetreten. Der Laut wird in den meisten Handschriften des Agfrz, daher auch vorwiegend durch u wiedergegeben, woneben allerdings häufig die Schreibung o, ou einhergeht. Der Lautwert war jedenfalls [u] (vgl. Stimming, Boeve p. 190). Im Jargon folgt die graphische Wiedergabe durchaus diesem Brauche. Der Laut bietet daher zu besonderen Bemerkungen keinen Anlaß.

Französisches Ü.

Das ae. [y] hat sich bekanntlich schon früh dialektisch sehr verschieden entwickelt (vgl. Morsbachs Me. Gr. § 127 ff. und Luick, Historische Gr. § 287). Sehen wir von Einzelheiten in der Entwicklung ab, so genügt für uns die Tatsache, daß in großem Umfange die Artikulation des ac. y-Lautes aufgegeben ist; es hat sich entrundet zu i (im Norden und östl. Mittelland, Teilen des westl. Mittellandes und des Südens), zu e (in Kent und im Südosten). Daneben hat jedoch ein Teil des Südens und das Mittellandes den y-Laut erhalten. Geht man bei der Beurteilung der Behandlung des franz. ü-Lautes im engl. Munde von der Tatsache dieser dialektischen Verschiedenheiten aus, so ist eine dialektisch verschiedene Behandlung des franz. ü-Lautes naheliegend (Luick § 412). Untersuchungen, die sich mit dieser Frage beschäftigen, gehen daher auch von diesem Gesichtspunkte aus, und kommen zu dem Resultat einer dialektisch verschiedenen Wiedergabe des franz. ü-Lautes. So sind nach Behrens (Franz. Stud. V p. 117 ff.) Texten des südl. und westl. Mittellandes die Schreibungen ou, o für franz. ü und Reime von u (= ü): u, ou (= germ. ū), von einigen ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, unbekannt. In Texten des Nordens dagegen und eines Teiles des mittelländ. Sprachgebietes begegnet [y] in der Darstellung öfters als o, ou neben u und im Reim auf german. u und auf franz. u (lat. ō, ū) nicht selten. "In Summa ergibt sich, daß das franz. [ü] in offener Tonsilbe = lat. 11 im Me. durchaus dialektisch verschieden lauten kann, daß dieser Laut in eiuem Teile des Sprachgebietes dem des u (ou) gleich oder sehr ähnlich war, in einem anderen Teil (Süden und Westen) von u (ou) verschieden lautete ...",

Auch Suchier kommt zu diesem Resultat und zwar auf ganz anderem Wege als Behrens (Altfranz, Gramm. § 12 und Lit. Bl. f. germ. u. roman. Phil. 1888, p. 176). Ebenso geht Stimming vornehmlich von dialektischen Unterschieden in der Behandlung des franz. ü-Lautes in England aus (Boeve p. 193: "Der Lautwert von [y] war nicht überall in England der gleiche. Im Süden wurde wohl ein ziemlich dunkles u-haltiges [y],

im Norden vollständig [u] gesprochen"). Im einzelnen ist die Geschichte des franz. [y] noch nicht für alle Dialekte Englands klargelegt. Indessen kann man für manche Gegenden in der Tat mit ziemlicher Sicherheit die Substitution des franz. [y] durch [u] annehmen. So sagt Behrens p. 119: "Heute lautet in Mid-Yorkshire 'in the refined phase (as spoken by an upper class of people, chiefly in the market towns) u in duke, flute, subdue, abuse' wie engl. [au] in house, ein Laut, den ebenda genuines u in down, cow, how etc. ergeben hat". Die Untersuchung Börners über die Sprache Robert Mamyngs of Brunne (Stud. z. engl. Phil. 19, p. 200 ff.) und F. Schmidts, Zur Heimatbestimmung des Havelock, Gött. Diss. 1900, weisen für die Sprache dieser Gedichte mancherlei ü-u-Reime auf und bezeugen somit für einen Teil von Lincolnshire ebenfalls die Substitution [u].

Ein großer Teil des engl. Südens, der das ae. y noch kannte, war also wohl imstande, einen dem franz. [y] entsprechenden Laut zu bilden. In den anderen Gegenden Englands (Schottland kommt für uns nicht in Frage) schritt man zur Substitution, deren Resultat als [u] sich phonetisch sehr einfach erklärt. Das ü ist ja eine Kombination von Lippenvorstülpung und i-Artikulation der Zunge. Diese kombinierte Artikulation war jenen Gegenden, die das ae. [y] aufgegeben hatten, nicht mehr bekannt. Zieht man die Zunge aus der palatalen Stellung in die velare zurück, so haben wir die Artikulation eines [u], Andererseits ist es auch möglich, die beiden Elemente der [y]-Kombination, i + u, nacheinander zu sprechen: > iu. In der Tat haben wir diese Erscheinung seit der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhs, in der südlichen Volkssprache. dieser Lautung [iu] schließt es sich an das me. iu an, das sich aus dem ae. i + w und eo + w entwickelt hat. Der Zusammenfall beider Laute dokumentiert sich in der gleichen Schreibung: ew, die seit Anfang des XIV. Jahrhs. immer häufiger auftritt; auch Reime mit engl. ew (= iu) bezeugen das (vgl. Luick, Hist. Gr. § 399 und § 412). Die Lautung iu ging dann in die Gemeinsprache über. Indessen gehört die vom Me. weitergehende Entwicklung des franz. [y]-Lautes und seine Geschichte in der Gemeinsprache nicht in den Rahmen dieser Untersuchung.

Bei der Betrachtung unseres Jargons hinsichtlich der Behandlung des franz. [y]-Lautes genügt die Feststellung, daß in der Tat ein ziemlich großes Gebiet in England einen dem franz. [y] qualitativ sehr nahestehenden Laut kannte, mithin zu einer weitgehenden Substitution hier kein Anlaß vorlag, in einem weit größeren Teile Englands dagegen man den unbequemen fremden Laut ersetzte durch [u], [iu]. Indessen genügt m. E. eine Scheidung nach dialektisch verschiedener Aussprache 'nicht. Wir müssen auch hier verschiedene Aussprache annehmen, je nach der gesellschaftlichen Stellung des Individuums und seinen Beziehungen zu einem korrekt gesprochenen Französisch. In der Aussprache der Gebildeten, die sich bemüht haben, die fremde Artikulation möglichst getreu wiederzugeben, wird der ü-Laut sicher interdialektische Verbreitung gehabt haben. Franzosen mußte so bei Engländern das Nebeneinander von mehr oder weniger korrekter Wiedergabe des ü-Lautes und der Substitution auffallen. Dieses Bild geben auch unsere Jargontexte.

Wir finden hier in buntem Wechsel Schreibungen: o, ou, u und dreimal i. Es geht nicht an, wenn wir in einem Denkmal nebeneinander ou und u finden, durchweg den Lautwert [u] anzunehmen; wäre im Munde des radebrechenden Engländers der franz. [y]-Laut einheitlich [u] ausgesprochen worden, so lag keine Veranlassung vor, den Laut nicht mit dem graphischen Zeichen für [u] = ou wiederzugeben. Eine Schreibung u konnte jedenfalls für den Franzosen nur den Lautwert [y] haben. Indessen können wir uns nach dem oben gesagten nicht an die graphische Wiedergabe klammern bei Beurteilung des Lautwertes. Es kann dieses Nebeneinander der verschiedenen Schreibungen auch auf inkonsequenter Schreibung beruhen. Es mag dem Schreiber bezw. Verfasser genügt haben, an einer Anzahl Stellen die englische Lautsubstitution anzuzeigen; dann will er offenbar mit ou, o, u, den [u]-Laut bezeichnen.

F 16 foustes, 19 soué (= essuié), 24 fou, 25 triant (= truant), 52 fout, 57 fout, 98 tou (= tu), 99 mousel (musel), aber: 91 tu, 108 fu; R die Form fut ist in den meisten Fällen durch fot wiedergegeben, selten daneben fu, außerdem 2385 tu, 2979 oscure, 2938 nuz (nudos); B 2645 fou, 2651 fout, 2838 mosel (musel), 2846 moser (muser) u. a., daneben häufig fu, fut; P neben häufigeren fout (fut), einige Male fi (22, 71, 74). Sonst: 80 toer (tuer), 43 dourrement (durement), aber auch 48 puis = postea, 5 fu, 31 suspire (suspirat), 42 dessus und häufig cul (statt afr. cuer) u. a.; Ch fu, fout, Jesoucrit, croucefin (crucefis), supoucre — (sépulcre) u. a.; A einmal fu.

In M dasselbe Verhältnis; es überwiegt hier sogar die Schreibung u.

II. Die Diphthonge.

Französisches ai (aus lat. a + i-Element und a vor Nasal).

Zur Geschichte dieses Lautes im Agn. s. Stimming, Boeve S. 194 ff., in franz. Lehnworten des me. Behrens, S. 130 und Luick, Hist. Gr. § 416. Die graphische Wiedergabe dieses Diphthongs in den Jargontexten schließt sich, abgesehen von Fällen traditioneller Schreibung, den etwa bei Luick (§ 416) gegebenen Feststellungen an. Die Schreibung ist ai, e. Wortauslaut findet sich größtenteils die Schreibung -ai. In der Verbalendung ist die Endung ebenfalls -ai, da wo sie korrekt ist. In M haben wir natürlich schon Monophthongierung für -ai im Auslaut anzunehmen (je fré = ferai); daneben allerdings noch die traditionelle Schreibung -ai. Reduktion dieser Endung zu -e findet sich anch in C. Doch spricht das nicht für eine Monophthongierung, da in diesem Denkmal die Endung -e als "Einheitsverbalendung" gilt (Näheres unter Flexion). Vor Nasal finden wir stets die graphische Wiedergabe ai, ei, was zu Behrens Beobachtung stimmt. Vor r findet sich oft neben ai die Schreibung e. Vor gedeckter Konsonanz ist für englische Aussprache mit Sicherheit Monophthongierung anzunehmen. Ueber die häufige Reduktion der Verbalendung -ai zu -a wird unter "Verbalflexion" gehandelt werden, da es sich hier wohl nicht um einen Lautübergang handeln dürfte.

Französisches ei, oi aus Vlt. e in offener Silbe, e+i.

Im Kontinentalfranz, entwickelte sich bekanntlich dieser Laut seit der Mitte des XII. Jahrhunderts zu oi. Im Normannischen hielt sich indessen der Lautwert ei und ist in dieser Form von den Normannen

mit nach England genommen worden. Hier entwickelt er sich dann zu ai und teilt dessen Schicksale in der Folgezeit. Daneben dringt aber bald vom Kontinent her auch die Aussprache oi ein (Luick § 416, Anm. 3). Dementsprechend bieten auch die Jargontexte ein Nebeneinander von oi, ai, ay, ey mit überwiegender Tendenz zu oi: F 28 foi, 53 anglois, 58 proie, 86 voirement, 91 tu croiz; C roi, rey, roy usw.; B 2685 foi, doit, 3119 avoir, 3133 parefroi, 3159 veoir; P 5 ray, 8 mai (= moi), 14 doit, 19 rois, 26 francois, 32 voir (= veoir); 43 je crai usw.; M je croy, moi, moy, rey, ray, vey (= video), 2363 moi, 2364 avoir, 2368 francois, 2389 savoir, 2391 roi, 2435 foi, 2512 voir (= veoir), 2526 foi.

Wir finden also in buntem Wechsel den Laut wiedergegeben durch ei, ey, oi, ai, ay. In F und R nur oi, ebenso in B, abgesehen von der Form francis, die wohl eine charakteristische Aussprache von francois im englischen Munde gewesen sein muß. Ei entwickelte sich hier unter Verlust des Hochtons zu einem schwachtonigen i (ähnlich die Form la roi francy (= francois) in M. Konsequent durchgeführt ist ei in Ch; in R durchgehend oi; e in saver und aver erklären sich wohl einfach durch Konjugationswechsel der Verba.

Französisches ie aus Vlt. a nach palatalen Konsonanten, a der Endung -arium, e in offener Tonsilbe.

In der Behandlung dieses franz. Diphthongen gibt der Jargon das charakteristische Bild, wie es uns in agn. Sprachdenkmälern geboten wird. Es findet ein beständiger Wechsel in der Schreibung zwischen ie, e, ee vor Nasal auch i statt (vgl. Stimming, Boeve p. 202, Behrens p. 147): R 2365 quier (= quaero), 2370 ier (= heri), 2359 serchier, 2806 bien, 2938 piez, 2377 enters, 2387 volenter, 2419 devez (= deviez), 2978 moiller = moillier; P 20 il tient (= tenit), 25 vauchier (= chevauchier), 26 groncier, 35 pie (= pedem), 6 chivaler, 1 vint (= vient), 8 covint (= covient); CH vauchier (= chevauchier), menger, maner, (= maniere); B 3137 chivalier, 2559 chere, 2660 entere, 3110 saces (= sachiez); M banier, bien, porcher (= porchier), pee (= pedem), öfter bin (= bien), öfter vin (= viens).

Der Uebergang des ie vor Nasal zu i ist ebenfalls dem Agn. nicht fremd. Stimming gibt (Boeve p. 203) einige Beispiele aus agn. Autoren: vigne, vignont, devinent, tint, vint, crint. Für franz. Lehnwörter im Me. gibt Behrens p. 150 analoge Beispiele (siehe auch Luick, Hist. Gr. § 415, 1).

Die übrigen Diphthonge, wie franz. oi, oi, ou, ou, ue und ui sind in den Jargontexten genau entsprechend den Verhältnissen im Agfrz. wiedergegeben; für alle Formen finden sich analoge Fälle in Stimmings Anmerkungen zum Boeve p. 204 ff. Ein Wort zu sagen wäre noch für die häufige Vertauschung von cuer mit cul, eine Verwechslung auf Grund lautlicher Annäherung beider Wörter die besonders in P die Pointe des Witzes bildet. Ein lautlicher Uebergang als Ursache liegt hier wohl nicht vor; es ist das eine der im Jargon häufigen Wortvertauschungen.

.III. Die Konsonanten.

Bei den Konsonanten sind es vor allem drei Punkte, mit denen unsere Autoren wirtschaften bei der Charakterisierung der franz. radebrechenden Engländer:

- 1. die Aufgabe der Mouillierung im englischen Munde;
- 2. eine Verwirrung zwischen stimmhaften und stimmlosen anlautenden Kousonanten;
- 3. die Konsonantendehnung.

a) Die Mouillierung.

Auch im Agn. begannen die im Kontinentalfrz. mouillierten Laute sehr früh ihre Mouillierung aufzugeben. Das Englische kennt eine Mouillierung nicht, die Substitution stellt sich also leicht ein.

Vor Konsonanten verlor das mouillierte lauch im Französischen bald seine Mouillierung und wurde an dieser Stelle wie gewöhnliches 1 behandelt. Während es jedoch im Französischen zwischen Vokalen und im Auslaut seinen mouillierten Lautwert behielt, ging im Agn. die Mouillierung des lauch in dieser Stellung verloren. Vermutlich im XIII. Jahrhundert trat an die Stelle des mouillierten 1 il (zahlreiche Beispiele für das Agn. Boeve p. 212). Im Munde des Engländers wurde dieser Laut zu einfachem l. Behrens sagt p. 198: "Wie weit bereits das frühere Me, den mouillierten Laut nicht mehr kannte, läßt sich aus der Schreibung der Handschriften und aus Reimen nicht konstatieren . . . Reime späterer Texte lassen schließen, daß zum Teil wenigstens seit dem Ausgang des XIII. Jahrhunderts die Mouillierung aufgegeben war". Dieses Datum dürfte denn doch etwas zu spät gegriffen sein. Wenn wir in den Jargontexten des XIII. Jahrhunderts die Aufgabe der Mouillierung im englischen Munde bereits ausgewertet finden, so setzt das voraus, daß di se Ausspracheeigentümlichkeit der Engländer auf dem Festlande damals bereits allgemein bekannt war: B 6, 59 vaelant (= vaillant), 49 maubali (= maubailli), 64 mileur (= meilleur), 65 chaele (= chaille), 66 merdaele (= merdaille), 67 mele (= maele, maaille), 68 aele (= aille); R 2934 merveille, 2941 candoil (= candoille), 2976 veller (= veillier), 2978 moiller (= moillier), 2975 merveillers veller (= merveillier); F 43 maailles, 98 merveilles, 21 vueil (= voleo); Ch je veele (= veuille); B 2649 voelle (= vueille), 2698 melor (= meilleur), 2840 tu voeles (= vueilles), 3106 merrelles. 3141 merveil: pareil (= 3142); M Willam, paral (= pareil), bouteil (= bonteille): pourcel.

Auch bei mouilliertem n begann die Mouillierung im Agn. schon früh "sich zu verdunkeln" und verschwand im Laufe der Zeit immer mehr, sodaß anstelle des franz. mouillierten n ein "in" in das Englische überging, z. B. Spain, mountain u. a. (Stimming, Boeve p. 219).

In F liefert die Vertauschung von mouilliertem n mit einfachem n das Thema des Witzes. Alein wird von seinem kranken Begleiter ausgeschickt, um Lammfleisch zu kaufen (aignel) und bringt ihm Eselsfleisch (anel). Erst an der Größe der Knochen erkennen beide ihren Irrtum. Im selben Gedicht 23 compenon.

B 2697 compainons (= compaignons), so auch korrekt 2696, 3123 besoing, 3124 soing; Ch minet (= mignot), sinors (= seigneur), honissement (= oignement); C onissement (= oignement); P sinor (= seigneur), besoner (= besoigner); M compegnon, compenon.

In R der Schrift nach korrekte Formen: 2357 Bretaing: gaaing, 2359 conpaing: enseing, 2449 segnor.

Dieses Nebeneinander von der Schrift nach korrekten Formen mit Mouillierung und Substitutionen beruht auf der schon öfter berührten Inkonsequenz der Schreibung, wenn man nicht geneigt ist, darin die Tatsache einer verschiedenartigen Behandlung der Mouillierung seitens der französisch redenden Engländer bestätigt zu sehen. Luick führt — Hist. Gr. § 414 — Formen an, die darauf hindeuten, daß man vielfach sich bemüht haben muß, die Mouillierung wenn nicht zu artikulieren, so doch möglichst getreu nachzuahmen.

b) Vertauschung von stimmlosen und stimmhaften Konsonanten.

Matzke operiert zur Erklärung dieser Erscheinung wieder mit der Annahme eines anderen Jargons, wenn er sagt: "The confusion of voiced and voiceless labials, which occours in the Roman de Renart and Jehan et Blonde is German". Der Zweifel Matzkes an der Echtheit des engl.-franz. Jargons trifft auch in diesem Punkte nicht zu.

V und F.

R 2495 fotre merci (= ebenso 2965, 2851); M faly (= valer) = donner valeur, force à, attaquer; C foire, foure = voire.

B und P.

R 2932, 2965, 2977 boucez, bosez = epousé, 2950 basse = passe; B 2839 bouser = épouser.

Zu-der Vertauschung von V und F' zitiere ich Burghardt (a. a. O. p. 99), wo diese Erscheinung durch Morsbach klar als Einfluß des Englischen dargelegt wird: "anlautendes V gab es im Me. nur in Südengland, während man im übrigen England F sprach. Für das französische anlautende v konnte daher auf dem größten Teil des englischen Gebietes in der Volkssprache durch Lautsubstitution entweder nur w (häufiger) oder f (seltener) eintreten. Doch mag auch das anlautende englische w, das dialektisch zum Teil wohl labiodental gesprochen wurde, zu der Verwirrung in Schreibung und Aussprache des Agn. beigetragen haben. Dagegen inlautendes v (im Frühme, noch zum Teil mit f, später mit u geschrieben) in stimmhafter Umgebung gab es im Englischen massenhaft. Wenn hier für franz, v ein w eintritt, so muß das franz, v im allgemeinen weniger labiodental als das englische v gewesen sein. Andrerseits haben wir auch mit der Möglichkeit zu rechnen (worauf gewisse ne. Mundarten hinzuweisen scheinen), daß das inlautende englische v in manchen Gegenden unter Umständen mehr bilabial gesprochen wurde . . "

Die südengl. Formen mit anlautendem v statt f setzen sich auch in der ne. Schriftsprache in einigen Fällen fest: vat, vane, vixen, vinew. Der Prozess des Uebergangs des franz. V zu F war vielleicht der, daß das labiodentale V zunächst zu einem bilabialen stimmhaften W, dann zum stimmlosen F wurde, da, wie Morsbach sagt, "das franz. V im allgemeinen weniger labiodental als das engl. V gewesen sein muß". Vgl. hierzu die von Lekebusch (a. a. O. p. 89) aufgeführten Formen: waleable, wertu; auch die ne. Aussprache von lieutenant zeigt diese Entwicklung. In ne. Dialekten ist diese Erscheinung auch nicht fremd (vgl. Wright, Dialect gram. § 281). Diese Ausführungen zeigen zur Genüge, daß eine Vertauschung von anlautendem V mit F im englischen Munde möglich

war. Die Erscheinung als "german" zu bezeichnen, wie Matzke will, -ist verfehlt.

Zu der Vertauschung von anlautendem P und B verweise ich auf Lekebusch (p. 88), der aus Urkunden einige Beispiele belegt für den Uebergang der Media in die Tenuis: "Weitere Beispiele für romanische Lehnwörter im Me. gibt Behrens p. 162: "Im Anlaut ist P geblieben . . . selten deutet die Orthographie auf eine Vermischung mit der Media hin: binacle (st. pinacle) . . . Umgekehrt P statt B: purses Ancr. R. 168, porses Lag. II, 1, 253 . . . " Auch in der Entwicklung zum Ne. findet sich in Mundarten häufig Verlust des Stimmtons in betonter Silbe (Horn § 161). Es ist also durchaus verfehlt, auch diese Erscheinung für "german" zu erklären. Uebergang von der Tenuis zur Media, K zu G, zeigt auch die Form: par la goiffe biu (goiffe = coiffe) in B. Biu für dieu erklärt sich aus der Entstellung des Namens Gottes, die sich in franz. Beteuerungen und Flüchen sehr häufig findet (vgl. K. Tolle: Das Beteuern . . . in der afr. Poesie, Erl. 1883). Außerdem P 28 gondre (= contre), M 117 gontre (= contre).

c) Die Konsonantendehnung.

Die Konsonantendehnung ist eine der auffälligsten Erscheinungen in P, C, Ch: P rollant, corronier, öfter serra (= sera), chanterra florrirra, je dirra, irrous, panirra (= epanouira), öfter farra (= fera), Parris, dourrement, serront; Ch: orre (= heure), honnissement (= onissement für ongnement), Parris, sarra (= sera), forrest, galerrie; C: porrons (= esperon), dirre (= dira), je serre sirre et tu serre, Marrie.

Daß diese Erscheinung nicht etwa nur "bloße Schreibermanier" ist, sondern auf lautlicher Veränderung beruht, hat Morsbach gezeigt in dem oben bereits zitierten Aufsatz "Ueber die anglfrz. Konsonantendehnung" 1).

Eine weitere Eigentümlichkeit des Jargons ist die durch einige Fälle belegte schwache Artikulation eines R vor Konsonant: M palé (= parler), salade im Reim auf paillarde, in F reimen chat und malart (= malade). Auch die häufige Vertauschung von arme "Waffe" und ame "Seele" in M gehört hierher. Desgleichen die Vertauschung von pucele mit porcel in B. Matzke sagt hierzu: "One is tempted to see a broad English a in malart (= malade), and the characteristic English pronunciation of r + Konsonant is cartainly present in the confusion of pucelle and porcel". Wenn Matzke unter "characteristic English pronunciation of r + consonant" die für das Ne. in der Tat charakteristische Artikulation wie etwa in far, cart, verstehen sollte, so ist das für das Me. keinesfalls zutreffend; hier wurde im Gegenteil r in allen Stellungen noch deutlich artikuliert. Außerdem gibt uns ja hier die Vertauschung von pucelle mit porcelle eine ungezwungene Erklärung an die Hand. Wenn der Engländer eine Verwirrung im Gebrauch dieser beiden Worte sich zu Schulden kommen läßt, so kann das nur auf einer schwachen Artikulation des r im franz. Munde beruhen; sodaß für das Ohr des Engländers hinsichtlich des r beide Worte ungefähr gleichlauteten. Die englische Aussprache [u] für franz. ü tat dann das übrige. Diese schwache

¹⁾ Siehe auch Burghardt, a. a. O. S. 97 ff.

Artikulation des r vor Konsonant ist allerdings dem Franz. und Agfrz. nicht fremd. Stimming, Boeve p. 214: "Wie auf dem Festlande, so geht auch im Agn. das r zuweilen verloren, allerdings nur unmittelbar vor Konsonanten, selten am Schluß eines Wortes, ein Vorgang, der auf eine schwache Artikulation dieses Buchstaben hinweist". Zahlreiche Beispiele und Hinweise auf andere agfrz. Literaturwerke mit derselben Erscheinung daselbst p. 215.

\$ 4.

Die Flexion.

A) Allgemeines.

Die franz. Nominal- und Verbalflexionen unserer Jargontexte, wenn sich hier überhaupt noch von einer solchen reden läßt, steht unter dem Zeichen einer grenzenlosen Verwirrung. Wir haben hier ein klassisches Beispiel für die Erscheinung, wie ein hochentwickeltes Flexionssystem der Auflösung anheimfällt durch die Tatsache, daß die Lautgruppen der Flexionssilben, eben die Träger des Systems, verschwinden durch den allmählichen Uebergang in die Bedeutungslosigkeit. Es besteht nun hier die alte Streitfrage: Wie weit hat das Franz. die Zerrüttung der englischen Flexion fördernd beeinflußt oder läßt sich überhaupt von einem solchen Einfluß reden? Nehmen wir zu dieser Frage Stellung und gewinnen wir zunächst in großen Zügen ein Bild der franz. Flexion, wie sie mit der englischen in Berührung trat. Schon im Vlt. wurde der komplizierte Formenbau des klassischen Lateins stark eingeschränkt. den schwach betonten Endungen wurden die Vokale abgeschwächt; Folge war ein lautlicher Zusammenfall der einzelnen Casus (Synkretismus). . In der Nominalflexion haben die beiden galloromanischen Sprachen, das Franz. und das Provenzalische, im Gegensatz zu den anderen romanischen Sprachen, als letzten Rest der alten Kasusbildung das sog. Zweikasussystem erhalten, allerdings unter starker Einwirkung der Analogie. Afrz. unterscheidet hier den Casus rectus und den Casus obliquus. Will es letzteren genauer bezeichnen, so verwendet es für den Genetiv und Dativ besondere Präpositionen. Dies war, wenn wir von Einzelheiten absehen, im großen und ganzen der Stand der afr. Nominalflexion. Dasselbe Streben nach Vereinfachung zeigt sich in der afrz. Verbaltlexion. Mit dem Ende des XII. Jahrhunderts beginnt dann unter dem Einfluß der Analogie und gewisser Lautveränderungen ein Zusammenbruch dieser Flexion und eine Fortentwicklung mit uniformierender Tendenz. In der Nominalflexion hat das Agfrz. um Zwölfhundert bereits den Nom. Sg. dem Akk. angeglichen. Für den in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts entstandenen agfrz. Boeve de Haumtone sagt Stimming (p. XIV): "Das afrz. Deklinationssystem ist verschwunden, der frühere Akkusativ ist der

Regel nach Normalkasus geworden. Trotzdem finden sich nicht selten Formen mit dem alten Flexions-S, aber im Akkusativ ebenso oft wie im Nominativ: einen Lautwert hatte dasselbe wohl nicht, es wurde vielmehr aus Gewohnheit, also archaisch, teils dem Reim zuliebe angefügt". Für dasselbe Denkmal kennzeichnet den Stand der Verbalflexion der Satz (p. XXVIII): "Bemerkenswert sind die für das Agn. charakteristischen zahlreichen Uebertritte von Verben anderer Konjugationen in die erste schwache, besonders im Infinitiv". Damit haben wir den Stand der Flexion der agfrz. Literatursprache des XIII. Jahrhunderts bei einem Werk, dessen Sprache allerdings sehr volkstümlich ist. Für das XIV. Jahrhundert zitiere ich aus Busch (p. 68): "Die Regeln der afrz. Nominalflexion werden von den Dichtern sowohl als von den Schreibern nicht mehr festgehalten; im großen und ganzen macht sich die Tendenz geltend, die Form des Obliquus auf den Nominativ zu übertragen; doch sind auch umgekehrte Fälle nicht selten ... Die verschiedenen Klassen der Verba werden aneinander angeglichen . . . ". Wie wir sehen, besteht also in der agfrz. Literatursprache des XIII. und XIV. Jahrhunderts ein starkes Hindrängen zur Nivellierung, zur Vereinfachung. Diese Tendenz wird naturgemäß im XV. Jahrhundert, der Zeit des Mistère, die Entwicklung beherrscht haben. In der Sprache des täglichen Lebens, der vulgären Umgangssprache, war diese Tendenz zur Vereinfachung natürlich viel stärker ausgeprägt. Das Drängen nach Uniformierung der Flexion wird hier bedeutend früher eingesetzt und eine Verwischung der Flexionsverhältnisse herbeigeführt haben. Beobachten wir doch schon früh auch in der franz. Vulgärsprache des Festlandes selbst eine Vertauschung der Flexionsendungen.

Wie stand es mit der Flexion in der Sprache der ansässigen englischen Bevölkerung? Auch hier kann ich mich kurz fassen; ist doch schon in eingehendster Weise über diese Frage im Zusammenhang mit der Frage des Uebergangs von der synthetischen zur analytischen Sprachform im Englischen in Morsbachs Studien zur engl. Philologie gehandelt worden 1). Die altengl. Literatursprache, wie sie uns in den Denkmälern der westsächsischen Schriftsprache überliefert ist, zeigt ein ausgebildetes System der Flexion mit zahlreichen Unterscheidungsmerkmalen nach Stämmen, Numeri, Casus usw. Diese Flexionsendungen verlieren für die Volkssprache nach und nach ihren Bedeutungsinhalt; damit ist der Sprache die Existenzbedingung für diese Silben genommen. Die natürliche Folge ist eine lautliche Reduktion, begünstigt durch andere physiologische Ursachen (Akzentabstufungen, Abschleifung im täglichen Gebrauch u. a. m.). Mit dieser Schwächung der vollen Endsilbenvokale zu einem lautlich indifferenten e und dem teilweisen Verstummen des auslautenden -e beginnt in der frühme. Sprachperiode, begünstigt durch zahlreiche Analogie-wirkungen, der Zusammenbruch der altengl. Flexion. Die alten Kategorien werden eingerissen, überall zeigt sich das Hindrängen zur einfacheren Sprachform, das Streben zur Reduktion auf einen Typus inner-

¹⁾ Paul Hoffmann: Das gramm. Genus in Lazamons Brut, Halle 1909; W. Zenke: Synthesis and Analysis des Verbums im Orrmulum, Halle 1910; E. Ausbüttel: Das persönliche Geschlecht unpersönlicher Substantiva, einschließlich der Tiernamen im Me. seit dem Aussterben des grammatischen Geschlechts, Halle 1904.

halb der Wortklassen. Dieser Prozess, der seine Schatten bereits in altengl. Zeit vorauswirft und in seiner Tendenz dort deutlich gekennzeichnet ist, gewinnt an Schnelligkeit und Kraft mit dem Absterben der westsächsischen Schriftsprache infolge des Niederganges der altengl. Kultur unter der rücksichtslosen Vordrängung des franz. Elementes nach der normannischen Invasion. Mit dem Durchbrechen der gesprochenen Sprache in den Handschriften seit 1050 erhalten wir plötzlich einen Einblick in die im Gegensatz zur Schriftsprache bereits viel weiter in der oben angedeuteten Entwicklung fortgeschrittenen Volkssprache. Schon im späteren Altengl, muß dieser Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Sprache sehr groß gewesen sein. Das beweisen die Denkmäler der Uebergangszeit 1). Der Unterschied wird größer, je mehr wir uns von den altengl. Kulturzentren im Süden nach dem Mittellande und Norden entfernen. Die Peterborough Chronik gibt uns hier ein deutliches Bild 2). Als dann im XIII. Jahrhundert die ws. Schriftsprache bis zur Unbekanntheit schwindet, ist der natürlichen Sprachentwicklung jedes Hemmnis genommen. Es vollzieht sich schrankenlos der Uebergang von der Synthese, die zur Bezeichnung bestimmter Wortbeziehungen im Satzzusammenhang Flexionsendungen benutzt, zur logisch anordnenden normierenden Analyse. Auf lautliche und flexivische Einzelheiten, die diesen Prozeß herbeiführen, brauche ich wohl nicht einzugehen. Für die englische vulgäre Umgangssprache jener Zeit gilt natürlich in noch viel höherem Maße das für die agfrz. Umgangssprache Gesagte. Auch hier ist die Entwicklung selbstverständlich radikaler als in der Literatursprache. Dieses in knappen Umrissen gezeichnete Bild der beiden Sprachen in Bezug auf die Flexion gibt eigentlich schon von selbst die Antwort auf die Frage nach dem Einfluß des Franz, auf die Zerrüttung der engl. Flexion. Zur Orientierung über den Stand dieser Frage zitiere ich aus Morsbach, Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen (p. 32): "Betreffs des franz. Einflusses s. jetzt Bradley in Cambridge History of English Literature Vol. I, p. 391. Bradley gesteht dem Französischen (im Gegensatz zu den meisten heutigen Forschern) doch einigen Einfluß zu. Die einheitliche Verwaltung habe den Verkehr zwischen den einzelnen Teilen des Landes gegen früher erleichtert. Daher habe sich die gramm. Vereinfachung des Nordens auch im Süden leichter verbreiten können. Auch der Gebrauch der franz, Sprache in großen Klassen der Bevölkerung Englands habe die Zerrüttung der Flexionssysteme beschleunigt. Die umschreibende Genitivform mit of und der Plural ye für thou sei vielleicht franz. Einfluß zu verdanken. Bradley schließt seine Aus-

1) Vgl. die Arbeit von Schlemilch: Beiträge zur Sprache und Orthographie

spätaltengl. Sprachdenkmäler der Uebergangszeit, Halle 1914.

spachtengl. Sprachdenkmaler der Uebergangszeit, Halle 1914.

2) Zur Peterborough Chronik s. Morsbach, Anglia-Beibl. 32, p. 75 f., wo Verf. p. 78 sagt: "Da der Teil III um ein Menschenalter jünger ist als der Teil II und der Veif. des letzteren die wests. Schriftsprache nur noch schlecht und künstlich, wie wir sahen, wiedergegeben hat (sie lag überhaupt in den letzten Zügen in England), so ist es durchaus verständlich, daß der Verf. des III. Teiles seine Mundart schrieb und den Versuch, die wests. Schriftsprache zu schreiben, die er noch weniger beherrschte als die Verf. von Teil I und II, schrighten aufgeb. Des gwerne Geschlecht ist natürlich völlig grioschen. Er entschlossen aufgab. Das gramm. Geschlecht ist natürlich völlig erloschen. Er kennt nur noch den Artikel pe und daneben selten pat wohl in etwas stärkerer Bedeutung".

führungen mit den Worten: In the main the grammatical simplification must be ascribed to internal agencies, helped to a certain extent by the influence of the language of the Scandinavian settlers. The French influence introduced by the Norman conquest had only a comparatively small effect. Den Ausführungen Bradleys möchte ich zunächst entgegenhalten, daß es sich nur um eine Erleichterung des schriftlichen Verkehrs durch die einheitlich gestaltete Verwaltung der regierenden Franzosen handeln kann, die übrigens nur lateinisch und französisch urkundeten. Auf die Zerrüttung der englischen Flexion konnte dies jedoch keine Einwirkung ausüben. Ob aber der sonstige Verkehr zwischen Engländern und Franzosen und die jedenfalls zahlreichen Bilinguen die englische Flexion in ihrer Entwicklung beeinflußt haben, läßt sich schwer ermitteln. Wenn man bedenkt, daß die englische Flexion gerade in Kent sich am längsten erhalten hat, wo doch die Franzosen nicht weniger zahlreich gewesen sind als etwa im südwestlichen England und daß in Canterbury Erzbischöfe französischer Herkunft residierten, wird man den französischen Einfluß auf die englische Flexion möglichst einzuschränken. wenn nicht abzulehnen geneigt sein. Auch ist zu beachten, daß der franz.-englische Verkehr nicht dieselben Resultate zeitigen konnte wie der englisch-skandinavische in früherer Zeit, da das Französische eine dem Englischen völlig fremde Sprache war, das Skandinavische aber dem Englischen sehr nahe stand". Die Ausführungen Morsbachs können wir voll unterstreichen; schon das knappe Bild, das ich oben von den Flexionsverhältnissen beider Sprachen gab, läßt die Annahme eines stärkeren Einflusses des Franz. auf das Engl. hinsichtlich der Flexionszerrüttung widersinnig erscheinen. Wir sahen, wie das Englische in diesem Prozeß der Zerrüttung der Flexion bedeutend früher einsetzt und die Entwicklung hier viel radikaler als im Französischen fortschreitet. Gegenteil, man wird eher berechtigt sein, von einem starken Einfluß des Englischen auf das Franz. zu reden, worunter natürlich das Französisch in England zu verstehen ist. Indessen schlagen die Kreise dieses Einflusses, wenn auch in sehr geringem Umfange, bis in das Kontinentalfranz. Einzeluntersuchungen haben bereits mannigfachen Einfluß des Englischen auf das Agfrz. festgestellt. So Tobler (Vermischte Beiträge I, 19-20, II, 49-51), wo Verfasser auf die Umschreibung des Verbum finitum durch faire und den Gebrauch von le = ae. by, be hinweist. Suchier erklärt in der Ausgabe der Reimpredigt (1879) die häufige adjektivische Verwendung des Neutrums Ceo durch Einfluß des Engl. that. Auf zahlreiche Erscheinungen syntaktischer und lautlicher Art, die sich nur durch englischen Einfluß erklären lassen, macht Stimming in den Anmerkungen zum Boeve de Haumtone aufmerksam (so zu den Versen 138, 228, 230, 283, 292, 421, 751, 879, 917, 2727 u. a.). Bei den Konsonanten hatte ich bereits Gelegenheit auf Morsbachs Aufsatz Ueber agfrz. Konsonantendehnung hinzuweisen, wo die zahlreichen Doppelkonsonanten erklärt werden durch "die schwankende Wiedergabe franz. Wörter im englischen Munde", die nicht etwa als bloße agfr. Schreibergewohnheiten zu betrachten sind. Ausführlich über den Einfluß des Engl. auf das Agfrz, besonders in syntaktischer Beziehung, handelt die

Dissertation von Burghardt 1). B. kommt zu interessanten Ergebnissen für den Einfluß des Englischen auf das Agfrz. in Bezug auf Syntax, Wortschatz, Wortbildung, Orthographie und Aussprache. Auch unsere Jargontexte bestätigen in eindeutiger Weise diese Tatsache. Wir hatten schon bei den Lauten manche Erscheinungen als nur möglich durch Wiedergabe eines Franz. im Munde des Engländers gefunden. Besonders der Abschnitt über den Akzent wird zeigen, wie das Englisch hier seinen eigenen Charakter voll und ganz gewahrt hat und das fremde Idiom in seine eigenen Betonungsverhältnisse einordnet. Ich sehe hier natürlich wie immer ab von dem Franz. im Munde solcher Engländer, die durch Umgang mit gebildeten Franzosen oder durch Aufenthalt auf dem Festlande ein korrekteres Franz. sprachen. Bei der Flexion werden wir sehen, wie auch hier der Engländer die flexivischen Eigentümlichkeiten des ihm fremden Idioms vernachlässigt. Allerdings sehen wir hier nur die Tatsache der völligen Verwirrung franz. Flexionsverhältnisse an und für sich im englischen Munde bestätigt. Es sind diese Texte, wie bereits in der Einleitung hervorgehoben, nicht naturgetreue Wiedergabe des tatsächlichen Zustandes; sie sind Karrikaturen, doch, wie bei den Lauten, werden wir auch hier wieder manche Erscheinung finden, die sich als eine Umformung des fremden Sprachmaterials nach englischer Weise erklärt. Auch hier sehen wir die Eigentümlichkeiten des Franz, im Munde des radebrechenden Engländers, die vom Pamphletisten ausgebeutet werden, in greller Beleuchtung. Die unterscheidenden Merkmale für Genera, Tempora, Numeri usw. nach franz. Weise hatten eben für den Engländer gar keine Bedeutung: er wirft sie durcheinander oder formt sie nach eigenem Sprachgefühl um.

B) Das Genus.

Genusverwechslungen sind eines der beliebtesten Mittel aller Zeiten, um radebrechende Ausländer lächerlich zu machen. Natürlich finden wir auch in unseren Texten dieses Mittel weidlich ausgebeutet.

1. Masculinum für Femininum.

P 23 ce ters (= cez terres), 88 ton guere, 39 ton gent, 42 mon lance, 44 son test (= teste), 38 cestui chos (= ceste chose); B 2837 u. ö. le plus bel porcel (= la plus belle pucele), 3134 u. ö. mon gent, 3447 bon feste. 3145 un bon sotie, 3158 un bel brechesse (= une bele bretesche für bouresche), 3359 mon douce amie, 3370 mon dolor, mon pesance, 3375 fort prison, 3377 son grant soti (= grand sotie); R 2352 ton reson, 2361 trestot France et tot Engleter, 2383 cest contre (= ceste contrée), 2461 bon lecheri (= bone lecherie), 2801 bon chançon (= bone ch.), 2939 ton mein, 2976 tot nuit; Ch un gros pes (= une grosse pais), son terre; C son ter(re), son main, tel maner (= telle manière); M öfter mon gent, mon dam (domina), oft mon mer (matrem), son fam (femina), grant bouteil (= grande bouteille), son gorg (= gurgam), mon grant lans (= lance), bon façon, son fey (= foi), mon lam (= ame), mon my (= amicam).

2. Femininum für Masculinum.

F 29 üne (sc. aignel), 42 bones deniers, 99 si faite mousel, 101 pe-

¹⁾ E. Burghardt: "Ueber den Einfluß des Englischen auf das Anglonormannische", Halle 1906, Studien zur engl. Philologie, Heft XIV.

tite l'os; P 1 la tens (= tempus), ma cul (= cul für cuer), öfter ma ray, rei (= roi), 7 sa filz (= filius), 7 sa chaviaus (= capillos), 15 une grosse concier (= concil), 16 la meilleur ne la pier (sc. baron), 26 la François. 30 sa frer (fratrem), 36 ma cul, ma pie, ma poing, 37 la cont (= cuens), 69 je suis toute (= mscl.) certaine, 79 sa blonde chaviaus, 83 ma fil (fi-lius); B en vous a bone sote entere (gemeint ist Jehan), 2686 fute jete ris (risum "Gelächter"), 2698 toute le melor francis, 3131 une pecheurs (= pescheors), 3137 seces (sc. dras "Kleider"), 3156 un an toute complie, 3362 toutes les pors (portus "Häfen"), 3365 la mauvaise laron franchis; R 2388 ma mester (= ministerium); Ch sa piere (patrem), la crucefin, la crucefimie (= Crucefis), la saint Supoucre (= sepulcre) sa fils; C sainte Sepocre (= sepulcre); M öfter la Franchequin, sa col, la gard (= le garde), la porcher (= porchier), tout ma goudin, la bon lom (= homme), ma compenon (compagnon), la deable, tout ma varlet, trestout ma cousin, la grant Saint Gorg, tout la Fracil (= Francois), la grant milort, oft la rey, ray (= roi), tout la faus Armenac, la chlochy (= clochier), la cont (= cuens), ma bon pais (= pagensem), ma tritement (= testament), la deau (= dieu), la prest (= prestre).

Neben diesen unregelmäßigen finden sich manche regelmäßige dem zentralfranz. Gebrauch entsprechende Genera. Ziemlich mäßigen Gebrauch von der lächerlich wirkenden Genusvertauschung macht R; viele Fälle erklären sich auch durch Verstummen des auslautenden -e, wodurch eben manches Femininum formell zum Masculinum wird. Auch in F ist die Genusverwirrung nicht sehr auffällig, schon aus dem Grunde, weil der Verfasser anstatt der Possessiva mon, ma häufig das neutrale mi gebraucht. In weitgehendem Maße gefallen sich dagegen in der Verwirrung des Genus die anderen Texte, besonders M trägt hier dicke Farben auf.

Aus der Vertauschung an und für sich lassen sich m. E. noch keine Schlüsse ziehen auf die Gründe, weshalb für dieses oder jenes Wort dieses oder jenes Genus im Gegensatz zum franz. Gebrauch angewendet wird. Feinere Beobachtungen hinsichtlich des bei der Vertauschung wirkenden Sprachgefühls des franz. redenden Engländers lassen sich bei unserem Material nicht machen. Es wird eben nur in grober Weise die Tatsache der Vertauschung an und für sich zu dem Zwecke gebraucht, um das Zwerchfell der Zuhörer in Bewegung zu bringen. Ich möchte nur hinweisen auf den ständigen Fehler. mon gent für ma gent. Die Vertauschung bei diesem Wort läßt sich vielleicht daraus erklären, daß für den Engländer eben das weibliche Genus für den Begriff gent = "Volk, Kriegsvolk" widersimig sein mußte. Die Verwirrung der Genera, wie sie unsere Texte bieten, ist indessen nicht ein Produkt der dichterischen Phantasie, sondern es wird uns hier ein deutliches Bild geboten von der starken Sprachverwirrung, wie sie tatsächlich in jenem agfrz. Jargon bestand. Die Verwirrung des franz. Genus war dem Engländer schon aus dem Grunde nahegelegt, weil auch bei den Franzosen, mit denen er in England in Berührung kam, das Genus nicht korrekt dem kontinentalfranz. Gebrauch entsprach und mannigfachen Schwankungen ausgesetzt war. So ist dem Agfrz. ziemlich geläufig die Vertauschung der Artikel la und le. Stimming belegt hierfür aus Boeve einige Fälle (p. XI, XIII) und gibt daselbst Hinweise auf das Vorkommen dieser Verwechslung auch in anderen agfrz. Texten. Daß es hier auch das Englische ist, das in

dieser Beziehung auf das Agfrz, fördernd einwirkt, lehrt die Häufung dieser Erscheinung in Urkunden des XIV. Jahrhunderts (zahlreiche Belege bei Busch p. 58-59). Daß wir es in diesen Texten mit der jede Neuerung der Umgangssprache dämpfenden Literatursprache zu tun haben, zeigt das überaus häufige Vorkommen der Genusvertauschung in unserem Jargon, wo diese mit das notwendige Ingredienz für die Charakterisierung der Verderbtheit des Französischen im Munde des Engländers ist. Fragen wir nach den Gründen für diese Erscheinung, so dreht es sich auch hier wieder um die Kardinalfrage der Bedeutung bezw. Bedeutungslosigkeit. Das Genus des Französischen bot sich dem Engländer in zahlreichen lautlichen Unterscheidungen des Artikels, Pronomens und Adjektivs. Es ist doch der natürliche Vorgang, daß diese Unterscheidungen für den Engländer jeder Bedeutung bar waren. Er hörte wohl und mochte auch empfinden, daß etwa la oder le, mon oder ma für den Franzosen das war, was für ihn eben that bezw. myn war, d. h. Artikel und Possessivum. Daß die lautliche Verschiedenheit dieser franz. Worte auch eine syntaktische bedingen müßte, war dem Ungebildeten gleichgültig; er gebrauchte sie promiscue. Drang er tiefer in die Bedeutung dieser Unterschiede ein, so ging er eben dazu über, Fälle die ihm nach seinem Sprachgefühl widersinnig waren, nach engl. Weise umzuformen (mon gent für ma gent). Gewiß spielen neben der Tatsache der Bedeutungslosigkeit bei der Verwirrung des Genus auch gewisse lautphysiologische Gründe mit. Ich erinnere an die Eigentümlichkeit des Picardischen mit seiner Form le für den weiblichen Artikel, und bekanntlich war unter den einwandernden Franzosen ein starker Prozentsatz Picarden uud Wallonen. Indessen geht z. B. Busch entschieden zu weit, wenn er sich bei der Erklärung der Vertauschung von la und le in Urkunden des XIV. Jahrhunderts mit der Begründung durch einen phonetischen Vorgang begnügt (p. 59: "Es ist wahrscheinlich, daß wir es hier mit einem rein phonetischen Vorgange zu tun haben; für le sowohl wie für la sprach man ein in der Mitte zwischen beiden liegendes la, das in der Schrift bald als la, bald als le dargestellt wurde"). In eingehendster Weise beschäftigt sich mit der Verwirrung des Genus in agfrz. Texten Burghardt (a. a. O. p. 1—10). In der Zusammenfassung (p. 10) kommt B. richtig zu dem Ergebnis, daß hier wieder ein wichtiger Punkt vorliegt, der beweisend ist für den starken Einfluß des Englischen auf das Französische mit der Tendenz auf Uniformierung. Zu dem von ihm angeführten "Punkt 4" (p. 2): "Nicht selten erscheinen die Substantiva im Satze ja auch ohne Artikel. Dazu kommt, daß der bestimmte Artikel im Agn. häufig fehlt, wo man ihn erwartet; siehe darüber Boeve de Haumtone Anm. zu Vers 420. Fast alle diese Fälle erklären sich, wie mich Herr Prof. Morsbach aufmerksam machte, durch das Me." lehren in unzweideutigster Weise unsere Jargontexte, daß es sich hier tatsächlich nur um den Einfluß der franz. redenden Engländer handeln kann und daß diese Erscheinung eine besondere Eigentümlichkeit im Munde des franz. redenden Engländers gewesen sein muß. Ich greife folgende Fälle heraus:

P 41 si je pois rai francois a bataille contrier, 28 qu'il n'arra talant por gondre glais grondier, 48 maugré conte d'Angoise; B 2686 pour quel cos fute jeté ris, 2846 de mouser plus je ne vous ost, 3368 de mal que me

faisa sentir, 4496 vous trouvera pourcel plente.

Zahlreicher begegnen die Falle der Artikelauslassung in: M 15 Hourson quenaue à gent Hellequin, 62 vous dit que gente compegnon, 69 moy alé à pilag, 77 j'avoy bon arc et bon salade, 90 pour aly bintot à guerre, 118 se moy fut à batail desout, 170 il faut nous aly à batail, 177 vous futy tout faiti à guer, 207 d'aly à guerre ja fut fort.

Wenn wir diese Eigentümlichkeit des Jargons nicht in noch stärkerem Maße ausgebeutet finden, so erklärt sich das eben aus der Tatsache, daß die Autoren hier die Wahl hatten zwischen dem Auslassen des Artikels oder dem Hinzufügen zur Andeutung der Genusverwirrung: da das letztere zweifellos das drastischere Mittel ist, so wird es eben vorgezogen und in reichlichem Maße ausgenutzt; hin und wieder findet daneben auch die Eigentümlichkeit der Artikelauslassung Verwendung. Ein weiterer Umstand, den Burghardt nicht anführt, von dem aber das Mistère besonders gern Gebrauch macht, nämlich das sog. "Anwachsen des Artikels" an das Substantivum, zeugt ebenfalls dafür, daß der franz. Artikel in seiner Eigenschaft als genusunterscheidendes Merkmal für den Engländer ohne jeden Bedeutungsinhalt gewesen sein muß. So:

M larcher, qui fut bin larmy = (armé) de bon lam (= armé), oft lom (= huem oder homme), lam (= ame), tout vot gent futy en lam (= armes). In ganz unsinniger Weise ist der Artikel in folgenden Fällen angefügt: qui fut larmy (= armé) de bon lam, öfter larmé (= armé).

Burghardt hätte in seiner Untersuchung über die Genusverwirrung in agfrz. Texten auch noch heranziehen können einen Vergleich mit dem Zustande der Genusunterscheidung im Englischen. Bekanntlich setzt im Frühme, mit dem Verfall des ae. Flexionssystems als Folgeerscheinung auch eine Verwirrung des grammatischen Genus ein, die schließlich zur Neutralisation führt, bis dann allmählich auf psychologischer Grundlage ein neues Genus sich heranbildet (vgl. die schon angeführte Schrift Morsbachs "Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen" 1) und die Arbeit von Hoffmann). Im Nordhumbrischen war das grammatische Geschlecht bereits um 1100 erloschen. Der Prozeß wird langsamer, je mehr wir nach dem Süden, dem altengl. Kulturzentrum, kommen. Im Mittellande (Orrm.) ist es um 1200 ausgestorben. Im Süden ist es im Anfang des XIII. Jahrhunderts ebenfalls tot. In dem auch sonst konservativeren Kent ist es dagegen noch in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts lebendig. Diese Feststellungen stützen sich natürlich auf Sprachmaterial, wie es uns in literarischen Werken überliefert ist. Wir können also für die gesprochene Sprache des Umgangs auch hier die Daten

¹⁾ An die oben genannte Schrift Morsbachs knüpft an die Diss. von Nikolaus von Glahn, Zur Geschichte des grammat. Geschlechts im Me., Heidelberg 1918 (rez. von Morsbach: Anglia Beibl. XXXII, April 1921). Aus der Rezension Morsbachs zitiere ich folgende Stelle, die zur Bestätigung der hier vorgetragenen Ansicht sehr geeignet ist: "Im einzelnen sind hier manche wichtige Ergebnisse gezeitigt worden. Ich hebe die folgenden hervor: S. 60, 71, 92, 99, 100, die Tatsache, daß franz. Lehnwörter größere Neigung zur Neutralisation zeigen als die Erbwörter; sie sind dem Genusverlust stärker ausgesetzt. S. 91 faßt der Verf. das Resultat über das Genus in Dan Michels Ayenbite of Inwyt in die Worte zusammen: "Das grammat. Geschlecht ist im Ayenbite noch in sehr weitem, wenn auch nicht im ganzen Umfange bewahrt; die Neutralisierung steht bei den Erbwörtern noch durchaus im Anfangsstadium, hat aber bei den franz. Lehnwörtern sich ganz erheblich fühlbar gemacht."

wesentlich hinaufrücken. Nehmen wir in runder Zahl für die große Masse der Engländer das Aussterben des grammatischen Geschlechts im XII. Inhrhundert an. Die Engländer, für die es also ein grammatisches Genus nicht mehr gab, kommen nun in Berührung mit den Franzosen mit ihrem ausgebildeten System der Genusunterscheidungen ausgedrückt in zahlreichen Formen des Artikels, der Pronominal- und der Verbalflexion. Es ist doch handgreiflich, daß diese mannigfaltigen Formen zur Bezeichnung des Geschlechts lebloser Wesen, für die der Engländer nur "eine und zwar geschlechtlich indifferente Form besaß", fremdartig erscheinen mußten, daß sie dem Engländer jeder Bedeutung bar waren ¹). Die Folge ist natürlich eine grenzenlose Verwirrung im Gebrauch. Die weitere Entwicklung ist dann die schon mehrfach angedeutete typische Erscheinung: Zusammenbruch des Systems, Verwirrung und schließlich Anstreben eines Typus, Tendenz zur Vereinfachung auf dem Wege des lautlichen Zusammenfalls. Es ist schade, daß aus unseren Texten der dritte Akt dieses Prozesses, die Tendenz zur Uniformierung, nicht zu erkennen ist. Die Autoren begnügen sich eben mit der derberen Auftragung der komisch wirkenden Genusvertauschung, die jedenfalls auf den Hörer oder Leser stärkeren Eindruck machen mußte wie etwa eine lautliche Vereinfachung der verschiedenen genusunterscheidenden Mittel zu einem Typus. Nur schwach bricht in diesem Punkte die Wirklichkeit durch. Wie wir schon einmal in der Lage waren, die Tendenz der psychologischen Umformung des fremden Genus nach engl. Gefühl an dem Falle von mon gent für ma gent festzustellen, so läßt sich das Anstreben der Reduktion auf einen Typus vielleicht erkennen aus der Form des Possessivums mi im fabliau: 57, 23 mi companon, 24 mi cors. Man könnte auch geneigt sein, diese Form mi als einfache Uebertragung des englischen Possessivpronomens auf das Franz. im Jargon anzunehmen. Im Me. ist bekanntlich die Form my neben min sehr geläufig. Doch das ist durchaus nicht erforderlich. Ein Blick auf das Paradigma des franz. Possessivpronomens in seiner satztieftonigen Form lehrt, daß es sehr gut möglich ist, daß der nach dem Gehör lernende Engländer sich als typisch für den Ausdruck des Possessivums ohne Rücksicht auf das Genus der ziemlich häufig vorkommenden i-Formen bedient. Als fördernd gerade für' die Herausbildung der Form mi (ich wähle der Einfachheit halber als Beispiel nur das Possessivum der ersten Person) als Possessivum kommt der Umstand hinzu, daß gerade in den westlichen Dialekten Frankreichs sowie im Normannischen diese i-Formen häufig das auslautende -s verlieren (vgl. Stimming, Boeve p. XXIII). Es kommt also hier das Französische dem englischen Uniformierungsbedürfnis und der Tendenz auf Neutralisierung des Genus entgegen. S. 19 sagt Burghardt: "Doch muß betont werden, daß selbst im XIV. Jahrhundert das Geschlecht der Substantiva oft noch korrekt ist; und dies ist sicher eine Wirkung der Literatur des franz. Kontinents." Diese Annahme der Wirkung der Literatur des franz. Kontinents mag stimmen für die Sprache in England lebender Franzosen, Autoren agfrz. Literaturwerke. Indessen für den franz. sprechenden, besonders den franz. radebrechenden Engländer, muß ich diese Wirkung des franz. Kontinents in späterer Zeit

¹⁾ Siehe Anmerkung S. 44.

stark einschränken, wenn nicht ablehnen. Wir brauchen ja nur unsere Jargontexte zu durchfliegen mit einem vergleichenden Blick für das Französisch in den Texten des XIII. Jahrhunderts mit dem des Mistère aus dem XV., um überzeugt zu sein, daß tatsächlich dieser englisch-französische Jargon sich als selbständiges Idiom in England weiterentwickelt hat. Besonders die Konsequenz, mit der manche in den ersteren Texten nur angedeutete Erscheinung im Mistère durchgeführt wird (hierher gehört besonders die Genusvertauschung), beweist dieses. Ebenso lehrt der Charakter des Jargons, daß das Franz. vollkommen in die Bahn der Entwicklung des Englischen hineingerissen ist. Der Engländer hat dem Jargon den Stempel seiner Muttersprache aufgedrückt. Wir sehen klar, wie im Jargon das dem innersten Wesen des Engländers fremde rücksichtslos beiseite geschoben, bezw. nach englischer Weise umgeformt wird (Genus, Akzent, Flexionsvereinfachung).

C) Nominalflexion.

Die Nominalflexion des Jargons steht ganz unter der Herrschaft der Tendenz auf Vereinfachung des Formenreichtums, wie ich sie bereits unter dem allgemeinen Kapitel der Flexion gekennzeichnet habe.

I. Das Substantiv.

Ein Zweikasussystem gibt es für die Sprache unseres Jargons nicht mehr. Der Akkusativ ist Normalkasus geworden. Das Agn. kommt hier den Engländern im weitgehendsten Maße entgegen. Im Computus, Lois Guillaume, Oxforder Psalter, Cambridger Psalter, Brandan, Boeve, Auban usw. läßt sich dieser Prozeß der Reduktion des Zweikasussystems auf einen Normalkasus klar verfolgen, wie ja überhaupt auch im Zentralfranz. beim Uebergang in die neufranz. Periode dieselbe Entwicklung besteht. Daß der radebrechende Engländer sich dieser Entwickelung nicht etwa hindernd entgegenstellt, sondern im Gegenteil sie noch radikaler fortführt, ist nach dem bisher Gesagten klar. Es finden sich in den Texten hin und wieder Formen, die dem regelmäßigen Zweikasussystem entsprechen. Man kann diese vielleicht als Textveränderungen eines Kopisten ansehen, wenn man nicht geneigt sein will, sich diese Erscheinung als vom Autor gewollte im Sinne der oben § 2, III von mir gekennzeichneten Eigentümlichkeit jedes Jargons überhaupt zu erklären. Aus der Art der unregelmäßigen Formen, die ich im folgenden anführen werde, können wir die Tendenz herauslesen, nach der der Engländer sich die franz. Nominalflexion zurechtlegt. Im allgemeinen ist für beide Geschlechter der Akkusativ Normalkasus geworden, als numerusunterscheidendes Merkmal dient -s als Pluralzeichen. Dies ist der Stand der Nominalflexion im Jargon der Texte des XIII. Jahrhunderts. Im Mistère ist die Entwicklung bedeutend weiter fortgeschritten. Hier finden wir die auffällige Erscheinung, daß sogar die Numerusunterscheidung verloren gegangen ist. Das Denkmal zeigt ja im allgemeinen, wie wir das besonders bei der Verbalflexion sehen werden, infolge des Schwindens jeglicher Bedeutung eine rücksichtslose Reduktion der Endungen auf einen schwachartikulierten Vokal, in vielen Fällen sogar völlige Aufgabe der-

selben. Es sind nur noch die Wortstämme da, die zur Bezeichnung des Gegenstandes gebraucht werden ohne irgend welche Hervorhebung des Numerus. Als charakteristischen Fall nenne ich hier im Voraus aus Vers 59 la gard des rach; oft erfordern Sinn und Konstruktion den Plural, wo wir einfachen flexionslosen Singular finden. Für das Französische an und für sich ist diese Erscheinung nicht aus dem Rahmen der allgemeinen Entwicklung fallend. Denn seit dem XIII. Jahrhundert beeinnt im Zentralfranz, mit dem Verstummen des auslautenden -s der Singular dem Plural sich lautlich anzugleichen: indessen fährt man in der Schrift fort, das Plural -s auch weiterhin zu bezeichnen, wie das auch der Schreiber des Mistère im jargonfreien Teil seines Werkes tut. Wenn wir also in dem Jargonteil des Mistère das Plural -s vermissen, so ist das begründet in dem Bestreben des Autors, das Franz. in dem Munde seiner radebrechenden Engländer möglichst getreu wiederzugeben und dem Leser den Konflikt zwischen Schrift und Aussprache, wie er ja im regelmäßigen Französisch jener Zeit bestand, zu ersparen. Ich nannte diese Erscheinung des Fehlens einer Numerusunterscheidung oben eine "auffällige" und zwar ist sie in der Tat eine solche, wenn man sie unter folgendem Gesichtspunkte betrachtet. Im Englischen können wir für das XV. Jahrhundert konstatieren, daß hier im großen und ganzen die Substantiva, mögen sie nun in altengl. Zeit Masculina, Feminina oder Neutra sein oder mögen sie vokalische oder konsonantische Stämme gewesen sein, als Pluralzeichen die Endung -(e)s angenommen haben. Man sollte also doch erwarten, wenn man geneigt ist, dem Englischen in diesem Punkte einen Einfluß einzuräumen auf das Französisch im Munde des Engländers, daß der radebrechende Engländer hier, seinem Sprachgefühl folgend den französischen Substantiven das englische Pluralzeichen anfügt. Man könnte in diesem Falle vielleicht mit Matzke sagen, der Autor habe hier eben wie auch sonst die Pariser Umgangssprache herangezogen, um dem Text im Gegensatz zum jargonfreien Teil eine vulgäre Färbung zu geben. Wir hatten schon des öfteren Gelegenheit, dieser unbegründeten Ansicht entgegen zu treten und werden bei Fällen der Verbalflexion noch einmal auf die Haltlosigkeit dieser Ansicht zu sprechen kommen. Gerade das Mistère zeigt ebenfalls, wie wenig stichhaltig diese Ansicht ist; man lese doch nur etwa die 20 Eingangsverse des Jargons, um zu sehen, mit welcher Konsequenz gerade Eigentümlichkeiten flexivischer und syntaktischer Art (Nivellierung der Endungen, Genusvertauschungen, eingestreute englische Brocken) durchgeführt sind, die ganz deutlich den Jargon als ein Französisch im Munde eines Engländers kennzeichnen. Es ist weder provenzalisch-französischer noch deutsch-französischer Jargon, noch ein Gemisch aus Provinzialismen und Eigentümlichkeiten vulgürer Umgangssprache. Der ganze Charakter des Jargons ist deutlich der eines von englischem Sprachgefühl stark entstellten Französisch. Wie läßt sich nun, wenn wir die Annahme, der Dichter des Mistère habe hier vulgäres Umgangsfranzösisch verwendet, ablehnen, diese Erscheinung des Fehlens der Numerusunterscheidung erklären als Eigentümlichkeit des französischen Jargons in England? Vielleicht weist uns hier ein Wort den Weg. Es erscheint nämlich in unserem Denkmal der Begriff gent, mag er nun kollektiv als Volk oder pluralisch als Leute gefaßt sein, stets ohne Pluralzeichen. Es liegt hier offenbar vor eine Analogie nach dem englischen

Wort folk, bei dem, da es auch fast stets im kollektivischen Sinne verwendet wird, der alte Plural ohne -s fast ausnahmslos Regel ist (vel. Morsbach, Schriftsprache p. 113). Zudem bestand im Englischen (zum Teil auch heute noch) neben den normierten Pluralen mit -s eine starke Gruppe von Wörtern, die den Plural ohne -s bildeten. So wurden zahlreiche unverstandene -s-lose Plurale als Singulare gefaßt (besonders gern nach Zahlwörtern); in anderen Fällen entwickelte sich aus dem unverstandenen s-losen Plural ein vager Kollektivbegriff; dieser Zug wird stark gefördert durch die vielen Nahrungsmittelbezeichnungen, die seit altenglischer Zeit s-losen Plural bildeten (sheep, fish, fowl u. a.). Vielfach entwickelt sich die Bedeutung des Singulars bei Größen-, Gewichts- und Maßbestimmungen (yēr, pund, foot usw.). Diese zahlreichen s-losen Plurale, die als Plurale verstanden wurden, riefen natürlich eine Unsicherheit in der formalen Pluralbildung hervor und bewirkten, daß überhaupt in zahlreichen Fällen der Singular für den Plural gesetzt wurde, auch wo keine Zahlwörter vorhergingen (die die pluralische Eigenschaft ja genügend andeuten konnten) und ein kollektivischer Begriff oder andere Bedeutungen nicht hineinspielten. Die in der gezeichneten Entwicklung angeführten Kategorien, die diesen Prozeß herbeiführen, lehren, daß es sich besonders um Ausdrücke des täglichen Lebens und des Verkehrs, kurz der Umgangssprache handelt. Es hat also im Me. der Zeit unseres Denkmals, neben der Tendenz auf Uniformierung der Pluralbildung mit -s gerade in der Sprache des Umgangs starke Neigung bestanden, viele Wörter, die formell singular waren, in pluralischem Sinne zu gebrauchen 1). Unsere Denkmäler geben uns ja, wie schon des öfteren bemerkt, gerade das Französisch im Munde des im damaligen Sinne "ungebildeten" Engländers, gerade jenes Engländers, bei dem diese Neigung, den Singular im Sinne des Plural zu gebrauchen, sehr stark ausgeprägt war; es liegt hier also eine besondere feine Beobachfung des Autors dieses Jargons im "Mistère" vor. Die meisten der Fälle, wo er den Singular im Sinne des Plurals gebraucht, reihen sich sogar den oben für das Englische angegebenen Kategorien an:

a) in kollektivischem Sinne:

öfter tout mon gent (= Volk), la Franchequin (= Gesamtheit der Franzosen, etwa wie "der Franzmann", "der Tommy"), in demselben Sinne tout l'Armenac, tout ma goudin (goudin = Spottname für Engländer), tout ma varlet (= Dienerschaft), tout ma cousin (= Verwandtschaft);

b) bei dabeistehenden Zahlwörtern:

de pag de verlet dit mil, moy voul avé perdy X frans, de flech et de raillon de cent que je prenny;

c) Nahrungsmittelbezeichnungen:

la gard des vach, je roby de vac (= vaches) de pourcel, nous ne veut que . . . de fromaq et de gros pourcel.

Die übrigen Fälle zeigen dann wieder die weitergehende tendenziöse dickere Auftragung des Karrikisten, so:

vous fut tout gent (hier gent pluralisch als "Leute"), tout vot gent

¹⁾ Diese Ansicht wird bestätigt durch das reiche Material, das Ekwall in seiner Schrift "On the Origin and History of the unchanged Plural in English", Lund 1912, ausgebreitet hat.

futy en larm, nous fut assez de bon gent pour sene de millort regent, si a de prisonnier, l'archer, marchy devant . . . tout mon l'arm (= mes armes).

Bei dem häufigen Vorkommen von arm (= arme "Waffe") in pluralischer Bedeutung spielt auch noch die auf anderen Gründen beruhende Verwechslung mit ame "Seele" (vgl. Konsonantismus) hinein.

Die Anführung der Belege im folgenden zur Flexion des Substantivums geschieht nach der Einteilung in Schwan-Behrens: "Gramm. des

Altfranzösischen".

Nominativ Sg.

I. Masculina.

1. Gruppe: Masculina, deren Nominativ Sg. zum Unterschied vom

Obliquus flexivisches -s hat (Mürs, mür-mur, murs).

F 84 fils (= filius, korrekt), 100 aniel; P 6 chivaler (= chevaliers), le tout le mont (= mons, mundus), 29 u. ö. rai (= rois, regem), 29 lipart (= liparz, leopardus), 44 cul (= cus, culum), 56 Francois n'est mi anel (= anels), 84 chivaler, 71 moulins (= korrekt); R 2942 un fil (= fils) gendrer; C roi, rey, roy, phelippote; Ch rai (= rois), angiel; B 2640 non (= nomen), 2645 cil varlet, 3129 cheval, 3131 pecheurs; M harau, larcher, porcher.

2. Gruppe: masculine Paroxytona, welche im Nominativ-Obliquus

Sing. auf -e ausgehen (pere, pere-pere, peres).

P 30 sa frer, R 2804 jogler, M. öfter frer (= fratrem).

3. Gruppe: auf lateinische Imparisyllaba mit beweglichem oder festem Akzent zurückgehende Masculina, welche ihre ursprüngliche Nominativform in der Funktion des Nominativs erhalten zeigen (cuens, conte-conte,

F companon (= compainz), P 16 baron (= ber), 16 la meillour = (mieldre), 33 conte (= cuens), R öfter prodom (= prodome), C garcon (= garz), B 2838 homme (= uem), 3103 korrekt: quens (= comes) M hom (= huem), compenon (= compainz).

II. Feminina:

Zu-den Feminina

1. mit festem Akzent, welche im Nominativ und Obliquus sing. auf

schwachtoniges -e ausgehen (corone, corone-corones, corones);

2. mit festem Akzent und oxytonaler Betonung (flour, flour-flours, tlowrs) ist nichts zu bemerken; sie lauten schon im Französischen im Sing. und Plural völlig gleich. Die Belege unserer Texte der ersten Gruppe unterscheiden sich nur dadurch vom Französischen, daß sie vielfach das schwachtonige -e haben fallen lassen, eine Erscheinung, die bereits beim Vokalismus eingehend erörtert worden ist.

Einige Beispiele: P ros (= rose), Frans (= France), navel (= novele), chos (= chose), ters (= terres), test (= teste), droitur (= droiture), bahot (= baates), vil (= ville), chapel (= chapele), fest (= feste), best (= beste), aber auch korrekt: terres, bataille, lance, guere, R viel (= viele), cest contre (= ceste contree), C maner (= maniere), Ch ce chos (= ceste chose), B cos (= cose), rivier (= riviere), M arm (= arme), mer (= matrem), batail (= bataille), lans (= lance).

Für die 2. Gruppe der Feminina (mit beweglichem Akzent, suer,

seror), fehlen Belege.

Obliquus Sing.

Masculina:

Der Obliquus ist, da er ja der Normalkasus geworden ist, im allgemeinen korrekt gebildet; selten zeigt er die auch im Agn. häufige Erscheinung, daß er die Nominativform angenommen hat (ein Zeichen für die Verwirrung in den Flexionssilben): p. 19 rois Francois; C dadoarz, un porrens (= esperon), chetis rois phelippote, Ch porrons sorers (= esperon doré), R 2359 conpaing (= conpagnon).

Nominativ Plur .:

Analoges -s im Nom. Plur. zeigt die Form B 4491 debles (= diable), daneben auch korrekt 4493 deble. Sonst bietet der Nom. Plur., da weitere

Belege fehlen, zu keinen Bemerkungen Anlaß.

Der Obliquus Plur.: als Normalkasus ist wie im Sing. korrekt gebildet. Das Pluralzeichen ist überall -s, abgesehen von M, das wie wir bereits sahen, jedes numerusunterscheidende Zeichen vermissen läßt: s'avey de pag et de verlet, tout ma varlet, so auch bei dem Femininum: oft arm (= armes), vach, vac (= vaches), lam (= armes)' flech (= fleches), larm (= armes), ac (= haches).

Bemerkung: cestui n'est mie filz mouton (in F). Der Obliquus im Sinne des Genitivs ist eine im Afrz. ziemlich häufige Erscheinung, die sich hier allerdings auf Personennamen beschränkt; es soll hier mit dieser Verbindung jedenfalls eine komische Wirkung erzielt werden. Vgl. dazu Psalm XXVIII: Aportez al segnur, filz Deu, aportez al segnur les filz des multuns (Bartsch-Wiese, pièce XIII).

II. Der Artikel.

Es ist vorauszusehen, daß beim Gebrauch des Artikels der radebrechende Engländer in den Formenreichtum des Französischen dieselbe Verwirrung hineinträgt, wie wir das bereits bei den anderen Flexionskategorien kennen gelernt haben Wir hatten schon beim Genus Gelegenheit gehabt, die Konfusion im Gebrauch des Artikels als mitwirkend bei der Genusverwirrung zu bestimmen und dabei nicht versäumt, auf die eingehende Untersuchung von Burghardt zu verweisen; gleichzeitig stellten wir fest, daß es verfehlt ist, die Gründe für diese Erscheinung in rein phonetischen Ursachen zu suchen 'so Busch, p. 59). Richtig ist es auch nicht, den Hauptgrund für die Verwechselung des Artikels zu sehen in der Tatsache, daß die einwandernden Franzosen selbst zu einem großen Teil den korrekten zentralfranz. Gebrauch vermissen lassen auf Grund dialektischer Besonderheiten. Wie immer, so müssen wir auch hier wieder in den Vordergrund der Ursachen für eine Verwirrung die Tatsache rücken, daß eben für den Engländer, der früh dazu übergegangen war. sich einen für alle Casus, Geschlechter und Numeri gleichlautenden Normalartikel zu schaffen, die zahlreichen franz. Unterscheidungen des Artikels in Bezug auf Genus, Numerus und Casus einfach ohne Bedeutung, mithin nicht existenzberechtigt sein mußten. Dies ist auch hier das ursprüngliche Agens; die anderen Gründe sind hierbei nur in zweiter Linie, allerdings in stark förderndem Sinne, maßgebend. Wir können es uns wohl ersparen, die Verstöße im Gebrauche des Artikels gegen das korrekte Französisch in sämtlichen Belegen anzuführen; ein Blick in irgend einen

der Texte läßt die Tatsache klar in die Augen springen. Hinweisen möchte ich indessen besonders auf zwei Punkte, die in typischer Weise den Jargon als englisch-franz, zu charakterisieren geeignet sind. Abgesehen davon, daß infolge der unverstandenen Bedeutung die Formen des Artikels dauernd durcheinandergeworfen werden, geht der radebrechende Engländer dazu über, als Artikel einfach den eigenen, englischen zu gebrauchen. Er wird in unseren Texten, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, stets in der graphischen Form de wiedergegeben. Die Schreibung d für das englische th ist entweder dadurch zu erklären, daß der Franzose für den englischen postdentalen Reibelaut keine graphische Bezeichnung besaß, oder es ist dies die französische Aussprache des englischen th (näheres hierüber, sowie über die Aussprache der englischen Wörter in unseren Texten überhaupt in dem besonderen Abschnitt unten). In den Texten des XIII. Jahrhunderts wird hiervon nur vereinzelt Gebrauch gemacht: F de pel (= la pel), B 2685 par de foi.

In P halte ich die Fälle: ce ros, ce tens, ces prez, ces gardons, de ce rai, de ce teres, tout ce ters, ebenfalls für den englischen Artikel. Th in der Aussprache s ist nämlich auch im Munde der Franzosen sehr geläufig (vgl. den späteren Abschnitt über die englischen Worte des Textes).

Dagegen machen diese Texte des XIII. Jahrhunderts viel ausführlicheren Gebrauch von einer anderen Eigentümlichkeit des Jargons, nämlich den Artikel auszulassen. Es ist das ja zunächst das natürliche für den radebrechenden Engländer, die für ihn im Gebrauch zweifelhaften Artikel fortzulassen, besonders da dieses auch aus seiner eigenen Sprache, dem Me. sich sehr leicht erklärt (vgl. Burghardt, p. 2 zu Punkt 4).

Einige Beispiele: F 19 mi have tote nuit soué, 89 se fut asnel, 91 se tu ne croiz que fout anel, 99 si fait pie si faite mousel, 108 cestui fu filz ihan; P 71 ce fi chos mult gravaine, 73 Parris fout vil mult grant; R 2389 je fot savoir bon lai Breton, 2374 fot moi diser bon rotruel, 2464 ce pot aver moi un viel, fot moi diser bon rotruel, 2801 et saver moi mult bon chançon, 2853 moi saver bon chanson d'ogier und zahlreiche andere Fälle.

Im Mistère dagegen ist der Gebrauch von de als Artikel in weitgehendem Maße angewendet. Auslassungen kann ich hier nicht feststellen; im Gegenteil, es findet sich dieses de sogar pleonastisch verwendet, wo ein Artikel überhaupt nicht am Platze ist: pour porty de baniere liepart, qui faity de batail. Milort de roi, de si grant clae. Je roby de vac de pourcel. Moy port de cranequin. J'auray de flech et de raillon de cent que je prenny tantot. Parly de langag d'Engleterre. Pregny trestout de hach, de lans, de pe, de dac et de guisarm. De milort regent. Je coupy de test et de gorg. Sehr oft: milort de Rey, dresse de banier deable-a-part. Sony tretout de trompet. La mondam de mer. Milort, ja rey de cont de duc etc.

III. Das Adjektiv.

Nivellierung und Vernachlässigung der Flexionszeichen und im Gefolge dieser Erscheinung eine Verwirrung im Gebrauch kennzeichnet auch die Adjektivflexion unserer Jargontexte.

Gruppe 1 a (durs, dur-dur, durs; dure, dure-dures, dures); F tote nuit. 25 par seint Tomas, 26 anel cras, 42 bones deniers (= bons), 43 bones maailles, 44 bons estellins, 57 malart (= malades, Nom. Sing.), 88 viel (= vetulus), 90 si faite (= fait) mousel, 100 si fait (= faite) pel, 101 petite l'os; P 6 hardouin (= hardouins, Nom. Sing.), 9 longue (= lone), baron, 11 lone tens (= korrekt), 20 le glaise (= anglesche, anglaise), gent, 21 lonc tens, 55 bel (= bels Nom. Sing. masc.); R 2370 bon jogler (= bons Nom. Sing. masc.), 74 bon rotruel (= obl. sing. korrekt), 75 un bel lai, 2377 deus jors enters (= obl. plur.). Sonst in R keine unkorrekten Formen; C mignet (= mignez); Ch un gros (= grosse) pes: B 2660, 2705 sote (= soz Nom. Sing. masc.), 2660 bone (= bons Nom. Sing. masc.), 2698 toute (= tout) le melor sot francis, 2705 sote (= soz). 3104 sot (= soz Nom. Sing. masc.), 3111 riche (= nom. sing. masc.). 3147 bon (= bone) feste, 3155 un bon (= bone) sotie, 3157 un an toute complie, 3158 un bel (= une belle) bretesche, 3164 bel pourcel (= belle pucelle); M tout la Franchequin, 58 bon (= bons) larcher, 68 bon (= bons Nom. Sing. masc.), tout la bon (= bone) fam, tout mon bon gent.

Die sogenannten eingeschlechtigen Adjektiva:

Mortels, mortel-mortel, mortels, mortel; mortel-mortels, mortels.

F 81 quel beste (obl. sing.), 86 tot de plus grant (obl. sing.), B 3 verdes (gelehrte Form für vertes aus verz, hier Nom. plur. masc.), 5 vaelant (= vaillanz), 8 noviaus (obl. sing.), 17 grand (obl. sing.), 18 tel chos (nom. sing.), 19 un grant (= granz), poentement, 33 tel chos, 59 vaellant (= vaillanz nom. sing.), 74 coetant (= nom. sing.), 79 sa blonde chaviaus (= ces blonz chaviaus, obl. plur.); R 2512 coarz (nom. sing.); C en tel maner (= telle manière); Ch ce grant forrest (obl. sing.); B pour quel cos, 3121 tex mox (nom. plur.), 3141 tel merceil (= obl. sing.); M de mon grant lans.

In den Texten des XIII. Jahrhunderts ist die Grundtendenz bei der Adjektivflexion die, daß man zu dem Singular den unflektierten Akkusativ als Normalform wählt, für den Plural als numerusunterscheidendes Merkmal ein s. Es ist das ja auch, abgesehen von einzelnen Durchkreuzungen, die Entwicklung, die das Kontinentalfranz. auf dem Wege zur neufranz. Periode einschlägt. Allerdings geht in einem Punkte das Jargonfranzösisch einen von der kontinentalfranzösischen und selbst von der anglonormannischen Entwicklung abweichenden Weg. Wenn wir unsere Texte nämlich durchmustern mit Bezug auf die genusunterscheidende Flexion der sog. eingeschlechtigen Adjektiva, so finden wir hier die auffällige Erscheinung, daß unsere Texte hier der klassisch-altfranz. Grammatik treuer geblieben sind als das Agn. oder das Zentralfranz. Hier ist nämlich die Entwicklung so, daß man bald dazu übergeht, in Analogie nach der Klasse 1a (durs, dure) auch für die ursprünglich eingeschlechtigen Adjektiva besondere feminine Formen zu bilden; also etwa statt grant (masc.) -grant (fem.): grant (masc.), grande (fem.). Diese Erscheinung ist im Agn. schon früh zu beobachten (so im Oxforder Psalter, Cambridger Psalter, Philippe de Thaun usw.). Auf dem Kontinent ist sie selten vor dem XIV. Jahrhundert festzustellen, häufiger erst im XV. Jahrhundert.

In unseren Texten finden wir dagegen, wie gesagt, merkwürdig korrekte Formen wie die angeführten Belege zeigen: also für Masc. und Feinin, der eingeschlechtigen Adjektiva gleichlautende Formen. Wie ist das zu verstehen? Ziehen wir wieder einmal das Englische zum Vergleich heran. Mit dem Schwund des gramm. Genus im Me. ist es ganz natürlich, daß für die Adjektivflexion genusunterscheidende Merkmale bedeutungslos und daher überflüssig werden: sie gehen verloren; wohin die Entwicklung geht, zeigt die Sprache der me. Urkunden von ca. 1380 bis 1430. Hier "findet eine Unterscheidung des Geschlechts und der Flexion der Adjektiva nicht mehr statt" (Morsbach, Schriftsprache p. 116). Es ist also einleuchtend, daß der franz. sprechende Engländer die ihm tatsächlich bequemeren eingeschlechtigen Formen (grant-grant für masc. und femin.) vorzieht, die agn. analogen Neubildungen (grant, grande) bleiben ihm fremd.

Im Mistère ist die Entwicklung analog der der Substantivflexion noch weiter gegangen, indem dieser Jargon auch das Pluralzeichen -s für die Adjektivflexion vermissen läßt. Auch dieser Fall erklärt sich mühelos durch das Me., wenn wir etwa zum Vergleich heranziehen die Ausführungen Morsbachs, Schriftsprache p. 116: "Bei der starken Flexion ist im Plural -e für alle Casus maßgebend geworden, welches dem altengl. e oder den altengl. volleren Vokalen sowie -um im Plural lautlich entspricht. Später verstummt auch dieses e vielfach. Bei der schwachen Flexion lauten Singular und Plural auf -e aus, entsprechend den altengl. Endungen a, e, an, um (mit Ausnahme der Genitivendung -ra). Doch haben schon die ältesten Urkunden einige Fälle, in denen das -e ausgelassen ist". Also teilweise ein Pluralzeichen -e, bei einer großen Gruppe lautlicher Zusammenfall des Singulars mit dem Plural. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet machen Konstruktionen wie "tout la bon fam et la bon lom" im Mistère keine Schwierigkeiten in ihrer Erklärung.

Die Komparation der Adjektive bietet zu keinen Bemerkungen Anlaß, abgesehen von dem Fall:

B 2698: compainons, avas vous ois toute le melor (= meilleur) sot francis que vous peussiez mais garder.

Die Verwendung von meilleur zur Bildung des Superlativs ist wohl nur auf eine komische Wirkung dieser paradoxen Zusammenstellung von meilleur und sot berechnet; sonst ist diesem Falle keine Bedeutung beizulegen. Es findet sich zwar auch im Afrz. manchmal eine superlativische Bildung von mielz (melius) mit dem Adjektiv; doch widersprechen sich die dann verbundenen Begriffe nicht etwa in dem Maße wie hier; z. B. tritt mielz öfter zu gentil oder zu vaillant, welch letzteres sich wieder aus der Wendung "valoir mieux" erklärt.

IV. Das Pronomen.

A. Personalpronomen.

Der Nominativ zeigt in allen Fällen, neben einigen unregelmäßigen Formen, solche, die der franz. Flexion korrekt entsprechen, so: ge, je, j', jo, tu, tou, il, für ele kein Beleg, nos nous, vous, il. Auch die anderen Casus finden sich in den regelmäßigen Formen des Zentralfranz. oder

agn. Gebrauchs. Es ist wohl überflüssig, die Belege der regelmäßigen Formen anzuführen; ich beschränke mich darauf, näher auf die vom

franz. Gebrauch abweichenden Formen einzugehen.

In F finden wir anstelle von je häufig die Form mi (18, 19, 20, 27, 41 u. ö.), auch für den Obl. me (56, 58). Dieselbe Form mi wird in F, wie wir bereits bei der Behandlung des Genus gesehen hatten. auch als Possessivum gebraucht, erscheint also für 3 franz. Formen verschiedener Lautung und Bedeutung: für je, me (bezw. moi), mon. hatte bereits unter dem Abschnitt "Genus" eine Erklärung dieser Form gegeben, die ich aus der häufigen Verwendung dieser Form mi im Paradigma des franz. Pronomens herleitete, unter Berücksichtigung der englischen Form mi neben myn des Possessivums; ergänzend möchte ich an dieser Stelle noch hinzufügen, daß bekanntlich auch neben dem Obliquus des Pronomens der ersten Person: moi, mei in franz. Dialekten, darunter auch das Normannische und das Agn., eine Nebenform mi bestand, die man aus einem vlt. mi aus klass. Latein mihi ableitet (Meyer-Lübke: Grammatik II, 102, § 75). In R und M finden wir dann die auffallend häufige Erscheinung, daß der Akkusativ des betonten Pronomens häufig dort steht, wo man die unbetonte Nominativform je erwarten sollte: so in R 2358, 2365, 2366, 2377, 2374, 2380 u. ö., M 9, 49, 52, 54, 71 u. ö. Jedenfalls ist diese Form in den beiden Texten in weit überwiegender Zahl gegenüber der schwach betonten Form je gebraucht; moi findet sich dann auch häufig in der Verwendung als Obliquus, wo man nach regelmäßigem franz. Gebrauch ebenfalls die satztieftonige Form erwarten würde; einzelne Fälle derselben Erscheinung finden sich schon im klassischen Afrz, besonders in invertierter Stellung (so Löwenritter 2501 S'irons tornoiter moi et vos); in der Entwicklung zum Neufranz. dringt dann moi als Nominativ durch für das unverbundene Pronomen. Im Agn. findet sich moi als Nominativ bedeutend früher, und wird hier bald zu einer ganz gewöhnlichen Erscheinung (vgl. Menger p. 116).

An einzelnen Fällen führe ich noch an: P 19 i (= il); daß il in satztieftoniger Stellung häufig das -l verliert, ist eine auch dem Franz. nicht fremde Erscheinung. Auch die Form li für lui in absoluter Verwendung als Nominativ finden wir häufig im Franz.; der Obl. des Femininums li wird nämlich im XIII. Jahrhundert oft als Masculinum gebraucht und erscheint so wie lui im Nominativ. Li für lui: P 30, R 2809, 2968, auch einige Fälle in M; für den Akkusativ bui: einige Fälle in M. Die Form ous mit Verlust des anlautenden v für vous ist ebenfalls dem Franz. und Agn. nicht fremd und erscheint hier häufig in satztief- wie satzhaupttoniger Stellung (Menger p. 115). Häufig finden wir auch bei der Anrede Wechsel von Singular und Plural, besonders in P, R und M. Hierüber sagt Suchier (Auban p. 8): "Eigentümlich ist auch die ungemein häufige Verwendung von 'du' und 'ihr' im selben Satze bei der Anrede an dieselbe Person. Freilich ist dieses auch sonst nicht unerhört: deus . . . vus benoie e quard qui tant pers prude ber!" Daselbst noch weitere Beispiele.

Zusammenfassend können wir also für die Flexion des Pronomens feststellen, daß diese im großen und ganzen nicht über die Abweichungen des Agn. vom Kontinentalfranz. hinausgeht; alle Erscheinungen haben ihre Parallele im Agn., oft auch im Zentralfranz.; allerdings gehen un-

sere Texte insofern weiter, als bei ihnen die Tendenz zur Normalisierung des Akkusativs auch in der Pronominalflexion stärker ist als im Agn. Daneben wollen wir uns auch vor Augen halten, daß gerade bei der Pronominalflexion unsere Autoren in der Darstellung der Flexionsverwir-, rung sich Schranken auferlegen müssen, da es sonst dem Leser doch wohl zu schwer fallen würde, einen Sinn in den Text zu bringen; doch korrekt gebildete Pronomina in erster Linie unentbehrlich zur Andeutung der syntaktischen Beziehungen der einzelnen Satzglieder untereinander. Außerdem hat auch die me. Pronominalflexion noch durchaus den Charakter eines Zweikasussystems bewahrt; in den Urkunden (1380 -1430) wird stets zwischen Nominativ und Akkusativ, Singular und Plural gerade bei der Pronominalflexion geschieden (Morsbach, Schriftsprache p. 120 ff.). Es besteht also keine Tendenz zur Verwirrung der franz. Pronominalflexion auf Grund einer event, weitgehenden Vereinfachung und Typisierung im Me., wie wir dies bei den anderen Kategorien deutlich feststellen können.

B. Possessivum.

Zum Possessivum ist im allgemeinen zu bemerken, daß hier bereits durchaus die Form des Akkusativs Normalkasus geworden ist. Das ist keine auffallende Erscheinung, da auch das Agn. sehr früh diesen Prozeß im großen und ganzen vollzogen hat; auf dem Festlande ist der Akkusativ als Normalkasus schon im XIV. Jahrhundert durchgedrungen. An besonderen Formen bemerke ich F 23, 24, 57, R 2357 und CH: mi = mon (vgl. hierzu den Abschnitt "Genus"), p. 77 me (= mes), B 2819 ro (= vostre); auch im Zentralfranz. findet sich für nostre eine Form noz, in der satztieftonigen Stellung ging nämlich -re verloren und das in den Auslaut tretende st + s ergab z. Im Nordosten und Osten bildete man dann analog nach mur-murs (Plural) auch von nos, vos den Plural no, vo, ebenso den Akkusativ sing. no, vo. Die in B belegte Form ist also auch im Agn. als geläufig anzusehen. Als satztieftonig entwickelte Form erklärt sich auch vot (= vostre) in M. Im übrigen ist zu bemerken, daß eine starke Verwirrung im Genus der Possessivpronomina herrscht, worüber schon im Abschnitt "Genus" das nötige gesagt ist. Für die Verhältnisse im Agn. verweise ich auf die eingehende Untersuchung des Possessivpronomens in Verbindung mit dem Hauptwort bei Burghardt (a. a. O. p. 10 ff.), woselbst Verfasser p. 16/17 auf die Einwirkung des Englischen bei der Genusverwirrung des Possessivpronomens zu sprechen kommt und eine interessante Beobachtung macht, die ich hier im Zitat anfüge: "Wenn der Franzose das Pronomen possessivum der (ersten, zweiten und) dritten P. Sg. zu einem Hauptworte setzt, so richtet sich das Pron. poss. nach dem gramm. Geschlecht des Hauptwortes, zu dem es tritt. Dagegen muß das Geschlecht des Besitzers aus dem Zusammenhang geschlossen werden. Im Germanischen jedoch ist, je nach dem Geschlecht des Besitzers, das Pron. poss. der dritten Sg. ein verschiedenes. Als die Engländer Französisch sprechen lernten, fand es sich, daß in sehr vielen Fällen das franz. son ohne weiteres mit dem englischen his (und sa mit dem engl. her) parallel ging. In anderen Fällen aber, nämlich wo es sich um ein franz. Fem. in Verbindung mit dem Pron. poss. der dritten Sg. handelte, das sich auf einen männlichen Besitzer bezog (oder um ein franz. Mask. in Verbindung mit dem Pronposs. der dritten Sg., das sich auf einen weiblichen Besitzer bezog), ging das Sprachgefühl beider Völker auseinander. Nun setzten die französisch lernenden Engländer, zuweilen nach Analogie ihres his ein son auch vor ein franz. Fem., und in dem Gefühl und mit der Absicht, mit diesem son das Genus des Besitzers zu bezeichnen" und p. 19 "Kehren wir nun zum XII. Jahrhundert zurück! Was mußte geschehen, sobald man neben dem korrekt französischen sa region nach englischer Art auch son region sagte? Wenn man beides nebeneinander hörte, mußte naturgemäß (vom franz. Standpunkte aus) eine Verwirrung in der Anwendung von son und sa eintreten, eine Unsicherheit, ob man son oder sa setzen sollte, vielfach das Gefühl, daß sa und son gleichwertig sei."

C. Demonstrativum.

Neben den überwiegend korrekten Formen bieten folgende Belege zu besonderen Bemerkungen Anlaß: in F findet sich 84, 103, 108 cestwi in absoluter Verwendung für den Nominativ, P 9 als Adjektiv cestwi longue baron. Im Franz. findet sich der Akkusativ cestwi in absoluter Verwendung (als Substantiv) nie, häufiger als Adjektiv bei Inversion des Subjekts im Normannischen und Agn., während im Zentrum und Nordosten die korrekten Formen noch das ganze XIII. Jahrhundert hindurch sich halten.

D) Die Verbalflexion.

Die Verbalflexion unserer Texte bietet uns geradezu ein klassisches Beispiel für den Prozeß, den wir schon des öfteren zu verfolgen Gelegenheit hatten, allerdings nicht in der Vollendung, wie er uns hier entgegentritt. Wir gehen auch hier wieder aus von dem Satz aus Morsbachs Schrift: Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen, p. 33, den ich wegen seiner klaren Formulierung hier zitiere: "Eine Wortsilbe wird (abgesehen von gewissen physiologischen Ursachen, die jedoch nur eine untergeordnete Rolle spielen), nur dann reduziert oder schwindet ganz, wenn auch die Bedeutung der Silbe reduziert oder völlig geschwunden ist." Gerade für die Verbalflexion ist dieser Satz von größter Bedeutung, wie denn auch andrerseits unser Jargon ihn in seiner Richtigkeit bestätigt. Die drei Stufen der Entwicklung zeichnen sich klar ab: Verwirrung in den Flexionsendungen und im Gebrauch der Tempora, Tendenz zur Vereinfachung der zahlreichen in ihrer Bedeutung dem Engländer fremden Endungen und schließlich Herausbildung eines neuen Typus ganz nach englischer Weise. In folgendem gebe ich zunächst die Belege, wobei ich mich damit begnüge, die Formen in ihren Abweichungen vom kont.-franz. Gebrauch zu bezeichnen. Bei keinem der bisher behandelten Flexionssysteme herrscht eine derartige Verwirrung wie bei der Verbalflexion unseres Jargons. Zunächst lasse ich die Belege folgen, bei denen sich die Verwirrung der Flexion zeigt; sie sind nicht so zahlreich, da im großen und ganzen der Jargon bereits zur zweiten und dritten Stufe der Entwicklung, zur Vereinfachung und zum Anstreben eines neuen Typus, fortgeschritten ist.

Entstellte Formen

a) des Präsens:

Schwache Verba: B 2649 je cater, 4494 lesse (= lessiez, Imp. Pl.); F 26, 40 tu avez; P s'il trovez (= dritte Sg. Praes.), 57 se vous aler, 63 rous sone; R demorez moi (= 3. Sg. praes. ind.), 2367 torner (1. Sg.), 2809 li senbler (= il senble).

Starke Verba: F il velt (vuelt), 79 que volez-tu, 106 tu dites, 16 foustes-vus (= estes); B 2644 volé (2. Pl. volez), 2649 voelle (2. Pl. volez), 2650 vol (= 1. sg. vuel), 2661 voelle (= 1. sg. vuel), 2661 tiene (imp. pl. tenez), 2817 puissez (2. Pl. poez), 2818, 2836, 3163 viene (imp. pl. venez), 2834 puisse (3. sing. puet), 2840 voeles (2. sing. veus), 3160 fui (3. sing. fut.), 4496 as (imp. pl. aiez); P 1 vint (3. sg. vient), 8 covint (3. sg. covient), 8 je faites (faz), 10 tenez (3. sg. tient), 18 je craie (1. sg. croi), 41 je pois (puis), 64 pot (3. sg. puet); R 2365 moi volez (1. sg. vuel), 2933 tu creez (2. sg. creiz); Ch je veele (1. sg. vuel), 10 por ce que je veele (1. sg. kj. vueille), quoi quieré vous (= 2 pl. querez), je queres (1. sg. quier); M dit (imp. sg. di), nous fait, moy voult (vouel), sehr oft fait (= 1. sg. faz), 213 voul (= 2. pl. volez), moy vit (1. sg. vei), nous veut (1. pl. voulons), oft fait (= 1. pl. faimes), oft moy mour (1. sg. muir), vint (= imp. pl. venez), moy voul (= 1. sg. vuel).

- b) des Perfekts:
- 1. schwache Konjugation: C doneré, deschaucer, trancherer (= 3 sg. -a).
 - 3. schwache Konjugation: C devestirer (3. sg. devestit).

Starke Verba: volerer (= 3. sg.), dirré (3. sg. dist), direrz (3. sg. dist), vener (3. sg. vint).

- c) des Partizips:
- 1. schwache Konjugation: R der Infinitiv im Sinne des Partizips cerchier, trover.
- 2. schwache Konjugation: Prompier (= rompu); R 2358 perdez (= perdu).

Starke Verba: B 2369 vené (= venu), 3134 dolé (= dolu); P 25 sont-il vint (venu); C volerer (volu); P 86 prent (= pris).

- d) des Futurum's:
- P 34 poistron (= 3. sg), 19, 45 je farra (= ferai), 45 je prendrez (= prendrai), 48 vondrai (= irai); C je serré (= serai).

Wie die Belege zeigen, beruhen diese entstellten Formen weniger auf lautlichen Veränderungen im Munde des Engländers, als vielmehr auf wahlloser Vertauschung der Formen: Dies ist der Zustand der Verwirrung, wie er im Munde des Engländers unbedingt bei dem Formenreichtum des Französischen eintreten mußte. Einzelne Erscheinungen sind allerdings auch dem franz. Gebrauch nicht unbekannt; so die häufige Verbindung eines Pronomens mit einer Verbalform, die eigentlich ein anderes Pronomen erfordert, (je faites, que volez-tu usw.). Diese Eigentümlichkeit ist der franz. Volkssprache sehr geläufig vom afrz. bis in die neueste Zeit (j'avons, je buvons). Einen wie großen Umfang sie angenommen haben muß, lehrt die bekannte Tatsache, daß es im XIV. Jahr-

hundert sogar bei Hofe Mode war, derartige Unkorrektheiten in der Sprache zu gebrauchen. Daß eine derartige im volkstümlichen Afrz. ziemlich häufige Erscheinung auf den Engländer nur verwirrend einwirken mußte, ist klar.

Wie schon angedeutet, finden wir in unseren Texten neben dieser Verwirrung in der Verbalflexion auch schon die Tendenz zur Vereinfachung, zur Herausbildung eines einheitlichen Typus durch Nivellierung der Flexionsvokale. Blicken wir auf den Zustand der englischen Verbalflexion jener Zeit, so bietet die Erklärung dieses Prozesses keine Schwierigkeiten. Hier tritt schon sehr früh eine völlige Gleichmachung aller volltönenden Flexionsvokale zu einem schwachtonigen -e ein; als unterscheidende Flexionszeichen dienen abgesehen vom Ablaut, der indessen ja nur Veränderungen im Wortstamm hervorruft, nur noch die auslautenden Konsonanten (-s, -eth), der Flexionsvokal ist zum -e, -e- reduziert; daß unter diesen Umständen der Engländer nur zu sehr geneigt ist, beim Sprechen des Franz. dessen volltönende Flexionsvokale zu vernachlässigen, ist nach dem Gesagten wohl klar.

In den Texten des XIII. Jahrhunderts finden wir häufig für alle Personen und Tempora die Flexionssilbe -a.

- a) im Praesens:
- 1. schwache Konjugation: B 2819 rous conta (= contex): P 35 se diex salva (= salt), 44 qu'il se brisa (= 3. sg. konj.), 72 manja (= 3. pl. manjuent), R 2808 tu l'amas (aimes), 2967 ama (3. sg. aime).

Bemerkung: In R findet sich häufig für irgend eine Person des Praesens der Inf. verwendet, so 2352, 2366, 2801, 2853, 2935 saver im Sinne der ersten Sg., 2385 saver-tu (= ses-tu), 2810 voler-tu (= veustu), 2938, 2969, 2976 tu voler (= tu veus), 2936 giser (= 3. sg. gist), 2971 tu venir (= viens), 2364 j'avoir, 2368 j'aver.

Starke Verba: B 4497 vous disa (= 2. pl. dites), 2779 disa (Impl. pl. dites), 2697, 2702 avas (= avez), 3109 java, 3358 ja (= ai).

- b) im Imperfektum:
- B 3109, 3125 j'ava (= avoi), 3157 ava (= avoit, 3. sg.).
- e) im Perfekt:
- 1. schwache Konjugation: B 3126 eeranea (1. sg. cevancai).
- 3. schwache Konjugation: Ch souffra (= souffrit).

Starke Verba: B 2700, 3153, 3165 vola (= 3. sg. volut), 3105, 3151 vena (= vint), 3106 u.ö., disa (= 3. sg. dist), 3149 ria (= 3. sg. rist), 3161 disa (= 1. sg. dis), 3167 sara (= 1. sg. fui), 3368 faisa (= fist).

- d) im Futurum und Conditional:
- 1. schwache Konjugation: F 41 chatera (= 1. sg.); P 70 je boutera (= 1. sg.).
 - 3. schwache Konjugation: P panirra, florrirra (= 3. pl.).

Starke Verba: B 4496 vous trouvera (= trouverez), 3362, 3364, 3367, fera (= 1. sg.), 3111, 3143 fera (= 3. sg. cond. feroit), 3375 metra (= 1. sg. fut.), 3129 sera (= 1. sg. fut. im Sinne des Praesens), 3130 je n'ara (= 1. sg. cond. aroie), 2659 u. ö., sera (= 3. sg. fut.

seroit im Sinne des Imperf.), 3150 avra (= 1. sg. fut.), 3374 sera (= 1. sg. fut.), 3376 ara (= 1. sg. fut.); P 4 je dirra, 34 vous porra (= 2. pl. porrez), 68 je farra (= 1. sg. fut. ferai), 69 je pandra (= 1. sg. fut. prendrai), 71 arderra (= 1. sg. fut. ardrai), 75, 78 je ferra (= 1. sg. fut. ferai), 80 je voudra (= voudrai), 81 vous verra (= verrez), 2 serra (= 3. pl. fut. seront), 46, 77 j'arra (= 1. sg. fut.); R 2852 moi saura (= 1. sg. fut. savrai), 2933, 2972 je dira (= 1. sg. fut. dirai).

In der Mehrzahl dieser Fälle handelt es sich um Reduktion der Endung -ai. Formen wie vena. disa usw. sind nur zu verstehen durch den Uebertritt dieser Verba in die 1. schwache Konjugation. Diese Eigentümlichkeit des Uebertritts vieler Verba in die 1. schwache Konjug.

ist in unseren Texten ziemlich häufig, so:

aus der 2. schwachen Konjug. Ch penderz (= pendre); C descender; M pende (= pendre);

aus der 3. schwachen Konjug. F 30 mirer (= merir), M parté (= partir);

aus der starken Konjug. F 29 querer (= querre); B 2651 prende (= prendre); P 13 rier (= rire), 38 sivier (= svivir, suivre), 48 prender (= prendre); R 2362 quer (= querre), 2374 diser (= dire), 2395 saver, 2969 devener, 2352 u. ö. saver (= savoir), 2810 u. ö. roler (= voloir), 2368 aver (= avoir), 2936 giser (= gesir); Ch mester (= metre), saver (= savoir), meter (= metre), ester (= estre), M avé (= avoir).

Diese Tendenz eines Ausgleichs der einzelnen Konjugationen zugunsten der ersten schwachen ist auch dem Agn. nicht fremd. Stimming, Boeve p. XXVIII: Bemerkenswert sind die für das Agnormann. charakteristischen Uebertritte von Verben anderer Konjugationen in die erste schwache, besonders im Infinitiv." Busch (a. a. O. p. 60): "In unseren Texten zeigt sich vielfach das Bestreben, die verschiedenen Konjugationsklassen an einander anzugleichen und zwar ist es die A-Konjugation, die mehr und mehr um sich greift." Wie die Beispiele zeigen, macht unser Jargon von dieser Erscheinung, die ja offenbar dem englischen Uniformierungsbedürfnis entgegenkommen mußte, zahlreichen Gebrauch. Daß es gerade die franz. a-Konjugation ist, die hier maßgebend für die Uebertritte ist, erklärt sich einfach aus der Tatsache, daß diese Klasse ungefähr 9/10 aller franz. Verba überhaupt umfaßt.

Wir sahen oben, wie in dem Bestreben, sich eine Einheitsendung zu schaffen, der radebrechende Engländer des XIII. Jahrhunderts Vorliebe für die Endung -a zeigt. Matzke sieht nach Suchier in dieser Endung -a ein provenzalisches Element. "The speech of the Duke of Gloucester (in Jehan et Blonde) is characterized by a second person plural in -a or -as; cf. Jehan et Blonde: avas, 2697, 2702; conta, 2819; disa, 4497, 2779; savas, 3168; seras, 2832; trouvera, 4495; verras, 3164. This is explained, and no doubt correctly, by Suchier as a Provencal element. I remember hearing in Paris a dialect recitation representing the speech of an Auvergnat, and the most striking feature of it was the ending -a of the verb without regard to its form. I am inclined to look upon certain other verbforms in -a in this same text as having the same ori-

gin . . . " (Matzke p. 9).

Diese Art der Zuhilfenahme aller möglichen Dialekte zur Erklärung des Jargons ist auch hier verfehlt. Abgesehen davon, daß diese Er-

scheinung des Anstrebens einer Normalendung ganz in den Rahmen des Bildes paßt, das wir im bisherigen Gang der Untersuchung von dem Jargon gewonnen haben, ist diese Eigentümlichkeit auch der agn. Literatursprache durchaus nicht fremd, und ist das Englische eben hier wieder der Faktor, der den ihm durch das Agn. gegebenen Faden, da er für die Umformung des Französischen im englischen Munde sehr geeignet ist, aufnimmt und weiterspinnt. Zum Agn. vgl. Boeve p. 195: "In einigen Fällen ist ein -a für ursprüngliches ai eingetreten, eine Eigentümlichkeit, die bekanntlich besonders in den nordöstlichen und östlichen Dialekten des Festlandes heimisch ist. Bei B (= Handschrift B des Boeve) findet sich in der Tonbildung allerdings nur ein Beleg; nämlich fra ge V. 801. während D etwas mehr aufzuweisen hat: dona ge V. 1060; tua ge V. 1307; jeo enragera V. 2235; serra jeo V. 2698. Wenn, wie Stimming sagt. diese Erscheinung eine "Eigentümlichkeit ist, die besonders in den nordöstlichen und östlichen Dialekten des Festlandes heimisch" ist, so wollen wir uns doch vor Augen halten, daß bekanntlich unter den nach England strömenden Franzosen ein starker Prozentsatz gerade jener Nord- und Nordostfranzosen war. S. 184 gibt Stimming zahlreiche Beispiele für eine "Vertauschung von nachtonigem -e mit -a" für die dritte Person Pl und Sing. (aus einer Handschrift des Computus: creissant, doussant, soussant : Cambridger Psalter : dunas, visitas, ira, terra . . . oussant, fussont, laidissant, u. a. ähnliche Formen der 3. Plur. Auch im Boeve, besonders bei D, ausschließlich in der Verbalendung -ent: pussant (potuissent), V. 1668; descendant V. 3200; eurant V. 3507.

Wenn wir in den Texten des XIII. Jahrhunderts eine starke Verwirrung in den Flexionsendungen feststellen und das Anstreben eines einfacheren Typus mit der reduzierten Endung -a beobachten konnten, so sehen wir im Texte des XIV. Jahrhunderts bereits eine Verbalflexion, die einen ganz, neuen der englischen Weise angenäherten, aber in der Vereinfachung noch darüber hinausgehenden Typus darstellt.

Infinitiv.

pas (= passer), army (= armer), crii (= crier), porty (= porter), sehr oft aly (= aller), tuy (= tuer), emblé (= embler), sonny (= sonner), pily (= piller), couchy (= couchier).

Praesens:

- 1. schwache Konjugation: vous porte (= portez), nous aly (= alons), copy (= 3. sg.), asommy (= 3. sg.), j'alé (= vois), army (= Imp. pl.), pety (= 1. sg. von petir für pieter), assommy (= 1. sg.), moy aly und so sehr oft, 52 moy donny, moy alé, moy embly, moy pily, je roby, sy se trouvy (3. sg.), tu aly, il m'ameny, raly-vous (= Imp. pl.), je donne, parly (= Imp. pl.), aly (= 3. sg.), nous ale (= alons), je frapy, je coupy, alé (imp. pl.), chevaly (= imp. pl.), sony (imp. pl.), crii (3. sg. crie), porty (3 sg.), vous aprochy, vous raly, venge-vous (imp. pl.), nous forg, je dony, moy rentry, afin qu'il tuy.
- 2. schwache Konjugation: j'entendy (= entent), qu'il foudry (= font), rendy-vous (Imp. pl.).
 - 3. schwache Konjugation: servy (= 3. sg. sert).
- Starke Verba: je faity (= faz), dity (= 3. pl. dient), oft il faity (3. sg. fait), dity (3. sg. dit), vene (= vient), je scave (= 1. sg. sai), je

fait (faz), dity (imp. sg. di), je prenny (1. sg. pren), veny (3. sg. vient), dicty (= 2. pl. dites), dyt (= 2. pl. dites), faly (= 3. sg. faut), pregny (= imp. pl. prenez), oft scavy (= 1. sg. sai), preny (= Imp. pl. prenez), oft faicty (= Imp. pl. faites), promety (= 3. sg. promet), nous faity (= 1. pl. faimes), je mety (= 1. sg. met), mehrere Male faicte (= Imp. pl. faites), diry (= 2. Pl. dites), nous faity (1. pl. faimes), dity (3. sg. dit im Sinne des Futurums), je congny (1. sg. conois), faitty-vous (2. pl. faites), favoy (= j'ai).

Partizip:

1. schwache Konjugation: army (= armé), billy (= habillé).

2. schwache Konjugation: perdy (= perdu).

Starke Verba: faity (= fait).

Futurum:

1. schwache Konjugation: je portery (= porterai).

Starke Verba: je fre (= ferai), je scavery, j'aury, vous aury, aury (3. sg.).

Von sämtlichen Formen des Verbums estre findet sich als Vertretung für alle Personen und Tempora nur die dem französischen fut entsprechende Form fut mit den Varianten futy, fout, fouty.

In den Belegen aus M ist am stärksten das Praesens vertreten, da es sich hier zum größten Teile um direkte Konversation handelt; längere rezitative Stellen (wie etwa in B oder R) fehlen leider; zudem steht sehr häufig das Praesens im Sinne des Futurums; diese Erscheinung ist nicht eine Neuerung des unter englischem Einfluß stehenden Französisch, sondern sie ist auch dem Afrz. sehr geläufig und findet sich häufig in afrz. wie agn. Literaturwerken. In volkstümlicher Sprache wird diese Tempusvertauschung einen breiten Raum eingenommen haben und kam damit natürlich dem Engländer, der ja schon seit altenglischer Zeit kein synthetisch gebildetes Futurum mehr kannte, sehr zustatten in seinem Streben nach Vereinfachung des franz. Formenreichtums.

Zur Beurteilung des uns in M gebotenen Materials der Verbalflexion werfen wir einen Blick auf die etwa gleichzeitige englische Flexion, wie sie uns in den in Morsbachs "Schriftsprache" behandelten Urkunden (1380 bis 1430) vorliegt. Als Flexionsendungsvokal tritt uns für sämtliche Tempora, abgesehen vom Partizip -ing, das tonlose e entgegen; auch dieses ist schon nicht selten verstummt; so ist z. B. die Endung der 1. Sg. praes., des ganzen Plural praesens und des Infinitivs in der Regel -e, wenn es nicht stumm ist; die 1. und 3. Sg. ind. des Praeteritums ist, wie schon im Altenglischen, endungslos (Schriftsprache p. 141). Tatsächlich ist ja auch im nördlichen England und in der Volkssprache jener Zeit das auslautende -e längst verstummt. Nach dieser kurzen Betrachtung wird es ohne weiteres klar, daß die Verbalflexion, wie sie uns in M vorliegt, ganz auf die Verhältnisse der englischen Verbalflexion zugeschnitten ist. Die graphisch einheitlich wiedergegebene Endung -y neben vereinzeltem -e, die für sämtliche Personen unterschiedslos verwendet wird, verleiht der Verbalflexion ganz die Eigenart der englischen Flexion.

Was die Qualität dieses -y angeht, so sehe ich darin die Bezeich-

nung eines schwachtonigen Vokals, der in seiner Qualität etwa dem neuengl, schwachtonigen -y der Endung entspricht (pretty). Ganz neuengl, ist bereits die Form pas (= passer) in M.

Das Verbum estre hat, wie die Belege zeigen, seine flexivische Sonderstellung vollkommen eingebüßt und sich mit der für alle Tempora und Personen gültigen Form fut bezw. futy ganz in den Rahmen der anderen Verba eingestellt.

Beruhen die oben behandelten Erscheinungen auf der Tendenz des Engländers, durch lautliche Angleichungen Vereinfachung zu schaffen, so bietet uns R auch eine Eigentümlichkeit, die, als feine Beobachtung des Autors, uns eine solche syntaktischer Art gibt. Dieses Denkmal ist bereits dazu übergegangen, wie die Belege im folgenden zeigen werden, sich für die zusammengesetzten Zeiten ein neues einheitliches Hilfsverb zu schaffen: R 2358 moi fot perdez (= j'ai perdu), 2659 fot cerchié (ai cerchié), 2360 fot trover, 2371 je fot rober, 2377 je fot (= j'ai), mangier, 2383 fot vos nez?, 2420 il fot pelez (= est), 2427 fut-il (est-il) pelez, 2435 fot-il (= fust-il) trovez, 2528 (il) fot pendus (= sera p.), 2802 je fot (= j'ai) (a)pris.

Fot findet sich in R überhaupt zur Vertretung jedes Tempus: 2370, 2516, 2800, 2805 ge fot (= sui), 2511 fot (= 1. sg. fut. serai), 2515 se moi fot (= 1. sg. cond. seroie), 2527 se fot (= fust), 2942 tu fus (= 2. sg. fut. seras), 2965 vos fot (= estes), 2975 fot (= 3. sg. fut.

sera).

Dieselbe Form fot dient dann aber auch verbunden mit dem Infinitiv als Ersatz für synthetisch gebildete Verbalformen: zur Umschreibung des Futurums, Konditionals und Konjunktivs. Die analytische Umschreibung dieser Verbformen ist ja bekanntlich ein Kapitel, das in den großen Rahmen des Uebergangs von der synthetischen Sprachform zur analytischen im Englischen gehört. Wir wissen, wie dieser Prozeß der Umschreibung synthetisch gebildeter Verbformen im Frühmittelenglischen sehr früh einsetzt. Diese Entwicklung des Englischen hat in R auch auf den Jargon abgefärbt, und die Konsequenz, mit der diese Erscheinung in R durchgeführt wird, spricht dafür, daß sie im Jargon einen breiten Raum eingenommen haben muß; auch die Tatsache, daß im allgemeinen die Umschreibung des Verbum finitum nach englischer Weise dem Agn. infolge englischen Einflusses nicht fremd ist, spricht für ihre Ausdehnung im Jargon. Vgl. Stimming, Boeve p. 130, Anmerk. zu Vers 140: "Prent ... a destendre. Nach Analogie des Me. begin, gin brauchen agn. Autoren mit Vorliebe prendre und comencer mit a und dem Infinitiv im Sinne des Verbum finitum . . . " Vergl. wir dazu die drei Stellen in R, die weiter nichts sind als eine Umschreibung des Verbum finitum dieser Art: 2380 moi fot aver (= j'ai) non Galopin, 2808 bien fot senbler (= senble), que tu l'amas, 2376, 2464 por toi qui fot senbler (= senbles) prodom.

Umschreibungen des Futurums sind: 2464, 2374 fot moi diser (= 1. sg. cond. je diroie), 2387 je fot servir (= 1. sg. fut.), 2389 je fot savoir (= 1. sg. fut. im Sinne des Praes.), 2395 je fot saver (ebenso), 2434 se tu le foz aver trovez (= 2. sg. fut. avras), 2438 fot voloir (= 1. sg. cond. voudroie), 2463 se pot aver (avroie), 2465 fot (sc. diser = 1. sg. fut.), 2974 fot tenir (3. sg. fut. tiendra), 2978 fot vos tendez (vos

attendra).

Umschreibung des Konjunktivs: 2373 se moi fot aver un riel.

Außerdem findet sich in R in einigen Fällen in eigentümlicher Weise die Form fot verwendet, wo sie nach Art des Englischen etwa den Charakter eines reimtechnischen Hilfsmittels haben kann. Ich hole zur Erläuterung dieser Annahme etwas weiter aus: es gibt ja bekanntlich im Me. zahlreiche Verba, die ihre Bedeutung als Begriffsverbum aufgegeben haben und nur noch die Funktion eines Hilfsverbums erfüllen; besonders greifbar ist dieser Uebergang bei dem Verbum ginnan. Einenkel bemerkt hierzu in seinen "Streifzügen durch die mittelengl, Syntax"; "Ginnan ist bei Chaucer, wie überhaupt im Mittelengl., der Vertreter des im Neuengl. so gewöhnlich als Hilfsverb gebrauchten to do. Freilich ergibt sich aus der Bedeutung, daß sich nicht immer genau entscheiden läßt, wo das Hilfsverb aufhört und das Begriffsverb anfängt. Doch scheinen mir folgende ganz sichere Fälle zu sein, da hier die Fortdauer der Tätigkeit bezeichnet wird und damit ein "Beginnen" ausgeschlossen ist: For he in gemmis gretly gan delite, III 216 ... " Die Konstruktion einer Praeteritalform von ginne (gan, gonne) mit dem Infinitiv dient vielfach nur noch als reimtechnisches Hilfsmittel, um den Infinitiv, "den ausschließlichen Träger des Begriffs", in die im Ton höhere Stelle des Reimes zu bringen. Für Chaucers Kunst hat dies in überzeugender Weise dargelegt die Arbeit von Franz Beschorner: Verbale Reime bei Chaucer, Gött. Diss. 1920. Ich zitiere daraus p. 17: "Die große Zahl der Fälle der behandelten Konstruktion (= gan, gonne + reimendem Infinitiv) ..., die Mannigfaltigkeit der von gan, gonne abhängigen Infinitive, der oft völlig überflüssige, oft störend empfundene, ja, oft mit der Bedeutung des abh. Inf. unvereinbare Gebrauch von gan, gonne, die Parallelität der Konstruktion mit nichtumschriebenen Zeiten von zum Teil synonymer Bedeutung, die Schwächung der Bedeutung und Betonung von gan, gonne, wie sie sich aus dem Vergleiche des Gebrauchs von ginne und biginne ergibt, das Verfahren Chaucers bei Uebersetzungen aus dem Franz. — alle diese Umstände rechtfertigen es, gan gonne (+ abhäng. Inf.) anzunehmen" und p. 13 "Daß oft der Gebrauch unserer Konstruktionen (gan, gonne + reimendem Infinitiv) nnr der Abwechslungslust des Dichters entspringt, es also kaum anders als umschreibend steht, zeigt kraß folgendes Verfahren im V. Buche des Troilus: 1498; al she gan him telle und 1506; "She gan wek telle him, parallel zu einem: she tolde . . . (1492) und zu she spak and tolde (1512)," Vergleichen wir die hier angeführten zwei charakteristischen Stellen aus dem V. Buche des Troilus etwa mit Stellen aus dem Roman de Renart wie: 2398 je fot savoir (je sai), 2395 je fot saver (= je sai), 2808 bien fot senbler (= senble), 2934 merveille fu qui te vendra, 2974 la martir fot vos tenir (tiendra) - so zeigt sich in diesen Umschreibungen jedenfalls eine überraschende Aehnlichkeit. Wenn der Zweck, nämlich den Infinitiv in den Reim zu bringen, im Roman de Renart nicht erreicht wird oder nicht beabsichtigt ist, so erklärt sich das daraus, daß diese Erscheinung hier eben in parodisierender Weise angewendet wird.

Der Akzent.

Mit dem Eindringen der Normannen und damit der franz. Sprache in England traten zwei ganz verschiedene Akzentsysteme mit einander in Berührung. Ueber den Charakter dieser beiden Systeme ist bereits so oft gehandelt worden, daß es überflüssig ist, an dieser Stelle auf den allgemeinen Unterschied der beiden Betonungsweisen näher einzugehen. Uns beschäftigt hier vor allem der Kampf dieser beiden Systeme und das Resultat des Assimilationsprozesses. Wir hatten in den vorhergehenden Abschnitten bereits gesehen, wie die zahlreichen franz. Flexionsendungen, die ja dazu bestimmt sind, das Wort in seiner syntaktischen Beziehung zu den andern Satzgliedern zu bezeichnen, für den Franzosen Teile des Wortganzen sind, die im Satzzusammenhang starken Bedeutungsinhalt bergen, mithin eine mehr oder weniger stärkere Betonung haben. Dem gegenüber der germanische Akzent des englischen Wortmaterials: hier sehen wir, wie durch Gründe mannigfacher Art die ursprünglich volleren Endsilbenvokale, die auch im Englischen zum Ausdruck bestimmter Wortbeziehungen im Satze dienten, allmählich für den Engländer ihren Bedeutungsinhalt verlieren und zu schwach betonten qualitativ indifferenten Silben herabsinken; der Verlust der Bedeutung ist das primäre, der den Verlust der Betonung als sekundäre Erscheinung im Gefolge hat. zitiere hier Morsbach, Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen 1), p. 33, Anm. 9: "Sie (= die Ansicht über den Untergang des gramm. Genus im Englischen) beruht auf der Anschauung, daß der germanische Akzent keine mechanische Verschiebung bedeutet (das hatte schon Scherer richtig erkannt), sondern ein psychologisches Moment zur Voraussetzung hat, nämlich den größeren oder geringeren Bedeutungsinhalt der Wortsilben auch durch größere oder geringere Akzentstärke (Expirationsenergie) hervor- bezw. zurücktreten zu lassen. Dieses Gesetz läßt sich für das Angelsächsische und Mittelenglische mit Sicherheit erweisen; für das Neuenglische liegt es klar zutage. . . . Wenn das Gesetz nicht überall so rein zutage tritt, wie manche vielleicht erwarten, so kommt das lediglich daher, daß neben anderen psychologischen Faktoren (z. B. Pausabetonung) auch physiologische Ursachen, wie z. B. die Erleichterung in der Aussprache gewisser Wort- und Akzentfolgen) das allgemeine Gesetz durchkreuzen. Auch die nominalen und verbalen Stammausgänge hatten ursprünglich eine bestimmte Bedeutung, sie schieden nicht nur formell sondern auch der Bedeutung nach die Nomina von den Verben, dienten also nicht bloß zur äußerlichen Unterscheidung der Wortklassen. Und ebenso verhält es sich mit den Flexionsendungen als lautliches Substrat der Bedeutungen bestimmter Wortbeziehungen im Satzzusammenhang. Eine Wortsilbe wird aber (abgesehen von gewissen phy-

¹⁾ Ich führe den Abschnitt hier im Zitat an, da die Schrift, weil sie längst vergriffen ist, manchem wohl nicht zugänglich sein wird.

siologischen Ursachen, die jedoch nur eine untergeordnete Rolle spielen) nur dann reduziert oder schwindet ganz, wenn auch die Bedeutung der Silben reduziert oder völlig geschwunden ist. Es kann nur mit der Bedeutung zusammenhängen, wenn z.B. das angelsächsische Praefix geim Me. als y sich nur im Part. praes. noch lange (im Süden Englands) erhält, in allen anderen Fällen aber ausnahmslos geschwunden ist ... mit Akzentwirkungen hat das eben so wenig etwas zu tun, wie wenn das auslautende -e und die Flexion überhaupt sich in Kent noch länger erhält als sonst in England. Für Kent wird man doch keine anderen Akzentgesetze fordern . . . "

Diese Anschauung, die wir bereits des öfteren bei Beurteilung der Flexionsverhältnisse unserer Texte zu bestätigen Gelegenheit hatten, gibt uns auch in Bezug auf die Betonung die Handhabe zur Beurteilung der Betonungsverhältnisse unseres Jargons. Wie in der Einleitung bereits dargetan, haben wir in dem uns vorliegenden Jargon das entstellte Französisch, wie es der Engländer der breiten Schichten der Bevölkerung, der sein Ohr höchstens an dem von den Regeln des klassischen Altfranzösisch weit abweichenden Französisch der Umgangssprache schulen konnte, gesprochen hat. Wir haben hier das Französisch, das in Berührung mit dem Englischen des Volkes, der Umgangssprache, trat und, wie wir gesehen hatten, alle jene Tendenzen der viel weiter und radikaler fortgeschrittenen englischen Volkssprache auf sich hat abfärben lassen. Auch auf dem Gebiete der Betonungsverhältnisse ist in der Tat das Englisch des täglichen Lebens bedeutend schneller in der Entwicklung als das Englisch der Literatursprache. Ich erinnere an die zahlreichen Doppelformen im Me. (-tǐk, -ĕre usw.) die sich nur erklären lassen durch den Einfluß einer verschiedenen Betonung, wie sie der Wechsel von gebildeter und ungebildeter Sprache mit sich bringen mußte. In den zahlreichen zweisilbigen Kompositis mit dem Betonungsschema xx wurde die zweite Silbe in der Volkssprache längst ohne Nebenton gesprochen, während die gepflegte Sprache, etwa Chaucers Sprache, die lautlich schwere Nebensilbe noch durchans mit Nebenton sprach 1). Es ist klar, daß dieser Unterschied zwischen Umgangssprache und gepflegter Sprache sich auch in der Betonung des franz. Lehnwortmaterials ausprägen muß; es ist daher wohl nicht ganz deutlich, wenn Behrens im Grundriß I, 812 sagt: "Schwanken zwischen ursprünglich romanischer und englisch-germanischer Betonung der Lehnworte charakterisiert die mittelenglische Zeit. Erst im XVI. Jahrhundert etwa war der Kampf entschieden, der Akzent in eingebürgerten Lehnwörtern im allgemeinen an diejenigen Silben gefesselt, die ihn noch heute tragen". Was heißt "schwanken"? Wie im bisherigen Gang dieser Untersuchung müssen wir auch bei der Beurteilung der Betonungsverhältnisse einen verschiedenen Standpunkt einnehmen, je nachdem es sich um die gewähltere, gebildete Sprache der Literatur oder um die freiere des täglichen Umgangs handelt2); und auch bei der ersteren Gruppe müssen wir in der Dichtung

Vgl. auch das von Tamson (in den Studien z. Engl. Phil., Heft 3, 1898, S. 56 ff.) gesammelte Material aus der alliterierenden Dichtung des Me.
 Diese Erkenntnis ist schon von Morsbach klar ausgesprochen im Foerster-Festband p. 325: "Das anglofranzösische bataille mit dem ursprünglichen Akzent auf ai ... wurde im Mittelenglischen mit Verlust der Mouillierung und unter

scheiden zwischen dem Teil des Verses, der das Kunstmittel (Reim, Alliteration) trägt und dem Innern des Verses. So machen wir z. B. bei Chaucer die interessante Beobachtung, daß er im Reime und auch vor der Caesur meist die traditionell romanische Betonung, dagegen im Versinnern die germanische Betonung bei franz. Lehnwörtern anwendet 1). Diese Erscheinung hängt m. E. zusammen mit künstlerischen Motiven: es ist das ein bewußter Archaismus, welcher der Versstelle, die das Kunstmittel (Reim) trägt, poetischeres Gepräge geben soll. Wir haben eine ähnliche Erscheinung in der stabreimenden me. Dichtung, wo der Stab zum großen Teil auf poetisch-archaischem Wortmaterial ruht (vgl. die Diss. von Brink: "Stab und Wort im Gawain, eine stilistische Untersuchung", Halle 1920, Studien zur engl. Philologie, Heft 59). Die Uebertragung der germanisch-englischen Betonung auf das französische Wortmaterial hat natülich auch im Jargon eine große Rolle gespielt. Bei unseren Texten läßt uns indessen in diesem Falle die Schreibung arg im Stich. Es standen den Autoren bezw. Schreibern keine graphischen Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung zur Andeutung dieser charakteristischen Eigenart des vom Engländer gesprochenen Französisch; andererseits werden sie sich eine derartig weitgehende phonetisch genaue Schreibung haben sparen können, da gerade die dem englischen Munde eigentümliche Betonungsweise in Nordfrankreich wohl allgemein bekannt gewesen sein wird.

Eine schwache Andeutung geben allerdings die Texte des XIII. Jahr-

1) Vgl. Joerden: Das Verhältnis von Wort-, Satz- u. Versakzent in Chaucers Canterbury Tales, Studien z. Engl. Phil. 55, 1915, S. 32, 48 u. 54.

dem englischen Hochton zunächst zu bátàil(e) und später bátèll; die ursprünglich betonte Silbe sank zur nebentonigen herab, wie auch sonst in französischen endbetonten Wörtern (vertú zu vértů) . . . Da aber in franz. Lehnwörtern die endbetonten Formen sich noch lange neben den nach englischer Weise auf der ersten Silbe betonten erhielten (besonders in der Sprache der Gebildeten und der Poesie), so hatten die mit englischem Hochton gesprochenen franz. Lehnwörter vielfach noch einen starken Nebenton . . . Mit der "Betonung franz. Lehnwörter im Me." beschäftigt sich auch ein neuerdings erschienener Aufsatz Luicks (Germ.-rom. Monstsschrift, Januar/Februar 1921, Heft 1/2, p. 14 ff.). Luick schließt seinen Aufsatz mit den zusammenfassenden Worten (p. 18): "Aus solchen Tatsachen und Erscheinungen ist zu schließen, daß die reduzierten Formen der in Rede stehenden Silben tatsächlich einen viel größeren Raum einnahmen als aus der Schreibung zu ersehen ist und wir berechtigt sind, uns von den Vorgängen ungefähr folgendes Bild zu machen: Lehnwörter des Typus cité, prisoun erhielten im englischen Munde — unmittelbar bei der Uebernahme - einen neuen Starkton auf der ersten Silbe, während auf der franz. Tonstelle ein Nebenton belassen wurde. Diese Formen, die sich heimischen Kompositen wie Plowman, manhood, freedom anschlossen, verharrten in langsamer, nachdrücklicher Rede besonders der Literatursprache, und wurden da namentlich wegen ihrer guten Verwendbarkeit im Reime gebraucht, wobei ähnlich wie bei entsprechend gebauten heimischen Wörtern vermutlich schwebende Betonung eintrat. Daß etwa im Reim doch noch rein franz. Betonung bestand, ist mir sehr zweifelhaft. In der Alltagsrede war jedenfalls der neue Starkton fest, der Nebenton schwankte ziemlich bald und es trat Schwächung des Vokals ein". Dazu möchte ich doch bemerken, daß zwar die breite Schicht des engl. Volkes, soweit sie mit dem Französischen in Berührung kam, wie Luick annimmt, den engl. Akzent unmittelbar substituiert hat, daß aber die vielen anderen, die das Französische besser oder gut lernten, auch den französischen Akzent sprachen, der sich in gebildeten engl. Kreisen auch in den französischen Lehnwörtern länger gehalten haben wird.

hunderts, wenn man geneigt ist, die zahlreichen Konsonantendoppelungen auch mit einer Akzentverschiebung in Verbindung zu bringen. Der Text des XV. Jahrhunderts ist, wie zu erwarten, auch hier weiter fortgeschritten, wenn auch in vielen Fällen die graphische Bezeichnung nicht sehr deutlich ist für den Ausdruck einer Akzentzurückziehung. Doch zeigen manche Schreibungen klar eine solche an, so: pas (= passer), batally (= batal aus bataille + y), francy (= francois), Fracil (= Francois), la clochy (= clochier), paral (= pareil), bouteil: pourcel (= bouteille); jole (= jolif), außerdem die zahreichen Infinitive auf -y, wie sie bereits bei der Verbalflexion behandelt worden sind.

§ 6.

Die Aphaerese.

Der Abfall von Vorsilben ist eine hervorstechende Eigentümlichkeit des Agfrz. und der franz. Lehnwörter des Me. (vgl. Stimming, Boeve p. XLIII, Suchier Auban S. 34—35; Busch S. 9; Behrens S. 64). Auch

in unseren Texten ist die Aphaerese ziemlich stark vertreten:

F 41 (a)chatera, 85 (a)chatai, 86 (es)gardai, 81 (a)porté; P 1 (es)panirra, 13 (en)tendez, 24 (An)glais, 25 (che)vauchier, 27 (e)froirrous, 32 (a)voir, 42 (a)poier, 53 atendi vertauscht mit entendi, 41 (en)contrier für encontrer, (o)choison, (es)maie, (re)pona; R 2420 u. ö. (a)pelez, 2364 und 2802 (a)pris, 2941 (a)lumer, 2942 (en)gendrer, 2977 (es)bosez, 2978 (a)tendez, 2966 (de)moré, 2438 (re)sambler; B 2640 (a)pelé, 2649 (a)cater = acheter), 2839 (es)bouser, 2700, 3112 (es)conser, 2702 (en)tendu, 2833 (a)tendre, 3121 (en)ganer, 2699, 2936 (es)garder, 3363 (a)trapés, 3370 (a)corder, 3156 (a)complie, 3150 (a)pris, 3135 (a)venu; C (es)porrons; Ch (che)vauchier, (es)porrons, (a)chata, (re)poner; M (as)sommy, (a)billy, (a)pelé, (a)semblé, (en)tent, (as)sene (= assener "treffen"); (An)gleter, (ins)truit, (a)taint, (a)trapé (re)cule, (a)my, (e)cu, (scutum).

Bei der Beurteilung dieser Erscheinung scheint Behrens, da er sie unter dem Abschnitt "Akzent- und Silbenverlust" behandelt, das Schwinden dieser Vorsilben der Wirkung des germanischen Akzents zuzuschreiben: "In dieser spezifisch englisch-germanischen Art des Dominierens der Hochtonsilbe über vorhergehende oder nachfolgende tonlose Silben findet ein großer Teil der quantitativen Lautveränderungen . . . ganz oder zum Teil eine Erklärung". Ebenso Suchier (Auban, p. 35 ff.), dessen Ansicht bereits oben bei der Behandlung des "unbetonten -e" zur Sprache gekommen ist. Luicks Erklärung (§ 465): "die erste Silbe . . . würde, wenn sie eine leichte Bildungssilbe war, überhaupt nicht übernommen" sagt nicht viel. Was ist eine "leichte Bildungssilbe"? Wie beim Verstummen des auslautenden -e, so müssen wir auch hier diese Wirkung einer Akzentverschiebung oder "des Dominierens des germanischen Akzents" auf die Existenz irgend welcher schwach betonter Silben

wenn nicht ablehnen, so doch als die untergeordnete Erscheinung ansehen. Auch hier ist es wieder der fehlende Bedeutungsinhalt, der diesen Silben für den Engländer die Existenzberechtigung nimmt. Allerdings wäre es auch hier verfehlt, dieses Schwinden der Silben infolge der Bedeutungslosigkeit zu verallgemeinern. Warum sollte ein achater z. B. nicht, in die germanische Betonungsweise eingeordnet, ein achter, ergeben können? Und in der Tat finden wir im Me. wie auch in den neuenglischen Dialekten genug Fälle, wo diese Aphaerese nicht eingetreten ist. Eine Aphaerese trat dann nicht ein, wenn die Vorsilbe nicht als solche empfunden, sondern als Teil des Hauptwortes gewertet wurde. In diesem Falle bekam das Praefix den Hauptakzent (s. Tamson: Word-Stress in English, Studien z. engl. Phil. III, 1898, bes. S. 124). anlautenden Silben verlieren auch in den Fällen für den Engländer ihren Bedeutungsinhalt, wenn es im Französischen (bezw. Anglofranz.) schon häufig gekürzte Formen neben den regelmäßigen vollen Formen gab; namentlich die nördlichen und östlichen Dialekte Frankreichs haben die häufige Erscheinung der Aphaerese. In diesem Falle, wo der Engländer zwei Worte für denselben Begriff in längerer und kürzerer Form nebeneinander gebraucht hörte, ist es klar, daß diese unfesten Vorsilben für ihn ohne Bedeutung sein mußten, er also die kürzere Form sich aneignete, die längere fallen ließ.

§ 7.

Die in den Text eingestreuten englischen Worte.

Um den Jargon in deutlichster Weise als von Engländern gesprochenes Französisch zu kennzeichnen, haben die Verfasser hin und wieder englische Brocken in den Text eingestreut. So: F 19 20 have, ave, 52 nai, nai; R 2351 Godehelpe, 2357 nai, 2370 und öfter ya, 2394 gotitoet, 2449 Jursalem (= die unter engl. Betonung reduzierte Form von Jerusalem); P 87 Godalmit, die hybride Form Ingleters; Ch Hari, Ingleters; B 2657 nai, 2695 par de foi; A 176 goditouet, ise gout; M bigot, meny, hect, het (= hed, altengl. heafod), millort, milort, milor, ye, bigo, faroual, bi me trot, quenaue, hourson, adiou, Cantorbery, die hybride Form Godenuit.

Die Worte des Connestable d'Angleterre (p. 56):

Milort, bigot! Flodin tast ly Gost art tol meust alst m'at goul det Ast chine foule det L'Armenac a la Franchequin Hourson quenane a gent Helquin Galst stot forque tostat dog la und p. 58:

Godesepit en gode mor Alaquesoz en goudonach A tro magot houose aconach

sind absichtlich stark in ihrer graphischen Wiedergabe entstellt, um das Kauderwelsch des Engländers gegenüber dem reinen Französisch des Messager de la Marche stärker hervortreten zu lassen Daß die Worte ohne Sinn und Verstand sind, besagt auch das Lob des englischen Königs (p. 56): "Bigot! j'entendy bien cela". Deutlicher als Englisch zu verstehen sind in diesem Kauderwelsch die Worte: Milort, bigot, hourson, quenane (= quenaue), dog, gode. Auf die häufig vorkommende Form de für den Artikel in B, R und M und ce in P hatte ich bereits unter dem Abschnitt "Artikel" hingewiesen. In den Beteuerungsformeln werden meist die Namen englischer Heiliger verwendet: Bi saint Gorg, par saing Gorg, saint Joan, par saint Joban (wohl Schreibfehler für Johan), par saint Mare, saint Almon u. a.

Die in R zweimal vorkommende Form ya (2370 u. 2394) benutzt Matzke wieder zur Stütze für die Zweifel an der Echtheit des Jargons. Sie ist nach ihm "German". Indessen lehrt ein Blick in das Wörterbuch von Stratmann-Bradley, daß es im Me. sehr wohl eine Form ua neben ye (altengl. 5ea) gab. Das ae. $5\bar{e}a$ hat bekanntlich neben der Entwicklung zu $5\bar{e}$ eine Form $y\bar{a}$ im Me. ergeben in der Weise, daß der ae. Diphthong ea unter Einfluß des palatalen Konsonanten zu einem steigenden Diphthongen entwickelte und seine erste Komponente verlor (Luick § 360). An diesen englischen Wörtern ist das Auffällige, daß sie größtenteils nicht in rein englischer Lautgebung wiedergegeben sind, sondern uns ein Englisch bieten, wie es nur im Munde von Franzosen geklungen haben kann. Viele Merkmale sprechen dafür: so das Verstummen des anlautenden h in ave (F 19). Das englische h ist wiedergegeben durch d, in P durch c, durch t in dem Wort trot. Für die Substitution des englischen stimmlosen b durch t führt Zachrisson (p. 39 ff.) zahlreiche Beispiele von Ortsnamen an. Die Aussprache d oder s, wie sie ja wohl durch c angedeutet werden soll, für englisches D ist auch im XVII. Jahrhundert eine bekannte Erscheinung. So bemerkt Le Clerc im XVII. Jahrhundert: "Au siècle suivant (= XVII. Jahrh.), Le Clerc donnait à ce propos quelques avis dictés par son experience personnelle: Il est aussi difficile de bien prononcer la langue angloise à ceux à qui elle n'est pas maternelle qu'il est facile d'apprendre à entendre les livres anglois. Il faut entendre parler les Anglois, sans quoi on ne pourroit pas bien comprendre le son de certaines lettres et surtout du th, qui est quelquefois un son qui approche de l's rude ou quelquefois du d, sans être ni l'un ni l'autre ... "1). Auslautender stimmhafter dentaler Verschlußlaut war den Franzosen fremd; der Laut verliert daher im französischen Munde den Stimmton, so: bigot, het, milort, gotitoet, gout, oder er fällt ganz fort, wie in dem in M mehrmals belegten Milor, millor. Bekannt ist auch die Erscheinung, daß Franzosen in die Lautgruppe kn einen Gleitlaut einfügen (vgl. Neuengl. Canute), daher in M quenaue für engl. knave (= altengl. cnafa), siehe auch Zachrisson, S. 50: "the group

¹⁾ Aus Bastide: Anglais et Français au XVIIe sc., Paris 1912.

kn, which was unfamiliar to French ears, is regularly turned into ken, kan etc." Der bilabiale englische Reibelaut w wird wiedergegeben durch ou in faroual (M). Alle diese lautlichen Eigentümlichkeiten charakterisieren das Englisch unserer Texte deutlich als ein von Franzosen gesprochenes Englisch.

Wenn unsere Autoren nur daraufhin abzielten, englische Brocken wiederzugeben, warum gaben sie dann nicht einfach die englische Schreibung? (also etwa knave, milord usw.)? Nein, diese englischen Brocken in franz, Aussprache sind ein Beweis dafür, daß es tatsächlich einen Jargon damals in England gab, der sich aus englischen und französischen Bestandteilen zusammensetzte. Ebenso wie ungebildete Engländer das Französisch entstellten, so haben englisch radebrechende Franzosen ein korrumpiertes Englisch gesprochen. Die in England ansässigen franz. Kaufleute werden sich früh bemüht haben, Kenntnis des Englischen für den Verkehr sich anzueignen; so wird sich bald eine beträchtliche Zahl doppelsprachiger Individuen herausgebildet haben. Die Einen sprachen ein reineres Französisch neben einem entstellten Englisch, die Anderen radebrechten Französisch neben ihrer englischen Muttersprache. Wahrscheinlich haben unsere Autoren ihre englischen Brocken mit der charakteristischen französisierten Aussprache den in England ansässigen französischen Kaufleuten abgelauscht, wenn sie zum Einkauf oder zu sonst einem Zwecke nach Frankreich kamen.

§ 8.

Zusammenfassung.

Zusammenfassend können wir als Resultat aus der Untersuchung über die Jargontexte feststellen:

- 1. Das in England gesprochene Französisch lautete nicht im Munde eines jeden Engländers gleich. Wir müssen in erster Linie scheiden nach Bildungs- und Gesellschaftsklassen. Die Schicht der englischen Bevölkerung, die in der Hauptsache nur ein Französisch des vulgären Umgangs hörte, ging in der Entstellung des Französisch und in der Umformung des fremden Sprachmaterials nach englischer Weise bedeutend radikaler vor, als die Schicht, die vielfach in näherer Berührung mit einem korrrekter gesprochenen Französisch stand, außerdem sich eines korrekteren Französisch möglichst befleißigt haben wird. Gehen wir von diesem Gesichtspunkte aus, so haben wir eine ungezwungene Erklärung der vielen sprachlichen Doppelerscheinungen hinsichtlich besonders der Akzentuierung und der Laute.
- 2. Die von Matzke geäußerten Zweifel an der Echtheit des englfranz. Jargons, wie er uns in den behandelten Texten vorliegt, sind unbegründet. Die Erscheinungen lautlicher und flexivischer Art, die Matzke als "Provencal", "German" oder als vulgäres Französisch ansieht,

lassen sich, wie wir sahen, in viel ungezwungenerer Weise aus dem Agfrz. oder dem Einfluß des Me. auf das in England gesprochene Französisch erklären.

3. Unsere Jargontexte beweisen, daß sich durch die enge Berührung von französisch und englisch Redenden bald im Munde vieler Engländer ein eigentümlicher englisch-französischer Jargon herausgebildet hat, und ein Vergleich zwischen den Texten des XIII. Jahrhunderts und dem des XV. lehrt in unzweideutigster Weise, daß dieser Jargon sich selbstständig und organisch fortentwickelt hat. Letzterer trägt in seiner ganzen Struktur das Bild eines nach englischer Weise stark umgebildeten Französisch und bietet uns einen Beweis dafür, daß im Kampf des Englischen mit dem Französischen "als Resultat des Assimilationsprozesses ein seiner ganzen Struktur nach vorwiegend germanisches, nicht romanisches Idiom hervorgehen mußte".

4. Das Resultat der Einfügung des französischen Sprachmaterials

in den Charakter des Englischen zeigt sich bei unseren Texten

a) in der Entstellung der afrz. Flexion und in der Herausbildung eines einfacheren, neuen Typus in Nominal- und Verbalflexion, der vielfach ganz den Stempel des Englischen trägt;

b) in dem rücksichtslosen Fallenlassen französischer Silben, die dem

Engländer in ihrer Bedeutung nicht klar waren;

e) in der Verdrängung des romanischen Akzents durch die germanische Betonungsweise (in der Volkssprache radikaler als in der gepflegten Sprache der Gebildeten und der Poesie);

d) in der Substitution englischer Laute für viele vom Engländer

nicht sprechbare französische Laute.

5. Unser Jargon bietet uns das Bild der Umformung einer Sprache nach den Gesetzen einer anderen, und dieser Prozeß zeigt uns zugleich in klarster Weise, eine welch wichtige Rolle bei Veränderungen des Lautkörpers der Bedeutungsinhalt einer Silbe spielt: "Eine Wortsilbe wird (abgesehen von gewissen physiologischen Ursachen, die jedoch nur eine untergeordnete Rolle spielen) nur dann reduziert oder schwindet ganz, wenn auch die Bedeutung der Silbe reduziert oder völlig geschwunden ist". Besonders die Flexionsveränderungen des Jargons waren in hohem Maße geeignet, diese Ansicht Morsbachs zu bestätigen.

Literaturangaben.

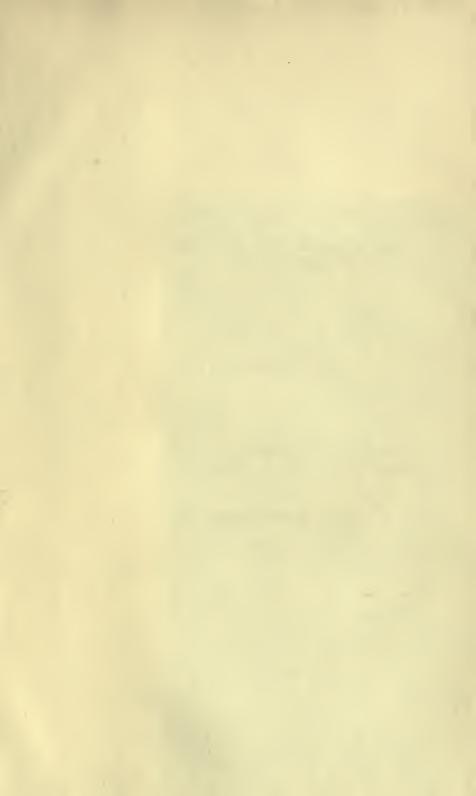
- Ausbüttel: Das persönliche Geschlecht unpersönlicher Substantiva, einschließlich der Tiernamen im Mittelenglischen seit dem Aussterben des grammatischen Geschlechts, Halle 1904, Studien zur englischen Philologie, Heft 19.
- Bastide: Anglais et Français au XVII^e siècle, Paris 1912.
- Behrens: Beiträge zur Geschichte der französischen Sprache in England, I. Zur Lautlehre der französischen Lehnwörter. Französische Studien, hsg. von Körting und Koschwitz, Bd. V, Heft 2, 1886.
- Zur Geschichte der französischen Sprache in England. Im Grundriß der germanischen Philologie, hsg. von H. Paul, Straßburg 1901.
- Beschorner, Franz: Verbale Reime bei Chaucer, Göttinger Dissert. 1920, Studien zur englischen Philologie, Heft 60.
- Brink: Stab und Wort im Gawain, eine stilistische Untersuchung, Halle 1920, Studien zur englischen Philologie, Heft 59.
- Burgaß, Ernst: Darstellung des Dialekts im XIII. Jahrhundert in den Départements "Seine-inférieure und Eure" auf Grund von Urkunden Dissert. Halle 1889.
- Burghardt: Ueber den Einfluß des Englischen auf das Anglonormannische, Halle 1906, Studien zur englischen Philologie, Heft 24.
- Busch, E.: Laut- und Formenlehre der anglonormannischen Sprache des XIV. Jahrhunderts, Dissert. Greifswald 1887.
- Cunningham, William: Die Einwanderung von Ausländern nach England im XII. Jahrhundert (übersetzt von Dr. Redlich, Wien) in der Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Band III, Weimar 1895.
- Dolle, Rud.: Graphische und lautliche Untersuchung von Dan Michels Ayenbite of Inwit, Diss. Bonn 1912.
- Ekwall: Historische neuenglische Laut- und Formenlehre, Sammlung Göschen 1914.
- Einenkel: Streifzüge durch die mittelenglische Syntax unter besonderer Berücksichtigung der Sprache Chaucers, Münster 1887 und Engl. Syntax im Grundr. f. g. Phil.
- Funke, O.: Zur Wortgeschichte der französischen Elemente im Englischen. Englische Studien, hsg. von Johannes Hoops, 55. Band, 1. Heft 1921.
- Hoevelmann: Zum Konsonantismus der altfranzösischen Lehnwörter in der mittelenglischen Dichtung des XIV. und XV. Jahrhunderts, Diss. Kiel 1903.

- Hoffmann: Das grammatische Genus in Lagamons Brut, Halle, Studien zur englischen Philologie, Heft 36.
- Horn: Historische neuenglische Grammatik, I. Teil Lautlehre 1908.
- Sprachkörper und Sprachfunktion, Berlin 1921, Palaestra 135.
- Luick, Karl: Historische Grammatik der engl. Sprache, 1.—6. Lieferung, Wien 1921.
- Beiträge zur englischen Grammatik II, Anglia XVI, p. 479—90, 1893.
- Beiträge zur englischen Grammatik VI, Anglia XLV, p. 174 ff., 1921.
- Matzke, John E.: Some examples of French as spoken by Englishmen in old French literature, Modern Philology, Vol. III, 1905.
- Meyer-Lübke: Historische Grammatik der frz. Sprache, Heidelberg 1913.
- Menger: The Anglo-Norman dialect, London 1904.
- Morsbach, Lorenz: Ueber den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache, Heilbroun 1888.
- Mittelenglische Grammatik, I, Halle 1896.
- Die angebliche Originalität des frühmittelenglischen "King Horn" nebst einem Anhang über anglofranzösische Konsonantendehnung, Beitr. z. romanischen u. englischen Philologie, Festgabe für Wendelin Foerster, Halle 1902.
- Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen, Berlin 1913.
- Historische Syntax des Englischen (Vorlesung 1916/17).
- Grundzüge der englischen Sprache im Lichte der Geschichte und Kultur Englands (Vorles, 1919).
- Historische Verskunst des Englischen (Vorlesung 1919).
- Palsgrave: Les claircissement de la langue françoyse, 1530, publié pour la première fois en France par F. Génin, Paris 1882.
- Remus, Hans: Die kirchlichen und speziell-wissenschaftlichen romanischen Lehnworte Chaucers, Halle 1906, Studien zur englischen Philologie, Heft 14.
- Scheibner, O.: Ueber die Herrschaft der französischen Sprache in England, Schulprogramm von Annaberg, 1888.
- Schirmer, Alfred: Die deutsche Umgangssprache. Stand und Ziele ihrer Erforschung. Germ.-roman. Monatsschrift, Januar/Februar 1921, p. 42 ff.
- Schlemilch: Beiträge zur Sprache und Orthographie spätaltenglischer Sprachdenkmäler der Uebergangszeit, Halle 1914, Studien zur englischen Philologie, Heft 34.
- Schröder, Heinrich: Hyperkorrekte (umgekehrte) Schreib- und Sprechformen besonders im Niederdeutschen, German.-roman. Monatsschrift Januar/ Februar 1921, Heft 1/2, p. 19 ff.
- Schwan-Behrens: Grammatik des Altfranzösischen. X. Aufl. Leipzig 1914.
- Stimming, A.: Der Anglonormannische Boeve de Haumtone, Bibliotheca Normannica, VII, Halle 1899.
- Historische Lautlehre des Französischen (Vorles. 1919).
- Historische Flexionslehre des Französischen (Vorles. 1919/20).
- Syntax des französischen Verbums (Vorlesung).

- Sturmfels, A.: Der altfranzösische Vokalismus im Mittelenglischen bis zum Jahre 1400, Anglia VIII, 201-264, IX, 551-581.
- H. Suchier: Ueber die Matthäus Paris zugeschriebene Vie de Seint Auban, Halle 1876.
- Altfranzösische Grammatik, Teil I, Halle 1893.
- Ten Brink: Chaucers Sprache und Verskunst, 3. Aufl. bearbeitet von Eduard Eckhardt, Leipzig 1920.
- Zachrisson: Anglo-Norman influence in English place-names, Lund 1909.
- Zenke, W.: Synthesis und Analysis des Verbums im Ormulum, Halle 1910, Studien zur englischen Philologie, Heft 40.









BINDING SECT. JAN 3 0 1968

PE 25 S8

Hft.62-63

Studien zur englischen Philologie

CIRCULATE AS MONOGRAPH

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

